


Thucydides' Geschichte in Prosaik der ersten
Krieges in Griechenland, während der
Jahre 490-481 v. Chr. von Franz Joseph. Berlin
1819. fortsetzt. X u 282 S. 8. (14 1/2 Bogen)
Herausg. von d. Königl. Bibliothek
als Fortsetzung an.

Th 28

Die schöne Litteratur
Deutschland's,
während
des achtzehnten Jahrhunderts.



Dargestellt

von

F r a n z H o r n.



Berlin und Stettin,
bei Friedrich Nicolai.
1812.



2800

Dem Leser.

Indem ich dieses Werk dem Deutschen Publikum übergebe, habe ich nur sehr wenige und einfache Worte voraus zu schicken.

Wohl erkennend, daß hier von einem Gegenstande die Rede sei, der die Neigung und das Interesse der gesammten Nation in vorzüglichem Grade erregt hat, und stets erregen wird, machte ich mir bei der Ausarbeitung dieser Schrift, besonnene Ueberlegung, Klarheit, Ruhe und Unpartheilichkeit zu den ersten Gesetzen; wobei es sich indessen wohl von selbst versteht, daß die letztere die ewige Partheilichkeit für alles Schöne und Gute, und wider alles Schlechte und Verkehrte, nicht bloß nicht ausschließt, sondern voraussetzt.

Unbefangen, doch nicht anders als mit sorgfältigem Fleiß, gab ich stets nur mein eigenes Urtheil, denn es dünkten mich oft

mals wenigstens zwei Dritttheile unserer Literaturhistorien beinahe überflüssig, weil diese meistens nur das wieder geben, was wir schon früher reiner und klarer aus der ersten Hand empfangen haben.

Da wir bekanntlich noch kein Werk besitzen, das sich mit der Geschichte und Kritik der Deutschen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts ausschließlich beschäftigt hätte, so begegneten mir manche Schwierigkeiten, die zu bekämpfen eine besondere Anstrengung erforderten.

Bei der ersten Ansicht dürfte dieses Buch vielleicht manchem Leser nur als fragmentarisch erscheinen, und es könnten dann wohl gar Einige meinen, es sei ohne eine ganz gesicherte Ordnung abgefaßt worden. Man möchte vielleicht wünschen, daß das Jahrhundert in einige Perioden zerfalle, oder daß die Reihe der Jahrzehnte als geschichtlicher Leitfaden diene. Endlich möchte man auch noch verlangen, angedeutet zu sehen, wie und was durch eine Periode zur Gestaltung der nächstfolgenden gewirkt worden sei, und wie deren Erscheinung sich genetisch erklären lasse.

Diese Einwürfe werden indeß schwinden, wenn man Folgendes erwägen will. Die schöne Literatur der Deutschen hat keinesweges den Charakter der Englischen oder Französischen, in der allerdings fast alles geordnet und aneinander gereiht erscheint, weshalb eine solche denn auch bei weitem bequemer zu schildern ist, als unsre vaterländische. Diese hat wirklich das Ansehn des Fragmentarischen, wobei man sich indeß erinnern wolle, daß das wahre Fragment eine kleine, aber vollständige Welt in sich selbst begründe, diese hat ferner das Ansehen des Ungeordneten, so wie wohl auch die Natur selbst dem ersten Blicke des Beschauers sich also darstellt. Die ästhetische Bildung der Deutschen ist überhaupt nur individuell, und keinesweges national, und es ist gerade die Aufgabe des Literaturhistorikers, sie in dieser ihrer wahren Gestalt darzulegen. Wer sie anders dargestellt zu sehen wünschte, der würde in der That etwas durchaus Fremdartiges wollen, das die Deutschen sich nimmer aneignen möchten. Deshalb ist denn hier jenes scheinbar Fragmentarische und Ordnungslose das wahrhaft Charakteristische und Systematische.

Perioden finden sich in der Geschichte der ästhetischen Kultur der Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts im strengeren Sinne nicht, man müßte es denn in zwei grell geschiedene Theile zerfallen lassen, deren erster bis etwa zur Erscheinung des Klopstockischen Messias reichend, Verfehrtheit, Undeutschheit, Leere und Dürre bezeichnete, so wie der letztere das fröhliche Erwachen und neue Aufblühen der Kunst. Abgerechnet aber, daß hier dennoch sich keine bestimmte Jahreszahl angeben ließe, abgerechnet ferner, daß jene früheren Decennien ihre eigentliche Wurzel in dem letzten Drittel des siebzehnten Jahrhunderts finden, und, als bloß nachahmend das Nichtnachahmungswürdige, keiner wahrhaftigen Periode den Namen geben können, so würde auch eine solche Eintheilung, so bequem sie auch sich machen ließe, wenig oder nichts zur Erleichterung der Uebersicht beitragen. Dasselbe gilt von dem Ordnen nach Jahrzehnten, die sich in einer Geschichte der vaterländischen Cultur nur mit Willkühr und durch einen unstatthafter und falschen chemischen Proceß würden haben scheiden lassen.

Was endlich jenen letzten Einwurf betrifft,

dem zufolge man angedeutet sehen möchte, wie eines aus dem anderen floß, so findet sich hier eine entschiedene Unmöglichkeit dem Verlangen zu genügen, eben weil die Bildung der Deutschen rein individuell ist und nur von innen heraus sich erzeugend, nach innen hin zurückwirkt. Man könnte beinahe ohne Uebertreibung sagen, daß kein wahrhafter Deutscher Dichter irgend einer Periode angehört, sondern nur in sich selbst gegründet über der Zeit steht. So lebte Klopstock neben Gottsched, und Gellert neben Stoppe. Es fließt in unserer vaterländischen Literatur wenig oder nichts aus einander heraus, sondern jeder wahrhafte Dichter bildet einen einzelnen Strom für sich, und nur die ewige Quelle der Schönheit ließ ihn entstehen. Sollten wir uns dieser Wahrheit, die allein unserer vaterländischen Literatur Charakter und Farbe leihet, widersetzen wollen, nur um der größeren Bequemlichkeit willen, die entstehen würde, wenn es nicht so wäre? Jene Erleichterungs- und Bequemlichkeitsmethode findet ihren Platz in der Französischen, Englischen, vielleicht auch in der Italienischen Literatur; nicht aber in der unsrigen, der sie ihre

Wesenheit rauben würde. Die einzelnen Belege für diese ausgesprochene Ueberzeugung findet man in dieser Schrift selbst von Anfang bis zu Ende.

Ein Buch wie dieses durfte und konnte nicht ohne Milde, doch auch nicht ganz ohne Ironie im Einzelnen, geschrieben werden, welches hoffentlich nur für sehr wenige Leser bemerkt zu werden braucht.

Zum Schlusse verstatte man mir den innigen Wunsch auszusprechen, daß diese Schrift das Ihrige beitragen möge, die alte kräftige Neigung der Deutschen für die vaterländische Poesie wieder zu erwecken oder von neuem hervorzurufen.

Berlin, am 6. Januar 1812.

Franz Horn.

Inhalt,

nebst dem Namenverzeichnisse sämtlicher in diesem
Werke angeführten Schriftsteller.

Ein Wort zur Einleitung.

Allgemeine Bemerkungen über den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. S. 1.

Wissenschaftliche Cultur. Thomasius. S. 2. 3.

Aesthetische Cultur. Rückblick auf Opitz, Flemming,
A. Gryph, Lohenstein, Hoffmannswaldau. S. 4.

Francisci, Ziegler, Fuchs, Schröder, Männling,
Hübner, Menantes, Uhse, Talander, S. 5.

Caniz, Besser, Wernack. S. 6.

Undeutschheit und Nachahmerei. S. 7. 8.

Vermischte, zum Theil tröstende Bemerkungen. S.
9. 10. 11.

Leibnitz. S. 12. 13.

Wolff. S. 14.

Lange. Baumgarten. S. 15.

Postel, Feind, Ch. Gryph, Pietsch, Richen. S. 16.

Brockes, Mosheim. S. 17.

Günther, Liscov. S. 18.

Königsdorf, Lehms, Gundling. S. 19.

Beginnender Streit der Schweizer und Leipziger
Sekte. —

Bodmer und Breitinger. S. 20. 21. 22.

Gottsched. S. 23. 24. 25.

Hagedorn. S. 26.

- Haller. §. 27.
 Gleim. §. 28. 29.
 von Kleist. §. 30.
 Uz, Spalding, Jerusalem. §. 31.
 Gellert. §. 32. 33. 34.
 Schlegel. §. 35.
 Rabener. §. 36.
 Weiße. §. 37.
 Klopstock. §. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44.
 Ramler. §. 45.
 Karschin. §. 46.
 Lichtwer, Zacharia. §. 47.
 Brawe, v. Cronegl. §. 48.
 Zernik, Rost, v. Creutz, Mylius, Ewien, Gärtner, Ebert, Gieseke. §. 49.
 Sicro, Hüber, Witthof, Unzer, Drollinger. §. 50.
 Dusch. §. 51.
 Allgemeine Bemerkungen über den damaligen Zustand der schönen Literatur in Deutschland. §. 52. 53.
 Winkelman. §. 54.
 Lessing. §. 55. 56. 57. 58. 59. 60.
 Götter. §. 61.
 Cramer. §. 62.
 Herder. §. 63. 64. 65.
 Kästner. §. 66.
 Wieland. §. 67. 68.
 von Goethe. §. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88.
 Lenz. §. 89.
 Sturz. §. 90.
 Hamann. §. 91. 92. 93.
 Klinger. §. 94. 95.
 Heinse. §. 96.
 Musäus. §. 97.

- Hölty. §. 98.
 Willamov. §. 99.
 Gerstenberg. §. 100.
 von Thümmel. §. 101.
 Nicolai, Engel, Garve, Sulzer, Mendelssohn, Eber-
 hard. §. 102. 103.
 Denis. §. 104.
 Massallier, Kretschmann. §. 105.
 von Göttingk. §. 106.
 Gotter. §. 107.
 Miller. §. 108.
 von Schiller. §. 109. 110. 111. 112. 113. 114. 115.
 116. 117. 118. 119.
 Babo. §. 120.
 Pfeffel. §. 121.
 Gih. §. 122.
 J. G. Jacobi. §. 123. 124.
 von Hippel. §. 125.
 Leisewitz. §. 126.
 Lichtenberg. §. 127. 128. 129.
 Bürger. §. 130. 131.
 Meander. §. 132.
 Claudius. §. 133.
 Schubart. §. 134.
 Bote. §. 135.
 Michaelis. §. 136.
 J. H. Jacobi. §. 137.
 Leopold v. Stolberg. §. 138.
 Christian v. Stolberg. §. 139.
 Jean Paul. §. 140.
 von Alvinger. §. 141.
 Matthiffon. §. 142. 143.
 von Salis. §. 144.
 von Müller. §. 145.
 L. F. Huber. §. 146. 147.

- Lavater. S. 148. 149.
 Rosengarten. S. 150. 151.
 Heydenreich. S. 152.
 Hermes. S. 153.
 G. Müller. S. 154.
 Haug. S. 155.
 Neubert. S. 156.
 von Kokebue. S. 157. 158. 159. 160. 161. 162. 163.
 164. 165. 166. 167. 168.
 Tiedge. S. 169. 170.
 Jünger. S. 171.
 Schröder. S. 172.
 Gedike. S. 173. 174. 175. 176. 177.
 Brandes. S. 178.
 von Knigge. S. 179. 180.
 Moriz. S. 181.
 Meißner. S. 182.
 Rittner. S. 183.
 Wosß. S. 184. 185. 186. 187.
 Blumauer. S. 188.
 von Nicolay. S. 189.
 Lafontaine. S. 190. 191. 192. 193. 194.
 Tffland. S. 195. 196. 197. 198. 199. 200.
 Andeutungen über die am Ende des achtzehnten Jahr=
 hunderts entstehende philosophisch - ästhetische Re=
 volution, über den Geist der schönsten Literatur im
 ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts,
 und über die Art, wie die Geschichte desselben zu
 behandelt sei. S. 201. 202. 203. 204. 205. 206.
 207. 208.

Ein Wort zur Einleitung.

Wenn die gesammte Geschichte der leßtern Jahrhunderte, sowol in Hinsicht auf die Kultur im Allgemeinen als auf die Politik im Besonderen, ohne einen steten Rückblick auf die Reformation Luthers und Calvins, nicht vollständig begriffen werden kann, so wird auch die Gestalt und das Wesen des achtzehnten Jahrhunderts nicht klar erkannt werden können, ohne das Zurückschauen auf den dreißigjährigen Krieg, welcher gewissermaßen die Reformation beschließt. Deutschland hatte in diesem beispiellosen Kampfe dem gesammten Europa ein Schauspiel gegeben, desgleichen die Weltgeschichte bis dahin noch nicht aufgeführt hatte. Es hatte Deutschland, entzweit im Urtheil und Glauben, unselig getheilt in zwei fast gleiche Hälften, die herrlichsten Kräfte aufgeboten, um sich noch einmal in seiner ganzen alten Glorie zu zeigen; aber auch, um sich selbst zu ver-

wunden und sich selbst zu vernichten. So folgte denn jenem großen und in gewissem Sinne heiligen Kampfe, ein beengender Friede, den nur eine fast vollendete Erschöpfung gewähren konnte, ein Friede, der gleichsam den bittersten Gegensatz zu jenem kraftvollen Kriege bildet, und eine demüthige Ergebung erkennen ließ, die nur aus jenem Aufgebote aller Kräfte, die jetzt leider in sich selbst zusammen gesunken waren, erklärt werden kann. Nicht Deutsche waren es, die den Westphälischen Frieden schlossen; Frankreich und Schweden waren die Gebietenden, und obwohl das erstere Reich erst in den letzteren weniger bedeutenden Jahren des Streites, sich in den Kampf gemischt hatte, so schrieb es doch jetzt Gesetze vor, die Ferdinand III. gewähren mußte. Dieser Kaiser, der Deutschland an den selbstgeschlagenen Wunden fast hatte verbluten sehen, konnte jetzt von allen Tugenden eines Mannes, keine andere üben, als Anstand im Unglück und Geduld, er mußte Bedingungen eingehen, die in den glücklicheren und kräftigeren Zeiten der Vergangenheit, kein Deutscher würde zugestanden haben. Jener Frieden zu Münster und Osnabrück, der noch so oft von denen, die der Geschichte unkundig sind, als eine Wohlthat für Deutschland betrachtet wird, setzte nicht bloß die politische Schwäche Deutschlands als noth-

wendig und gewissermaßen konstitutionsmäßig fest, sondern er enthielt auch den Keim zu neuen Kriegen, die in der That keine menschliche Klugheit von Deutschland abwehren konnte.

Ferdinand III. starb im Jahre 1657, und ihm folgte Leopold I., ein Mann, dem wir zwar wegen seiner Gutmüthigkeit, Kunstfertigkeit, Standhaftigkeit und Geduld unsere Achtung nicht versagen dürfen, dem wir aber das Herrschertalent im höheren Sinne absprechen müssen. Leopold selbst schien es zu fühlen, daß er in dieser rauhen, gewitterschweren Zeit nicht Kraft genug besäße, um das von vielen Seiten her drohende Unglück abzulenken, und wandte deshalb sein ganzes Wesen nur an, um die ihm unabänderlich scheinenden Leiden mit Standhaftigkeit zu erdulden. Die Uneinigkeit unter den Deutschen Fürsten selbst, die Kriege mit Frankreich, die man im ganzen Laufe des siebzehnten Jahrhunderts fast nur nach verlorenen Schlachten berechnen kann, (indem z. B. das einzige Jahr 1674 fünf für die Deutschen unglückliche Treffen aufzeigen kann) die ewige Gährung Ungarns, der furchtbare Heranzug der Türken bis nach Wien, dessen Eroberung nur das letzte Aufgebot der deutschen Treue, so wie die Theilnahme eines edlen Polnischen Fürsten abwehren konnte: dies alles nahm

Leopolds Kraft so ganz in Anspruch, daß es schien, als glaube er zuletzt nur noch an Unglück und Jammer, nicht mehr an das Gelingen der bedachtesten Pläne, nicht mehr an den Sieg der gerechten Sache. Daß er aber bei diesem ruhigen Unglauben, bei dieser, wenn wir so sagen dürfen, gelassenen Verzweiflung, dennoch niemals aufhörte, der guten Sache seine Thätigkeit zu widmen, daß er dennoch niemals seiner moralischen Würde etwas vergab, das wollen und müssen wir ihm als etwas Bedeutendes anrechnen. Um consequent zu handeln, ist vor allen Dingen Vertrauen zu sich selbst, zu den Menschen, und zu Gott vonnöthen: Leopold besaß nur das Letztere, und auch wohl nur in sofern, als er in ihm den Geber der Geduld erblickte, die ihm bei dem stets erneuerten Unglück, des Reichs so wohl als seiner Erbstaaten, als die nothwendigste aller Tugenden erschien. Zu handeln und zu siegen verstand er nicht; wohl aber zu dulden, und consequent zu sein im duldenden Leben. Man darf vielleicht sagen, daß Leopolds Haupteigenschaft, auch zur Haupttugend der damaligen Deutschen wurde, wobei man indessen zum Theil mehr auf den äußerlichen als innern Anstand Rücksicht nahm.

Indem wir die specielle Geschichte Deutsch-

lands während der damaligen Zeit, deren Darstellung ohnehin nicht hierher gehören würde, als bekannt voraus setzen dürfen, halten wir diese allgemeinen und kurzen Andeutungen zu dem Zwecke des gegenwärtigen Werks für hinreichend. Möge der Leser sich zuvörderst ein Bild der früheren glänzenden Jahrhunderte Deutschlands vor Augen stellen, möge er zweitens den Zeitpunkt der Reformation erwägen und in allen seinen Folgen, als deren letzte der westphälische Frieden zu betrachten ist, überschauen, möge er endlich das durch denselben als nothwendig hervorgehende Sinken Deutschlands als einer politischen Macht, betrachten, und sodann zu der Deutschen Culturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts übergehen.

§. 1.

Wie fand das Jahr 1701 die Deutschen? In der politischen Welt war nach einer dreißährigen elenden Waffenruhe, die der Rixwycker Frieden (1697) veranlaßt hatte, ein neues reges Leben eingetreten. Ludwig XIV streckte nach der reichen Erbschaft Spaniens die Hände aus, und so tief geschwächt sich auch Leopold I. durch die beiden früheren jammervollen Kriege, die er mit ihm geführt hatte, fühlen mußte, so vermochte er doch zu dieser neuen Anmaßung nicht zu schweigen. Während die Unterthanen in seinen Erbstaaten sich mit Eifer rüsteten, erging an die Fürsten Deutschlands der Ruf und die Mahnung um pflichtmäßige Treue und Hülfe. Mit besserem Eifer als gewöhnlich folgte man dem Ruf, denn Friedrich I. der das neue Jahrhundert mit einer Selbstkrönung begann, und Herzog Ernst August von Braunschweig-Lüneburg, der (1692) die neunte Kurwürde erhalten hatte, beide durch Dankbarkeit an den Kaiser gefesselt, gingen den übrigen Fürsten mit edlem Beispiele voran. Nur der Kurfürst von Baiern, Maximilian Emanuel, (reg.

1679 — 1726) von Frankreich gewonnen, trennte sich von dem würdigen Bunde, doch die Strafe ereilte ihn diesmal mit rascheren Schritten als sie sonst zu gehen pflegt, und erst spät wurde das was sich von außen und nach außen hin zurückgeben läßt, ihm zurückgegeben.

Es schien als hätten die Deutschen es durch ihre früheren unglücklichen Kriege mit Frankreich eingesehen, daß sie nicht wetteifern könnten mit dieser Nation in Hinsicht des Vermögens, den Moment rasch aufzufassen und zu benutzen, nicht in der ewig regen sinnlichen Anschauung, und wenn ich so sagen mag, in der Arithmetik des Verstandes. So hatte man denn aus dem Auslande würdige Feldherren gewählt, Eugen von Savoyen und den Englischen Fürsten Marlborough, und wenn sich auch das Deutsche Gefühl dadurch verletzt fühlen mußte, so gab es doch den Trost, daß ein rein Deutscher Mann, Ludwig von Baden, ihnen zur Seite stand, und an Feldherrntalente nicht unrühmlich mit jenen großen Führern wetteiferte.

§. 2.

Die wissenschaftliche Kultur der Deutschen, hatte um diese Zeit zwar nichts von ihrer alten Gründlichkeit verloren, doch desto mehr von ihrer regen Lebendigkeit. Die alten aristotelisch

scholastischen Formen, noch dazu sehr oft irrig aufgefaßt, bestanden in ganzer furchtbarer Strenge, und es schien, als dürfe sich keine neue große Idee gegen sie aufwagen. Die Philosophie war zur bloßen, nicht einmal klar gedachten Logik geworden, die Theologie nicht selten zur dürrn Zwangsmoral und liebeleeren Polemik. Wohl gab es Manche, die diesen traurigen Zustand einsahen, und eine Umwandlung wünschten, aber der kühne, selbstständig schaffende Geist fehlte, der sie allein hätte hervorrufen können. So hatte man schon früherhin in schmähhcher Selbstverleugnung angefangen, vom Auslande zu borgen, traurig irrend, als könne irgend etwas wahrhaft Gutes von Außen her angeeignet werden. Doch dieser Irrthum war nur zu bald von Vielen geheiligt worden, und so kam es, daß man nicht selten mit den geliehenen Waffen, fremder Selch-
tigkeit und Gemüthlosigkeit, die im Innlande selbst erzeugte Trockenheit und Pedanterie bekämpfen wollte. Da war kein rechter Kampf und kein rechter Sieg möglich, wo beide Theile Unrecht hatten. Hier ist zuvörderst Christian Thomasius (geb. 1655, gest. 1728) zu nennen, dessen Verdienste häufig überschätzt, häufig aber auch ganz verkannt worden sind. Eine entschiedene Unzufriedenheit mit dem was er in Littera-

tur und Kunst der Deutschen vorherrschen sah, machte ihn zum Schriftsteller. Ihn, den Mäsch bewegten, ärgerte das trockne Formwesen der Wissenschaft und die Elephantenartige Steifheit im äußern Leben seiner Landsleute. Was tiefer bei ihnen lag, sah er wohl selbst nicht ein; um so mehr aber fand sein witziger Geist das Lächerliche an ihnen auf, und da er sie dennoch liebte, und von allen Seiten den Spott des Auslandes auf Deutschland eindringen sah, so schien es sein Plan, selbst spottend sie nach und nach von jenem Spotte zu befreien.

§. 3.

Er bot ihnen manches Gute und manches Schlechte, er brachte die Deutsche Sprache, die damals fast kein Deutscher Gelehrter verstand und redete, wieder zu Ehren; nur mußte man beklagen, daß das Erste, was er in der vaterländischen Sprache schrieb, eine Einladung an die Deutschen war, sich der französischen galanten Manieren zu befleißigen. Er gab ihnen das erste Journal, den ersten Stoß zur Aufklärung, und als diese ihm nicht genügte, empfahl er ihnen die Mystik, die er aber am Ende wieder verwarf, um von neuem zu einer nur noch mehr geklärten Aufklärung zurückzukehren. Bei allem diesen Wankelmuth, bei allen diesen Irrthümern verdankt

ihm dennoch die Wissenschaft etwas recht sehr Großes, ein freieres lebendiges Leben, wenn auch, wie durchaus nicht geläugnet werden kann, demselben ein höheres Prinzip gemangelt hat. Er war kein Philosoph, doch bezeichnete ein eifriges Streben nach dem, was er allein als Philosophie anerkannte, der Rechts- und Tugendlehre sein ganzes Leben. Es gelang ihm wenigstens hie und da bei den muthigeren Jünglingen, an die er sich wie billig ganz besonders wandte, die bequemen Polster der alten fast versteinerten Philosophie lächerlich zu machen, was ihm um so mehr gelingen mußte, da er in die dürre Zeit wenigstens etwas von Witz und Laune mitgebracht hatte, dessen nur wenige damals Lebende sich rühmen konnten. Dem ungeachtet war das Resultat seines Wirkens nur temporär, ja sogar nur momentan, denn er fand nie den Weg, auf das Gemüth der Deutschen im Allgemeinen zu wirken, da es ihm leider selbst fehlte.

S. 4.

Wenden wir uns jetzt zu der ästhetischen Cultur der Deutschen, als das neue Jahrhundert sie gleichsam fragend ansah, so ist die betrübte Antwort zu geben, daß leider fast gar keine vorhanden war. Die tiefen und herrlichen Töne eines Opitz, Fleming, Andreas Gryph

u. s. w. waren fast gänzlich verhallt, und als Muster der Dichtkunst, galten nur Lohenstein und Hoffmannswaldau. Es ist an einem andern Orte *) ausführlich über den litterarischen Charakter dieser Männer geredet worden; hier sei Folgendes genügend. Es war der Hochmuth, durch den sie fielen. Sie wollten die Farbe noch farbiger, den Ton noch tönender, das Schöne noch schöner haben als schön. Darum entschwand ihnen das Schöne, das sich nur dem einfach frommen und bescheidenen Gemüthe kund thut, und sie schrieben schlecht, weil sie besser schreiben wollten als gut. Wenn aber ein solcher kolossaler Irrthum, wie der ist, den wir bei ihnen antreffen, als eine höchst interessante Erscheinung betrachtet zu werden verdient, so hört doch alles und jedes Anziehende desselben auf, so bald wir ihn nachgeahmt finden. Dies war bereits bei dem Leben jener Männer der Fall gewesen, und es geschah noch bei weitem mehr, als ihr Tod sie gewissermaßen heilig sprach bei den Deutschen, denen man damals mit Recht nachsagte, daß sie gern bewunderten und heilig sprachen, so wie man ihnen jetzt, im neunzehnten Jahrhundert, vielleicht

*) S. Meine Geschichte der Deutschen Poesie und Beredsamkeit, Abschnitt V.

den entgegengesetzten Fehler nachsagen darf. Man hatte kaum mehr Poesie und Beredsamkeit, sondern nur eine Lohensteinische Art zu dichten und zu reden, sie war zu einem bequemen Geländer geworden, welches sicher zu leiten schien, während es zu nichts führte als zur kalten Fehlerhaftigkeit, und talentlosen Verkehrtheit. Das was wirklich gut und bedeutsam in jenen Schriftstellern ist, wurde fast ganz übersehen oder doch wenigstens nicht geahmt, desto mehr ihr Verfehltes: ihre bleierne Gelehrsamkeit, ihre Ueberfülle von verworrenen Bildern, ihre mechanische Schwerfälligkeit, ja sogar auch ihr Unsittliches und Unzüchtiges. Zu dem Letztern hatte besonders Hoffmannswaldau den Ton angegeben, und viele Deutsche Dichter stimmten ihm bei. Nie aber wird der Deutsche, der von Natur zu nichts Sinn hat, als zu dem Reinen, Sittlichen und Edeln, widerlicher und gemeiner, als wenn er sich eine ihm ganz fremdartige Laxität und Frivolität anzueignen strebt; dann aber auch desto verächtlicher.

§. 5.

Es hat sich auch wohl in neuern Zeitengetragen, daß gewisse ausgezeichnet geistreiche Redner und Dichter den Geschmack der meisten Zeitgenossen beherrscht haben; doch gewiß nicht eine

so lange Zeit, als Lohenstein, dessen litterarisches Consulat fast 60 Jahre füllt. Während beinahe alle Deutsche Dichter in seinem Sinne zu arbeiten sich beflissen, waren auch die Theoretiker bemüht, seine Grundsätze in Poesie und Rhetorik festzustellen, und auf diese Weise die Geister völlig zu bannen. Francisci, Ziegler, Fuchs, Schröter, Männling u. s. w. sind hier zu nennen als Redner, Historiker und Aesthetiker in dem angegebenen Verstande, obwohl mitunter auch wider ihren Willen der Geist des Schwächlichen und Kriechenden sich in ihren pathetisch aufgetriebenen Styl mischt. Es hatte sich nämlich ein bedeutender Gegner Lohensteins gefunden, Christian Weise, Schulrektor in Zittau, welcher der fast allgemein geliebten überschwenglichen Erhabenheit und dem forcirten Pathos abgeneigt, den entgegengesetzten Weg einschlug, und der äußersten Natürlichkeit nachstrebte, statt deren aber oft nur das Niedrige und Gemeine erhaschte. Da es ihm übrigens nicht ganz an Witz und leichter Beweglichkeit fehlte, und sich denn auch seine Schriften mit ganz besonderer Bequemlichkeit lesen ließen, so fand auch er nicht wenige Anhänger, von denen wir hier besonders Hübner, Menantes (Hunold) Ahse, Tauslander, (August Bohse) u. s. w. nennen wollen.

So war denn also Deutschland in der Liebe für das Hochhintrabende, Ueberprächige und unnatürlich Geschwollene im Styl und in der Neigung zu dem durchsichtig Flachen, Niedrigen und Gemeinen getheilt. So schmerzlich es sein mag, dieses anzuerkennen, so dürfen wir uns doch, durch keinen irren Patriotismus verleitet, der entschiedenen Wahrheit weigern, denn es giebt fast kein Buch aus jener Zeit, das nicht Belege böte für jene Behauptung. Vielleicht gewährt es einigen Trost, daß die damalige Geschmacklosigkeit Deutschlands, beinahe von dem gesammten cultivirten Europa getheilt wurde, wobei uns die mannigfaltigen Formen, in denen sie bekanntlich auftreten kann, nicht täuschen werden. Es hat, dünkt mich, niemals eine so ganz und gar schönheitslose Zeit gegeben, als am Ende des siebzehnten und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts. Man sehe nun auf das Leben im Allgemeinen und die gesellschaftlichen Formen, oder auf die Behandlung der plastischen und musikalischen Künste, oder man gehe ganz in das Detail, und erinnere sich der Kleidung, wo die Schnürbrust, und die verstellende, langschößige, eckige Weste nicht ohne symbolische Bedeutung und allegorische Beziehung auftreten.

Es kann mir natürlich nicht unbekannt sein,

daß Frankreich damals das goldene Zeitalter der schönen Künste zu feiern glaubte, so wie auch, daß die meisten Deutschen dasselbe fast ein ganzes Jahrhundert ihm nachgeglaubt haben; indessen ist die Unhaltbarkeit jenes Traumes auch wohl schon früher gezeigt worden, denn der Irrthum, selbst der gefeiertste, verfestigste, trägt ja doch immer den Tod auf den Lippen, mögen diese auch noch so viel von dem wahrhaftigen Leben reden.

§. 6.

Indessen traten auch in Deutschland hin und wieder einige Männer auf, die sich dem herrschenden Ungeschmacke zu widersehen suchten. Hier ist zuvörderst zu nennen: Friedrich Freiherr von Canitz, dessen Gedichte nicht ohne Feinheit und Glätte sind, und der Unbeholfenheit und Roheit manche heilsame Lehre gaben. Ferner Johann von Besser, Mitbürger und Freund des vorigen, in dessen Werken sich einige poetische Anklänge, ja so gar ein einziges ganz vollendetes Gedicht (von acht Zeilen) vorfinden. Ferner Christian Wernack *) der ein ausgezeichnetes Talent

*) Nicht „Wernike“, wie überall gelesen wird. Sein wahrer Name, wie wir ihn oben angegeben haben, findet sich in der Vorrede zu Barthold Seind's Gedichten,

für das Epigramm mitbrachte, obwohl er nicht mit dem reichen, tiefsinnig, freundlichen, mild, kräftigen Logau zu vergleichen ist. Ferner wollen wir sogar Neukirch nennen, der bald Lohensteins, bald Weises Fahne ergriff, und von Armuth und Hunger wenigstens nicht gehindert wurde, fließend zu reimen.

Den Deutschen wahrhaft helfen konnten indeß diese Männer nicht, denn Canis ist glatt und flach, Besser faltenreich, steif und ceremoniös, Wernack hart in Sprache und nicht selten ungerecht im Gemüth, Neukirch endlich, der Flachste unter ihnen, in hohem Grade wäfrig. So war denn der Vortheil den sie brachten, nicht bedeutend und fast nur negativ.

§. 7.

Fast alles blieb wie es war, nur daß der nach und nach immer tiefer und tiefer einreißende Geschmack an französischer Litteratur und die damit verbundene platte Nachahmung das Uebel immer ärger machte. Zwar finden wir bereits in früheren Jahrhunderten manches eifernde Wort
der

Etade 1708, wo er gleichfalls nicht wenig gepriesen wird, so daß der Vorwurf, als sei B. 40 bis 50 Jahre ganz vergessen worden, wegfällt.

der Besseren, daß die Deutschen sich zur Nachahmung und Aneignung des Fremdartigen herabließen; im Allgemeinen aber konnte das Uebel damals noch nicht aufkommen. Dieses war den letzten Jahren des dreißigjährigen Krieges, und dem darauf folgenden Frieden vorbehalten, der fast schlimmer erscheinen kann als der Krieg, so gräßlich er auch war. Wir wissen, daß Deutschland, treulich kämpfend für religiöse Ueberzeugungen, unselig zerfallen in zwei sich misverstehende Partheien, zuletzt vom langen großen Streit ermüdet, der Einwirkung fremder Völker anheim fiel. Man mußte Schwedens Hülfe durch theure Opfer, durch schöne Länder vom Mutterlande losgerissen, bezahlen; doch dann hatte man wenigstens den wahren Trost bei diesem Volk, daß es in der That abgefunden war; an Frankreich hingegen trat man nicht bloß Städte ab und Länder, sondern man wurde ihm gewissermaßen geistig zinsbar. Man fing an demüthig zu werden, man that nach, was in Frankreich gedacht wurde über Wissenschaft und Kunst, über die äußeren Formen des Anstandes, der Kleidung u. s. w. und während vielleicht unter allen Deutschen Fürsten nur Eine Stimme war über den dreizehnten und den gefährlichern vierzehnten Ludwig, war es dennoch das Streben fast aller die-



ser Fürsten, ihre Höfe und ihren Geschmack so einzurichten, wie der Französische war. Man haßte und bewunderte zu gleicher Zeit, und machte sich hart gegen den Stachel des Witzes und des Spottes, der natürlich nicht ausbleiben konnte, und in der That verlegend genug traf. Denn wahrlich jene Zeit ist es, durch welche Deutschland in der Meinung fremder Nationen, die den tiefen Werth nicht fassen konnten, gesunken ist: aus jener Zeit schreiben sich fast alle jene bitteren Scherze und Halbscherze her, mit denen Franzosen, Engländer und Italiener uns überschüttet haben: und wir noch heute müssen die Sünden der Väter tragen.

§. 8.

Während die Fürsten nachahmten ohne sonderliches Glück, ahmten die Schriftsteller mit noch geringerem nach. Man war unbeholfen in der Wahl der Vorbilder, unbeholfen in der Nachbildung selber. Man wählte von den Franzosen Balzac, Voiture, Boileau; von den Italienern insonderheit Marino und Loredano und andere ähnliche, halb schlechte, gefirnigte Autoren, und hielt sich ganz besonders an das Verfehlte derselben, um es mit desto größerer Bequemlichkeit zu sanktioniren. Wie anders handelten die früheren Deutschen Minnesänger. Auch sie ahmten

nach, aber als „Nachahmer, wie Nachahmer nicht sind,“ und dann nur einen Anselm Faidit, Arnaud Daniel, Arnaud de Merveilh, Giraut de Borneil, und ähnliche gemüthvolle Sänger.

Man urtheile indessen nicht zu schnell von den höhern Ständen und der Mehrheit der Schriftsteller auf die gesammte Masse des Deutschen Volks. Eine so wackere, sinnige und tiefe Nation kann nicht so leicht aus ihrem inneren Wesen herausgehoben werden, und es läßt sich höchstens bewerkstelligen, ihr einigen äußern fremdartigen Puz anzuhängen, obwohl auch der schon übel genug steht. Im Gemüth blieb das Deutsche Volk sich selbst treu. Es hielt fest an dem lang schon anerkannten Bewährten, Gründlichen, an dem einfältig Großen, dem ungefärbten Wahren, der stillen, prunklosen Liebe. Man hatte die höhere politische Bedeutsamkeit hingegeben, für den wohl-erstrittenen mit dem edelsten Blut erkämpften Glauben.

§. 9.

Ein fester Blick in das Familienleben der damaligen Deutschen belohnt uns für das Mißbehagen, das uns die Erwägung des früher Genannten verursachen mußte. In einer solchen Familie war alles gleichsam durch prästabilierte Harmonie bereitet: des Mannes ernste Strenge

mit einem schönen Ueberrest von alter Ritterlichkeit in der Liebe, das ruhig unbefangene Recht thun und Sorgen für Frau und Kinder, der Gattin demüthige Hingebung an den Herrn und Gemahl, (ein Wort, das alles ausspricht, was das Verhältniß gebietet) ihre entschiedene, zweifellose Frömmigkeit, die herrliche Zucht der gesunden Kinder, die unverdroffene Arbeit und blinder Gehorsam stärkt, die freundlich gesprächigen bewährten Hausfreunde, die des Abends kamen und die Mühen des Tages gemeinsam vergaßen, alles das bildete einen freundlich geschlossenen herrlichen Zirkel, in welchem Liebe und Religion, und muthige Fröhlichkeit walteten. Wahrlich, hätte man damals schon wie jetzt Familiengemälde geschrieben, wir würden etwas ganz anderes zu lesen bekommen haben, und jenes herrliche Wort würde nicht zum bon mot der Spötter geworden sein, die über den verfehlten Darstellungen die große Idee vergessen.

Man rede nicht von der Unbeholfenheit in den äußeren Formen, die als ein entscheidender Zug im Gemälde des Deutschen nicht fehlen dürfe, sondern man erinnere sich, daß jene Unbeholfenheit nur als ein gerechter und gewissermaßen nothwendiger Fluch die Nachahmung des Fremdartigen, die „Ausländerei“ allein traf.

Wer würde thöricht genug sein, in dem Leben Huttens, Sickingens, Berlichingens, Luthers, Opikens, Flemmings und anderer reinen Deutschen der früheren Zeit, irgend eine Art von Unbeholfenheit finden zu wollen, wenn man nicht etwa jenes Wort, mit dem schönen Unvermögen, flach und glatt zu sein, verwechselt!

Auch am Schlusse des siebzehnten und zu Anfange des achtzehnten Jahrhunderts finden wir noch herrliche Spuren von jener Reinheit und Unverfälschtheit des Deutschen Sinnes, besonders in den mittleren Ständen. Eine kräftige Stütze für denselben war der Pietismus, der, in Leipzig entzündet, auf der neu errichteten, rasch aufblühenden Universität zu Halle, einen festen Sitz fand. Es ist hier die Rede von dem reinen Pietismus, den ich lieber den religiösen Quietismus nennen möchte, um durch das bloße Wort noch genauer zu bezeichnen, was eigentlich gemeint sei. Sein Wesen ist Ruhe in Gott und in Christo, vollendetes Verfestigtsein im Glauben, und ein stilles harmonisches Handeln in diesem Sinne, wobei freilich bei reizbareren Gemüthern eine mächtige Verachtung der Zeit und der Welt nicht wohl zu vermeiden war.

Uebrigens wollen wir durchaus nicht in Ab-

rede sein, daß jener Pietismus gar bald ausartete, auf der einen Seite in träge Rast, die sich als sinnige Beschaulichkeit geltend machen und die Gnade Gottes auch in ein verworrenes Gemüth herabbeten wollte, auf der andern in eine forcirte widerwärtige Mystik oder in phantastische Sinnlichkeit, die um so tiefer wüthete, je stiller sie sich nach außen hin halten mußte.

Die politische Schmach der Deutschen, wurde

jetzt durch den Frieden von Utrecht und Rastatt von neuem gesteigert. Fruchtlos war in langen, mühevollen Jahren das Blut der Tapferen geflossen, fruchtlos waren die herrlichsten Siege erfochten, nach denen Ludwig, der sonst nie bat, oftmals demüthig den ehrenvollsten Frieden angeboten hatte. Die Auerbietungen waren mit Hohn zurückgewiesen worden, denn noch immer schien er nicht tief genug erniedrigt zu sein. Da erhob sich der alte König von neuem, und mit der Kraft der Verzweiflung. Das Glück lächelte ihm wieder, und verließ seine Gegner, die mit ihm die Nemesis gereizt hatten. So wurde Deutschland von neuem in seiner Wurzel angegriffen, und seine Kraft nach außen hin ermattete immer mehr und mehr. Doch je tiefer es von Frankreich gedemüthigt wurde, je mehr beieferte es sich, zu be-

wundern und nachzuahmen. Die Vereinigung dieses AUSTAUNES und dieser sklavischen Nachahmung mit dem rüstigsten unauslöschlichsten HASS, steht vielleicht als die seltsamste Erscheinung in der gesammten Geschichte der Menschheit da, und es dürfte schwer sein, irgend eine ähnliche Mischung streitender Gefühle und Ansichten aufzufinden.

Auch für das weitere Aufblühen der Wissenschaften zeigten sich ungünstige Aussichten. Den geistvollen Joseph hatte der Tod früh vom Kaiserthron genommen und seinem Nachfolger kann die Geschichte kein ähnliches Beiwort geben. Auch Friedrich I., König in Preußen, der schon als Kurfürst (Friedrich III.) viel Löbliches für die Ermunterung der Wissenschaften gethan, und den neuen Königsthron mit seltener Pracht und farbigem Glanz geschmückt, hatte zu früh ein Leben geendigt, dessen äußere Bedeutsamkeit selten klar anerkannt worden ist. Seinen Nachfolger Friedrich Wilhelm I. darf man nur nennen, um die ausschließliche ökonomische Neigung und die einseitig enge materielle Nützlichkeits-Liebe zu bezeichnen. Er begnügte sich nicht, die Wissenschaften und schönen Künste persönlich zu hassen, sondern er gab sie auch nicht selten dem öffentlichen Gespötte Preis. Manche andere Deutsche Fürsten fanden

jene Ansicht nicht minder bequem, theilten gern jene misverstandene Nützlichkeitstendenz, und ließen das Uebrige, als fremdartig, gehen wie es eben wollte. In der That ging es schlecht genug, doch mit desto größerem Ruhme sind Einzelne zu nennen.

§. 12.

Zwar fällt Leibnizens philosophisches Wirken, größtentheils in eine etwas frühere, weniger unglückliche Zeit, doch auch die jetzige konnte es wenigstens nicht ganz aufhalten. Es kann hier nicht der Ort sein, seine Philosophie darzulegen, und ihren Mittelpunkt aufzuweisen; zweckmäßiger scheint es vielmehr, zwei Hauptgründe anzugeben, warum er bei aller Geistesstärke nicht so viel auf seine Landsleute und Zeitgenossen wirkte als man billig vermuthen sollte. Wir erwähnen zuerst sein Prinzip des *Sich-accommodirens*, das er früh genug an den Höfen gelernt hatte, deren Luft er fast während seines ganzen Lebens einathmete. Jene Accommodation, die in seinem praktischen Leben galt, ging leider auch nur zu bald in seine philosophischen Schriften über, und es begegnet uns nicht selten in seinen Schriften, von dem Trefflichsten, tief und kühn Gedachten, auf manchen mittelmäßigen flachen oder gar falschen, nicht ohne Süßlichkeit ausgebreiteten Gedanken, über:

gehn zu müssen. Es ist, als wolle er gleichsam durch die letzteren, die vornehmeren Leser um Vergebung bitten, daß er so oft durch seinen herrlichen Scharf- und Tieffinn ihren Verstand auf eine fast gefährliche Weise in Anspruch nimmt. Es ist nicht ganz unmöglich, daß bei manchen mittelmäßigen Stellen eine gewisse Gattung von Fronte bei ihm gewaltet habe, aber die Deutschen ahndeten das nicht, und wurden nicht selten dadurch in ihrer Verehrung für ihn gestört, und wenn auch wir jetzt Lebenden uns keinesweges stören lassen wollen, in dem Gefühl der innigen Hochachtung für den herrlichen Denker, so müssen wir doch gestehen, daß vielleicht kein einziger Philosoph so vielen und häufigen Mißverständnissen ausgesetzt sei, als er. Davon trägt er meistentheils selbst die Schuld, und dieser Vorwurf kann, dünkt uns, nicht von ihm genommen werden.

§. 13.

Den zweiten Hauptgrund, weshalb Leibnitz nicht so vollendet auf seine Nation wirkte, als es ihm sonst wohl möglich gewesen wäre, finden wir in der ausländischen Sprache, deren er sich bediente. Der Irrthum, den er hier beging, scheint gedoppelt. Zuvörderst scheint es uns, oder

vielmehr wir sind vollkommen überzeugt, daß unter allen neueren Sprachen, die Deutsche die einzige sei, welche sich für die Darstellung der höhern Philosophie eigene: ein Wort, das, so paradox es klingen mag, zu einer ganz klaren, einfältigen Wahrheit wird, so bald wir nur versuchen wollen, irgend ein klassisches Deutsches philosophisches Werk in eine fremde Sprache zu übertragen, wovon wir gar bald abzustehen gezwungen sein möchten. Sodann, ganz abgesehen von der Darstellung der Philosophie, raubt sich der, welcher in einer fremden Sprache schreibt, gewissermaßen sein eignes Gemüth, und er wird oft nur den schwachen Hall und Schatten von dem geben was eigentlich in ihm wohnt. Daß auch Leibnitz hier gebüßt und gerechte Strafe gelitten habe, wer würde es, auch bei der innigsten Verehrung für ihn, zu läugnen wagen? Einen großen Theil der Schuld trägt freilich die Zeit, die die Deutsche Sprache verachtete, doch Leibnitz hätte auch in dieser Hinsicht über ihr stehen und Gesetze geben sollen, statt zu empfangen. Nur das Eine wollen wir hier noch zu seinem Ruhme erwähnen, daß er die vaterländische Sprache keinesweges gering achtete, daß er sogar manches that, um zur Liebe für sie zu beseuern; doch er selbst trauete sich nur oberflächliche Kenntnisse von ihr

zu, und wagte nicht, irgend ein bedeutendes Werk in ihr zu schreiben.

S. 14.

Wenn auch nicht tiefer, doch allgemeiner war die Wirkung, welche Christian Wolff, als öffentlicher Lehrer und philosophischer Schriftsteller, bei den Deutschen hervorbrachte. Die logische Deutlichkeit und Gründlichkeit, durch die mathematische Form fest gehalten, in der er nicht selten glücklich und kräftig erscheint sein Eingehen und sich Anschließen in und an das Beste im Deutschen Charakter: alles dieses bewirkte eine freudige Ehrfurcht und Hingebung an ihn. Wir finden im Wolff fast alles was man haben kann, ohne das Höchste: die wahrhafte Genialität. Doch da diese ihm fehlte, so konnte er auch nicht den schlummernden Genius der Deutschen zu voller Kraft erwecken, sondern nur verhindern, daß er nicht tiefer sank in Abspannung und Lethargie, und von da in den Tod. Um seine großen Verdienste ganz zu erkennen, müssen wir die damalige jammervolle Behandlung der Wissenschaft und Kunst uns ganz vor Augen stellen, wir müssen ein paar hundert damals geltende Bücher, halb kummervoll und resignirend, halb unsern eigenen Augen nicht traugend, gelesen haben, wie wir denn dies in der

That gethan haben, und dann zu Wolff übergehen, und es wird uns vorkommen, als träten wir in eine neue treffliche Welt. Daß die Deutschen nicht sanken in eine vollendete und noch dazu in eine widrig zähe Oberflächlichkeit, (es giebt kein anderes Wort dafür) daß sie nicht anheim fielen der unangenehmsten Seichtigkeit, der steifen und pedantischen: das verdanken sie größtentheils ihm und darum werde stets sein Name mit Ruhm und Preis genannt.

Bei dem rein metaphysischen Streben seines Geistes, vernachlässigte er leider die ästhetische Kritik überhaupt, und insonderheit die der Sprache. Er vermag sich nicht mit Leichtigkeit und Freiheit in den vaterländischen Tönen zu bewegen; und wie die Sprache für den gewöhnlichen Leser nur das Organ des sinnlichen Bedürfnisses ist, so bei ihm das des bloß logischen und metaphysischen Bedürfnisses. Ueberhaupt scheint Wolfen die Sprache nur als die Form der Form erschienen zu sein, auf die er gar keinen besonderen Werth legte. Auch der lateinischen Sprache bediente er sich nicht ohne Unbeholfenheit, und es hat ihm dieser Umstand bei den Ausländern nicht wenig geschadet.

§. 15.

Neben ihm sind hier noch zu bemerken; Joa:

him Lange, und Alexander Baumgarten. Man darf den Ersteren nur nennen, um einen engen und harten, ja fast versteinerten Verstand zu bezeichnen, wobei wir indeß seines fleißigen Strebens als Schulmann und Grammatiker rühmlich zu erwähnen nicht vergessen wollen. Des Letzteren aber möge hier mit besonderem Ruhm gedacht werden, weil er, so viel wir wissen der Erste ist, der die Idee faßte, die Aesthetik als Wissenschaft aufzustellen. Er nahm sie als Antithese der Logik, das heißt nach unseren neueren Ansichten: so wie die Logik die Lehre von den allgemeinen und nothwendigen Formen des Denkens enthält; so die Aesthetik die allgemeinen und nothwendigen Gesetze für die Formen, in denen sich die Schönheit offenbaren kann. Es ist weniger ihm als seiner Zeit zuzuschreiben, daß seine Lehre größtentheils nur in den Hörsälen verhallte, obwohl wir nicht leugnen wollen, daß es ihm an Lebendigkeit und Feuer gefehlt habe. Für die Ausbildung der Deutschen Sprache hat er nur sehr wenig, Joachim Lange aber gar nichts gethan, ja man darf den Letzteren mit Recht beschuldigen, daß er derselben entgegen gewirkt habe.

§. 16.

So stand es denn ferner, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, um die Poesie der Deut-

schen, auf eine so jammervolle Weise, daß man eigentlich, streng genommen; die Worte: „es stand mit ihr,“ gar nicht gebrauchen darf. Die meisten Fürsten hielten sich einen Hofpoeten, der ihre Thaten, oder in Ermangelung derselben, ihre Geburtstage, Kindtaufen und Hoffeste in Versen beschreiben mußte. Die anderen Dichter, die zu keiner solchen unbequemen Stelle gelangen konnten, schrieben auf ihre eigne Hand schlechte Opern, Romane, Heldengedichte, oder übten sich auf eine nicht minder unzierliche Weise in den zarten Formen des Sonets, Madrigals, Rondeaux u. s. w. Die Litteraturgeschichte kann uns freilich eine Menge Namen nennen, einen Postel, Feind, Menantes, Bohse, Christian Gryph, (der unbedeutende Sohn eines höchst ausgezeichneten Vaters,) Pietzsch, Richen u. s. w. Wir finden wenige oder gar keine Verdienste bei diesen Männern. Ich wiederhole es, man muß die Werke jener Zeit selbst gelesen haben, um sich von der gänzlichen Unbedeutenheit und Verkehrtheit jener Schriftsteller zu überzeugen. So besitzen wir z. B. eine Poesie der Nieder-Sachsen, d. h. eine Sammlung von Gedichten verschiedener niedersächsischer Poeten, in sechs starken Bänden, und in diesen sechs starken Bänden (wir versichern dies mit der größten Genauigkeit,) ist

auch nicht ein einziges Gedicht, das man mit Wohlgefallen betrachten könnte. Solcher Sammlungen haben wir mehrere, und es ist von ihnen fast dasselbe zu sagen, was von der oben genannten galt: Vollendete Unbedeutenheit.

§. 17.

Wir nennen nur folgende Dichter und Rhetoren mit Auszeichnung,

Barthold Heinrich Brockes, (geb. 1680, gest. 1747), wegen des frommen Strebens, das in seinem Wänderreichen „irdischen Vergnügen in Gott,“ nicht zu verkennen ist: so wie auch seine Kenntniß der Naturgeschichte, und sein leichter Reim Anerkennung verdient, der ihm besonders bei der Uebersetzung des „Bethlehemitischen Kindermords“ von Marino, gute Dienste leistete. Dieses letztere Gedicht, vor dessen widerlichem Stoffe jede Muse, wie erschreckt, zurück zu fliehen scheint, wurde damals gar sehr bewundert, und für ein Meisterstück des Erhabenen gehalten, so, daß auch Brockes mehrere Jahre des eifrigsten Fleißes an dasselbe wandte. Uebrigens ist die Lektüre der Brockesschen Gedichte auch für den geduldigsten Leser mit einer großen Langweiligkeit verbunden und es gehört das ganze Aufgebot von Gerechtigkeits- und Vaterlandsliebe dazu, um jene guten Eigenschaften an ihm zu entdecken, die er wirklich hat.

Mosheim. Könnten wir es vergessen, was wir aber nie vergessen sollten, daß wir Luther gehabt haben, so dürften wir ihn vielleicht für den ersten Deutschen Kanzelredner halten. Erwägen wir aber, daß nach Luthers Tode mit der Liebe für die Deutsche Sprache, jede Beredsamkeit, besonders die geistliche, immer tiefer und tiefer sank, so müssen wir Mosheim mit desto größerer Ehre nennen, weil er ihr seine ganze bedeutende Kraft widmete, und den Deutschen zeigte, was sie verloren hatten und wieder gewinnen konnten. Nur verlange man von M. nicht sogleich das Vollendete, sondern gebe dem trefflichen Menschen das Menschliche zu. Ich räume es völlig ein, daß er mitunter in Worten wühlt, daß er nicht ganz frei ist von rhetorischen Künsteleien, daß er zuweilen zu dunkelfarbig und schwer, zuweilen durchsichtig leicht auftritt, und zuweilen gar nur von der Oberfläche zu schöpfen sich begnügt; aber sein Ganzes bleibt dem alten, rüstig frommen Deutschen Genius getreu. Und wahrlich selbst unsere besseren jetzigen Prediger haben oder könnten in der That gar viel von ihm lernen. An Gewalt und Pracht der Sprache kommt ihm kein Gleichzeitiger nahe, am wenigstens dann, wenn er die rein christlichen Vorstellungen von
den

den Leiden des Lebens vorträgt, oder über Tod, Grab, Auferstehung und Gericht redet.

S. 18.

J. Ch. Günther, (geb. 1695, gest. 1723.) Dieser Dichter besaß mehrere sehr glückliche Talente, eine leichte Darstellungsgabe, eine mehr als gewöhnliche Kunst, angenehm zu reimen, feilschen und fröhlichen Witz; und lieferte dennoch nur unreife, kaum theilweise genießbare Gedichte. Er glaubte über der Zeit zu stehen, während er sich nur in ein feindliches Verhältniß mit ihr setzte, bei dem er am meisten litt. Dazu kam der tief eingewurzelte, innere Leichtsin, den er oft, übermüthig genug, für die Kraft der Begeisterung hielt, die unglücklichsten äußeren Umstände, der unversöhnliche Zorn eines Vaters, der ihm den Fluch gegeben hatte, und jeden Zurücktritt verweigerte, das Flüchten von Land zu Land, wo er bald in schwelgerischem Müßiggang sich den wildesten Ausschweifungen überließ, bald den höchsten Grad der Dürftigkeit und des Mangels erfahren mußte. Er wurde zuletzt ganz morsch und innerlich verfallen, suchte Rettung in dem Nothen und Gemeinen, und fand natürlich nur Leere und Erschöpfung, bis ihn endlich ein kläglich dürftiger Tod befreite. Seine Zeitgenossen,

wie noch mehrere spätere Nachkommen haben ihm viel vergeben, weil sie ihn für ein besonderes Genie hielten, worein man damals, demüthig genug sich noch nicht recht finden konnte.

Christoph Friedrich Viscon, (geb. wann? gest. 1759.) Es ist durchaus kein Grund vorhanden, von dem Urtheil abzugehen, welches ich in meiner Geschichte der Deutschen Poesie von ihm gefällt habe: Ob er gleich die Celebrität nicht verdient, die man ihm in späteren Zeiten noch zuerkannt hat, so muß man doch einräumen, daß er sich durch eine zierlich leichte Beweglichkeit des Geistes vor manchem früheren Satiriker z. B. vor Rabel auszeichnet. Auch fehlt es ihm nicht an einzelnen witzigen Einfällen, und parodirender Laune. Doch zur ächten Satire fehlt ihm leider jene hochsinnige und vollkräftige Freiheit des Geistes, die das Zeitalter kühn und ruhig überfiehet, ohne von seinem irren Getriebe berührt zu werden. Ihm ist es schon genügend, ein paar über die Gebühr elende Autoren in ihr Nichts zurück zu weisen, und wenn gleich diese Vernichtung nicht ohne eine gewisse Behaglichkeit geschieht, so reicht denn doch zu diesem Unternehmen selbst eine gewöhnliche laue Halbkraft hin, welches Wort überhaupt das litterarische Streben dieses Zeitalters bezeichnet. Daß er sich sogar bisweilen zur

Anpreisung und Nachahmung des welfen Boileau Despreaux entschließen konnte, würde ihm vielleicht ganz den Stab brechen, wenn nicht seine bessere Natur, ungeachtet aller irrigen Reflexion, dennoch oft den Sieg behielte.

Wer mit einer klaren Einsicht in das Wesen der Satire, des Witzes und des Humors, Livy's Werke mit Genauigkeit gelesen, und wieder gelesen hat, wird dieses Urtheil keinesweges zu hart finden.

§. 19.

Unter den Rednern wollen wir nur nennen: Königsdorf, Lehms, und Gundling. Der Erstere hat eine Leichenrede auf Leopold I. gehalten, in welcher er den gutmüthig schwachen Fürsten einen Atlas der Welt zu nennen wagt, mit dessen Falle nothwendig alles fallen müsse. Die ganze Oration ist im feterlichsten, übertriebensten Pathos, im höchsten Grade aufgetrieben, und in der steifsten Pracht des Schmerzes, der sich gleichsam selbst Rechenschaft ablegt, warum er so sehr schmerzlich sei. Lehms suchte K. noch zu überbieten, und überbot ihn wirklich. Er erhitze sich oft auf eine so seltsame Weise und geräth dadurch in einen so wunderbarlich schimmernden Unsinn, daß er theilweise den Freunden des Komischen als eine sehr ergötzliche Lektüre zu empfeh-

len ist. Von Gundling ist in dieser Beziehung die Rede auf Friedrich Wilhelm I. zu nennen, worin freilich kein übertriebener pathetischer Styl waltet; dafür aber, durchgehends ein flaches und plattes Wesen, weshalb er denn auch den Lohn davon trug, daß Gottsched seine Rede als ein Muster empfahl.

§. 20.

Der letzt genannte Name, führt uns jetzt zu den Streitigkeiten der Schweizer mit der Leipziger litterarischen Sekte. Im Jahre 1721 hatte man in Zurich eine moralische Wochenschrift unternommen, in welcher mitunter auch von der Poesie und Kritik die Rede war. Man wich von der gewöhnlichen Weise, sich einander fast unbedingt zu loben, gar sehr ab. Lohenstein, Hoffmannswaldau, Neukirch, Amthor u. s. w., wurden nebst mehreren anderen, theils verstorbenen, theils noch lebenden Dichtern gar sehr getadelt, und nur Opitz, Caniz und Besser erhielten ein bedeutendes Lob. Ein schlechter Reimer Hanke, nahm sich der verachteten Dichter, und ein schlechter Kritiker Junker, nahm sich der verachteten Wochenschrift an. Die ganze Sache wäre in ihrer Unbedeutenheit geblieben, wenn nicht die Anführer der Schweizerischen Parthei, Bodmer

und Breitinger *), den Kampf gewünscht und überall angegriffen hätten. Man focht gegen die damals aufblühenden, sehr beliebten Wochenschriften, „den Hamburgischen Patriot“, „die vernünftigen Tadlerinnen“, den „Biedermann“ u. s. w. und so erhielt man denn nach und nach mehrere Gegner, unter denen Gottsched, Schwabe, Triller, Schnaich, u. s. w. die bekanntesten geworden sind. Wenn wir erwägen, daß dieser Streit mehr als dreißig Jahre lang mit der größten Erbitterung, besonders von der Seite der Schweizer, geführt wurde, so entsteht wohl billig die Frage, was denn eigentlich durch denselben erstrebt und geleistet worden sei. Die Schweizer, die sehr häufig, trotz der gerühmten National-Anspruchlosigkeit, versicherten, daß die ästhetische Kritik der Deutschen, mit ihnen beginne, verwarfen besonders mit großem Ungeßüm den Reim und die Wortspiele und rühmten dabei eine gewisse nüchterne Erhabenheit, wobei ihnen Opitz, und hinterher Milton, die wohl andere Lobredner verdient hätten, als Muster vorschwebten.

*) Johann Jakob Bodmer, geb. 1698, gest. 1783. Johann Jakob Breitinger, geb. 1701, gest. 1777.

Niemals, wir wagen es mit der größten Bestimmtheit zu behaupten, ist in Deutschland eine Celebrität so ungerecht, und wohlfeil erworben worden, als von Bodmer, über den es wohl der Mühe werth ist ein besseres und strengeres Wort zu reden, als in den meisten Deutschen Litteraturgeschichten vernommen wird. Als Kritiker wäre es hinreichend ihn zu charakterisiren, wenn wir nur das Einzige von ihm wüßten, daß er die Musik haßte, und den Reim gänzlich verwarf, denn dies Eine wäre schon genügend ihn als einen Mann von der beschränktesten Ansicht darzustellen. Diese Bornirtheit und Ungerechtigkeit hat ihn sein ganzes Leben nicht verlassen, er höhnte den wackern Hans Sachs, und sah in sämtlichen Meistersängern, nichts als gemeine Reimer, ohne auch nur entfernt die Idee jener Periode zu ahnden. Für ihn war der größte Dichter des gesammten siebzehnten Jahrhunderts, Paul Flemming, nichts weiter als ein unbedeutender Nachahmer Opikens, und der geniale Gryph, der Verfasser einiger schlechter Tragödien und noch schlechterer Lustspiele. Von Leibniz, Wolff, Baumgarten hatte er nicht die entfernteste Ahndung, er haßte Klopstock und hinterher Wieland, da sie sich der Sklaverei entzogen, in der

er sie anfangs gehalten hatte, als er sie noch rühmte. Er höhnte Gellert, Lessing, Ramler, Weiße, Jacobi, Uz, Leisewitz, Goethe u. s. w. Noch mehr, er haßte in der That und Wahrheit die gesammte Deutsche Nation, und da er selbst die Waffen der rohesten Polemik nicht immer aus eigenen Mitteln zu erzeugen vermochte, so nahm er sogar zu den abgeschmackten Urtheilen mehrerer ausländischen Autoren, und zu dem allerabgeschmacktesten, dem eines gewissen Mauvillon, der in den vierziger Jahren in Leipzig lebte und *lettres germaniques* geschrieben hatte, seine Zuflucht, indem er die widrigsten Stellen derselben übersehte und pries. Da ihm die Grazie des Witzes und der Laune gänzlich fehlte, so suchte er diese selbst verdächtig zu machen, konnte jedoch nichts weiter als einige rohe Schimpfreden aufbringen, mit denen der Humor bekämpft werden sollte. Den Witz nannte er mit widrig greulicher Roheit die „Krähe des Geistes,“ und man darf es ihm nachsagen daß diese Krankheit fern von ihm blieb; desto mehr aber befließ er sich der Schimpfenden Platttheit, in welcher er in der That fast einzig dasteht. Er zeigte sich gleich schlecht als litterarischer Freund und Feind, wie wir denn dies überall haben erkennen müssen, und vor kurz-

zem noch aus den (leider) gedruckten Briefen Klopstocks an seine Freunde.

Sollte Jemand dieses Urtheil über Bodmer zu hart finden, den versichere ich zuvörderst mit Bestimmtheit, daß es das Resultat einer mehrjährigen Ueberlegung, und der genauesten Bekanntschaft mit den zahlreichen Erzeugnissen jenes noch nie ganz genau geschilderten Schriftstellers ist. Ferner versichere ich einen Solchen, daß er, um mir beizustimmen, nur Folgendes von Bodmer zu lesen braucht: „Ueber Homers lustige Stücke“ (vom J. 1750) worin am Schlusse herausgebracht wird: „daß die Odyssee ein moralisches und politisches Werk sei,“ ferner „über Homers Sprache“ (vom J. 1751) worin es heißt: „daß Homer in der Ausbildung, in poetischen Redensarten weit hinter unsern, das heißt, wie er es bald erklärt: Schweizerischen guten Poeten zurückbleibe,“ „Lob und Vertheidigung der Noachide,“ worin B. selbst, so wie oftmals, sich vergöttert, „Von dem Ursprung des Hasses gegen die Patriarchaden,“ worin er von neuem seine eigenen Gedichte auf eine gemein hochmüthige Weise rühmt, und mit einer die letzte Höhe erreichenden Schamlosigkeit den wackeren U. z. schmäht. Diese sämmtlichen Aufsätze nebst mehreren andern ihnen ähnlichen, befinden sich in dem Archiv der Schweizerischen

Kritik (Zürich 1768), welches Buch mit einer Vorrede begleitet ist, in welcher Bodmer geradezu gegen ganz Deutschland wüthet. Sodann lese man die Dramen: „Kaiser Heinrich IV“ in welchem ein Deutscher Dichter der damaligen Zeit in Hexametern singt, folgendergestalt:

„Dreißig Bischöfe und drei, sind bis zum heiligen Anno,“ u. s. w. Ferner „Cato den Aeltern,“ den wir ganz abschreiben müßten, um unsere Uebersetzung darzuthun, daß hier das Maximum der Geschmacklosigkeit erreicht worden, und die rohe Persiflage gegen „Weißes Atrous und Thyest“ der allerdings verfehlt genug ist, um Tadel zu verdienen; doch, wahrlich nicht von Bodmer, der an Geist und Talent so sehr tief unter B. stand. Hier benimmt er sich auf eine Weise, die wir aus Anstand nicht weiter bezeichnen dürfen, er, der von seiner Pseudo-Muse zu sagen wagt, sie hatte die Geister Elthus

angewehet und ihn die göttlichsten Psalmen gelehret. —

Bei einer andern Gelegenheit erklärt er seine politischen Schauspiele für eben so trefflich, ja für noch trefflicher als die ewigen Dramen des Aeschylus und Sophokles.

Ueber Bodmers Charakter geben auch die Schweizerbriefe, Zürich 1804, den widrigsten Auf-

schluß, den wir aus Ekel nicht weiter bezeichnen wollen.

§. 22.

Ueber Bodmers sonstige poetische Werke zu reden, ist kaum vonnöthen, da jetzt wohl nur Eine Stimme über dieselben herrscht, und sie mit vollem Rechte nicht mehr gelesen werden. Was etwa noch gut und erträglich in seinem Noa ist, verdankt er Milton, Addison und Klopstock; was ihm selbst angehört, ist nüchtern, steif und langweilig. Dasselbe gilt von seinen übrigen epischen und dramatischen Werken, die alle nicht die leiseste Spur von Talent zeigen, und durch jammervolle Mühseligkeit erkältet worden sind.

Was man etwa sonst noch an ihm rühmen möchte, und oft genug gerühmt hat, ist die Bekämpfung der Gottschedischen Schule, und die Bekanntmachung mehrerer altdeutschen Gedichte, die zu seiner Zeit so ziemlich unter uns vergessen waren.

Wenn es bloß darauf ankommt, eine schlechte Schule zu bekämpfen, ohne daß dabei von einem Wie die Rede ist, so müssen wir es freilich Bodmern lassen, daß er fast sein ganzes Leben daran gewandt hat, doch dürfen wir hinzu setzen, daß vielleicht niemals, so lange man die Feder geführt hat, ein Streit so kläglich und widerlich begon-

nen, fortgesetzt und geendigt ist, als der zwischen Bodmer und den Leipziger Schriftstellern. In der Form, wie im Inhalte, war alles leicht und leer, so daß man sich wahrlich über manche schlecht polemische Schrift der neuern Zeit trösten kann, wenn man der Erzeugnisse der Bodmerschen und Gottschedischen Schule gedenkt. Um es mit einem Worte zu sagen, dieser Streit ging aus vom Nichts, führte durch Nichts, und endigte im Nichts.

S. 23.

Johann Christoph Gottsched, geb. 1700, gest. 1766. Dieser Name ist durch häufiges Besprechen, — wir möchten sagen — so abgerieben, worden, daß er fast alle Realität verloren zu haben und zu einer gewissen Art von schlechter Allegorie geworden zu sein scheint.

Widersprechendere Urtheile sind vielleicht nie über einen Deutschen Schriftsteller gefällt worden, als über ihn. Theils betrachtete man ihn als den eigentlichen Wiederhersteller der Poesie und Kritik, als den ästhetischen Messias, und den neuen Hercules Musagetes; theils sah man in ihm das Symbol des Ungeschmacks, und des hochmüthigen ästhetischen Eunuchismus, den Asterslehrer, der dem Streben der Jünglinge eine durchaus verkehrte Richtung gab, den Sündenbock,

auf welchen jede poetische Untugend gewälzt werden müsse, weil er allein sie veranlaßt habe. Sie und da war man sogar mit allen diesen gewaltigen Reden noch nicht zufrieden, sondern man wurde völlig überschwenglich, und tadelte gleichsam den Tadel, daß er nicht hinlänglich tadeln könne. Nie, so lange es eine Literatur giebt, ist Jemand ärger und öfterer gescholten worden, als er, und selten trieben die Scheltem ihr Geschäft so ganz con amore als in Beziehung gegen ihn.

Es ist eben nicht schwer, ein gerechtes Urtheil über Gottsched zu fällen. Seine Verdienste sowohl als seine mannigfaltigen Fehler verbergen sich dem Blicke keinesweges. Er wirkte Gutes, indem er den Lohensteinschen und Weiselschen Geschmack von dem Herrscherstolz herabstieß, aber er war zu beschränkt, um das einzelne Treffliche in den Schriften jener Männer zu erkennen. Er fand die Deutsche Sprache in der tiefsten Erniedrigung, fast möchte man sagen: aus ihrer Wurzel gehoben, kraftlos gedehnt, und auf die fadeſte Weise mit ausländischen Worten gemischt. Ich wiederhole auch hier: Man muß die Deutschen Werke der damaligen Zeit gelesen haben, man muß wissen, daß selbst die bessern Köpfe, als Thomastius, Fuchs, Besser, Bohse, Francisci u. s. w. durchaus nicht nur nicht frei von diesem

Fehler waren, sondern selbst recht eifrig, wie auf eine Tugend, auf ihn hinarbeiteten, man muß wissen, daß sämtliche Deutsche Höfe in ihren öffentlichen Bekanntmachungen, diese heillose Bunttheit und widerlich grelle Gemischtheit sanctionirten. Hier ist Gottscheds Verdienst allerdings anzuerkennen, daß er sich stets jener Mengerei widersetzte, und wenigstens den Genius der Deutschen Sprache ahndete, dem nichts so ganz und gar widerspricht, als jene Mischung.

§. 24.

Ähnliche Verdienste erwarb er sich auch um die Deutsche Grammatik und um die Geschichte der Deutschen Litteratur. Doch hier endet auch sein Lob. Denn was er sonst noch begann, war eitel, thöricht und verkehrt. Er schrieb eine kritische Dichtkunst und Rhetorik, doch außer den Stellen, die er aus den Alten mittheilt, ist alles leicht und schwerfällig, und um so schwerfälliger, je leichter er zu sein glaubt. Seine eigenen Gedichte, seine Trauerspiele, sein Cato (der 10 Auflagen erlebte), sein Agis, Pariser Bluthochzeit u. s. w. sind beispieillos frostig und mühselig, so wie nicht minder seine Reden, die er ganz besonders für meisterhaft gehalten zu haben scheint. Ueberhaupt hat er für das Theater, so sehr er auch für dasselbe zu wirken suchte, nichts als

Verfehltes und Verkehrtes geleistet. Er haßte die alten Haupt- und Staatsactionen, so wie die derben lustigen, mitunter freilich ein wenig roh ausgelassenen Lustspiele, am meisten aber die Opern und Operetten, für die seit dem Schlusse des siebzehnten Jahrhunderts, meistens von Hamburg aus, durch Deutschland hin, eine besondere Neigung sich verbreitet hatte. Jene Staatsactionen, die heut zu Tage weniger gekannt als belächelt sind, mußten bald den rohgeführten Waffen der drei aristotelischen Einheiten weichen, mit ihnen die alten, hundertfach behandelten Dramen von Faust, dem verlorenen Sohn, Genoveva u. s. w. dafür erhielten wir sogenannte regelmäßige Stücke, bei denen die Zuschauer nur den einzigen Trost hatten, daß sie sich doch nun auf eine regelmäßige Weise langweilen konnten. Mit den Komödien verfuhr er fast noch schlimmer, und da ihm besonders der gute alte Hanswurst als die Wurzel alles Übels erschien, so beging er im Jahre 1737 nebst der Schauspieldirectorin Neuber, die Grausamkeit, den ehrlichen Gesellen öffentlich und felerlich zu begraben. So hatten denn die Deutschen ihren alten Liebling verloren, und sollten dafür mit lauem Halbscherz und frostig steifem gelehrtem Wiß vorlieb nehmen, bei dem man weder lachen noch weinen kann. Am allerfeindselig-

sten aber verfuhr Gottsched gegen die Oper, indem er sich nicht begnügte, irgend etwas daran verändern zu wollen, sondern indem er darauf ausging, diese ganze Gattung mit Stumpf und Stiel auszurotten. Er hatte nämlich mit dem Aufgebot alles seines Scharfsinns herausgebracht, daß es denn doch unnatürlich sei, wenn zwei Liebende sich ihre gegenseitigen Gefühle zusingen, wenn Alexander mit einer Arie in eine Schlacht ziehe, oder gar Cato trillernd in den Tod gehe. Dergleichen Gründe waren denn auch plausibel genug erfunden worden, und es kam dahin, daß mehrere Deutsche Höfe ihre Opergesellschaft entließen, worüber Gottsched jedesmal, wie über einen neuen Triumph des guten Geschmacks den lautesten Jubel ertönen ließ.

§. 25.

In dem letzten Drittel seines Lebens sank Gottscheds Ansehn immer tiefer und tiefer. Alle seine Schriften, alle seine Grundsätze, er mochte sie nun öffentlich oder nicht öffentlich vorgetragen haben, wurden der Gegenstand der bittersten Kritik, oder des muthwilligsten Spottes. Fast alle diese Spöttereien hatten vollkommenes Recht, nur soll man nicht vergessen, daß höchstens die Hälfte jener Kritiker und Spötter gesichert über ihm standen; die andere Hälfte aber gewiß tief unter

ihm. In der That kam es zuletzt dahin, daß selbst die elendesten, verdienstlosesten Schriftsteller über den armen Mann herfielen, um nur gelegentlich ihr Müthchen an ihm zu fühlen, oder einige wohlfeile Späße anzuwenden, oder gar eine Art von Celebrität dadurch zu gewinnen. Gottsched blieb bei allen diesen Anfeindungen völlig unempfindlich, ja er scheint zuletzt ganz hart und versteinert geworden zu sein, und hat gewiß die selige Ueberzeugung mit in's Grab genommen, er sei denn doch der kritisch poetisch rhetorische Messias der Deutschen gewesen, und es werde einst noch an den Tag kommen.

Von Bodmers und Gottscheds eigentlichen Schülern ist überhaupt nur wenig, und durchaus nichts Erfreuliches zu sagen. Die des Schweizers erscheinen roh, grob und schwülstig. Es sind die Verfasser von wahrhaft schauerlich schlechten Hexametern, von Heldengedichten, die den Leser, der sie wirklich durchlesen kann, selbst zu dem Range eines Helden erheben, und von reimfreien Oden, die, um ganz frei zu sein, auch der Gedanken so ziemlich sich ent schlagen haben. Der Umstand, daß man den Reim haßte, ja sogar sich nicht wenig darauf zu Gute that, ihn zu verwerfen, giebt diesen Leuten ein ganz besonders dürftiges Ansehen. Einen Pyra, Lange, Mann
mann

mann u. s. w. darf man mit gutem Gewissen nicht einmal schlechte Dichter nennen, da diese, nach Lessings richtiger Bemerkung, doch wenigstens gute Reimer sein müssen.

An Geistlosigkeit stehen diesen Menschen die Schüler Gottscheds völlig gleich, doch giebt ihnen eine gewisse flache Zierlichkeit und das Streben nach Eleganz und Galanterie, ein komisches und nicht völlig so langweiliges Ansehn. Schwabe, Triller, Schönaich u. s. w. gewähren auch jetzt noch eine Art von Ergötzlichkeit, obwohl die Quelle derselben allerdings nur die Ironie sein kann. Die Schweizerische Sekte aber ist weder zum Ernst noch zum Scherz zu gebrauchen, sondern schlechthin platt und plump und widerlich geistlos hochmüthig.

§. 26.

Es ist erfreulich den Blick abzuwenden von diesen wahrhaft undeutschen Erscheinungen, und ihn auf bessere Männer zu leiten, die mit Kraft und Ernst, ihren Geist auf Wissenschaft und Kunst richteten, und eine würdigere Periode der Poesie in Deutschland vorbereiteten. Wir nennen zuerst:

Friedrich von Hagedorn, (geb. 1708, gest. 1754.) welcher schon im Jahr 1729 eine kleine Sammlung von Gedichten gab, die bei aller Un-

reiffheit doch ein Talent verriethen, das wenigstens in einer so durren Zeit als die damalige war, ein Talent genannt zu werden verdient. Späterhin verwarf er diese erste Ausgabe gänzlich, und wandte den größten Theil seines Lebens daran, jene mit jugendlicher Uebereilung hinggegebenen Gedichte, durch reifere Produktionen in Vergessenheit zu bringen. Er versuchte sich nicht ohne Glück, in der Fabel, Erzählung, dem heitern Liede, ja so gar mit einiger Leichtigkeit in manchen poetischen Tändeleien, die bis dahin gewöhnlich nur mit großer Unbeholfenheit unternommen worden waren. Sein Geist ist keinesweges reich, aber er weiß doch eine gewisse Feinheit in die begränzte Oeconomie des Verstandes zu bringen, er hat wenig productive Kraft; eignet sich aber das Fremde nicht ohne Glück an. Seine Begeisterung (wenn wir das große Wort in Beziehung auf ihn, gebrauchen können) ist nur momentan, ja wir möchten sie stets dünn und wasserhell nennen; darum glückt ihm nie eine Ode, nie auch nur eine längere Erzählung. Er ist so begränzt, daß es fast scheinen kann, er habe niemals einen Stoff beherrschen können, der mehr als — eine Blattseite einnimmt. Reinheit und Gewandtheit der Sprache ist sehr an ihm zu loben, und sie tritt um so mehr hervor, da das Dargestellte gewöhn-

lich nur unbedeutend ist. Eine gewisse gelassene Fröhlichkeit, ein Sinn, der von keinen großen Leidenschaften bewegt, mit sich selbst, der Natur und den Menschen wohl zufrieden ist, gewährt doch immer eine angenehme Erscheinung.

S. 27.

Albrecht von Haller, (geb. 1708, gest. 1777) steht in der ersten Hälfte des verfloßenen Jahrhunderts völlig allein da, ein leuchtendes Haupt, das über alle hervorragt, oft mit Unverstand geschmäht, oft mit Unverstand gerühmt, selten begriffen. Es ist hier nicht der Ort, seiner großen Verdienste als Naturhistoriker und Arzt zu erwähnen; wir betrachten ihn nur als Dichter. Sein reicher Genius zeigte sich schon in früher Jugend mit kühner Gewalt. Im funfzehnten Jahre seines Alters hatte er bereits ein episches Gedicht von 4000 Versen und mehrere Tragödien und Idyllen vollendet, die er indeß in seinem neun und zwanzigsten Jahre sämmtlich vernichtete, mit rühmlicher Strenge gegen sich selbst; doch betrübend für den Kritiker, der so gern das erste Flügelschlagen seines Genius vernommen hätte. Im zwanzigsten Jahre schrieb er das beschreibende Gedicht: „Die Alpen.“ Die Sprache ist hart und rauh, wie die Gebirgs-Massen die er schildert, doch die Ideen sind kühn und feu-

rig, und lassen schon die tiefe Befreundung mit der Natur ahnden, die er einst in seiner großen Physiologie so herrlich bewährte. In den Oden aus dieser früheren Zeit, verhindert die gewaltsam strenge Weise, mit der er gegen sich selbst verfährt, so wie eine zu sehr begränzte Ansicht des Sittengesetzes den freien Ausfluß seines Geistes. Zum Beweise diene besonders das lange Gedicht an die Ehre (vom Jahr 1728), in welchem er von dem Standpunkte enger Bürgerlichkeit aus, das Höhere nicht zu erreichen vermag. Besonders unangenehm fällt die Rolle aus, welche Alexander, der geniale Große, in diesem Gedichte spielen muß. Doch sind wir sehr geneigt, dieses Ungemach auf Volleau's Rechnung zu setzen, der bekanntlich über den Schüler des Aristoteles mit ungenirter Behaglichkeit den Stab gebrochen hatte.

Am höchsten und reinsten stehen Hallers elegische Gedichte, und wir wollen es nicht verhehlen, daß wir ihn schon dann für einen trefflichen Dichter halten würden, wenn er auch nur die einzige Elegie auf den Tod Marianens gegeben hätte. Der tiefste Schmerz des Mannes, durch Religion und innere Harmonie beruhigt, wird hier von der reinsten und kräftigsten Sprache mild umgeben, und Milde ist es, in die sich das gesammte Gefühl des Dichters wie des Lesers löset.

Es ist ein unerfreuliches Zeichen von der Verkehrtheit der meisten Kritiker, daß diese und ähnliche Elegien fast immer den didaktischen Gedichten nachgesetzt worden sind.

In Hallers letzten Lebensjahren finden sich leider Spuren genug von trübem Stolz, und schwermüthiger Verzagtheit, welches oft mit Bitterkeit gerügt worden ist. Um so zweckmäßiger scheint deshalb hier die Bemerkung, daß die höhere Kraft, die oft nur der Schwäche begegnet, so oft nur ihr gegen über steht, sich selbst zuletzt in Unbefriedigtheit verlege und verwunde, bis sie endlich in jene Schwermuth versinkt, die wir bei Haller bemerken müssen.

§. 28.

J. W. L. Gleim, (geb. 1719, gest. 1803). Seine ersten poetischen Versuche konnten wohl nur in einer sehr dürftigen Zeit auf einen besondern Beifall rechnen, denn eine solche möchte als allerdings noch von ihm borgen. Für uns stehen indeß seine anakreontischen Lieder bloß als eine jugendliche Verirrung, als eine mittelmäßige Nachahmung eines weichlichen Dichters da, der sich unter die Griechen gleichsam nur gestohlen, und den Namen Anakreon sehr unrechtmäßiger Weise an sich gerissen hat. Nichts in der Welt sollte billig dem Deutschen Dichter so fremd sein, als

das Süßlich-Flache, womit jener Pseudo-Anakreon prunkt; dennoch strebte ihm Gleim nach, und ihm leider wieder viele andere, die dies ganze Treiben gar bequem und behaglich erachteten. Blumen, Küsse, Wein und Liebe wurden zuletzt so durchgearbeitet, daß keine gute Faser mehr daran blieb. Und welche Liebe, welche Küsse waren es auch, von denen hier gesprochen wurde, wie matt, unscheinbar und zu welchem Nichts verrieben!

Anspruchloser und eben deshalb besser, sind elnige Fabeln von G., wobei wir indeß alle diejenigen ausnehmen, die mit einer teleologischen Tendenz prunkend, die Anspruchslosigkeit verlassen, und dadurch trocken und fade werden.

Dies alles, was Gleim bis zum Beginn des siebenjährigen Krieges lieferte, kann höchstens den Litteratur-Historiker interessiren, denn als Dichter zeigte er sich erst jetzt, da Friedrichs Kampf gegen eine halbe Welt, sein Gemüth befeuerte. Man sollte die Kriegslieder eines preussischen Grenadiers nicht etwa den Gipfel seiner Poesie nennen, sondern wohl erwägen, daß sie in der That und Wahrheit sein Eines und sein Alles sind. Sie reichen aber auch völlig hin, um seinen Ruhm für immer zu gründen, und so lange noch die Deutsche Sprache gesprochen werden mag und

gekannt sein wird, können diese Gedichte nicht nur nie vergessen werden, sondern sie werden stets von Mund zu Munde gehen und wahrhaft leben; denn dieses Leben ist kein von außen her angenommenes, sondern ein inneres eigenes, das eben deshalb, nicht untergehen kann.

§. 29.

Nach dieser herzlichsten Anerkennung jener vorztrefflichen Gedichte, müssen wir freilich hinzusetzen, daß die Poesie unseren Gleim nach dem Abschlusse des Hubertsburger Friedens auf immer verließ. Ein Geschick, das sonst auch wohl anerkannt worden ist. Höchstens hat man dagegen Halladat oder das rothe Buch angeführt. Wenn wir aber auch recht gern anerkennen, daß dieses Werk mit dem redlichen Aufgebot aller Kräfte, unternommen und ausgeführt worden ist, so können wir doch unmöglich weder Poesie noch Philosophie darin wahrnehmen, mit welcher letzteren Gleim ja, wie bekannt, stets in einem polemischen Verhältnisse gelebt hat. Gleims Ideen von Gott, Vorsehung, Unsterblichkeit u. s. w. waren in der That nie mehr, als die hergebrachten neu protestantischen, mit dünner Aufklärung versehen, und er hat nie eine Wahrheit gefunden, die da Wahrheit ist und bleibt; denn er stand nur auf dem Gebiet des Meinens und des Wahrschein-

lichfindens. Ungestraft hat sich noch niemand von der Philosophie ausgeschlossen, aber härter noch büßen müssen hat man stets das Unternehmen, sich dem kühnen Lauf der philosophischen Bildung zu widersetzen. Der Triumphwagen dieser Urwissenschaft wird von ewigen Flügelrossen getragen, und fruchtlos ist es, ihnen wie sterblichen Thieren in die Zügel fallen zu wollen. Wer solches unternimmt, läuft Gefahr zerschmettert zu werden, oder doch wenigstens sein Lebelang in dem Staube wühlen zu müssen, den die Räder aufwerfen.

Bei allem diesem Tadel wollen wir indessen keinesweges übersehen, daß das Menschliche dem Menschen zugegeben werden müsse, wir wollen es nicht vergessen, daß die rüstige Jugend, welche Gleimen bis in sein vier und achtzigstes Jahr begleitete, so wie das stete Umgebensein von Freunden, keinesweges ein bloßes Glück, sondern auch ein wahrhaftes Verdienst zu nennen sei, und so möge das Andenken an diesen Jünglings-Greis nicht ruhmberaubt unter uns fort leben.

§. 30.

Ewald Christian von Kleist, (geb. 1715, gest. 1759). Wir können über ihn durchaus kein anderes Urtheil fällen, als folgendes, welches wir

bereits in unserer Geschichte und Kritik der Deutschen Poesie und Beredsamkeit gegeben haben.

Wenn die Elegie der Modernen überhaupt aus dem ewigen Gegensatz der Idee und Erscheinung, der Freiheit der Phantasie und der Nothwendigkeit des Wirklichen hervorgegangen, so ist dieses ganz besonders bei den Deutschen der Fall, die gewöhnlich erst dann dichten dürfen, wenn sie vergessen haben, was um sie her vorgeht. Aber es ist schwer zu vergessen, und Kleisten gelang es damit nicht. Unter den mannigfaltigen Umgebungen, im Getümmel des Krieges, den sein Herz nur hassen konnte, flüchtete er sich mit verletztem Gemüthe zu der Poesie, die ihm wenigstens Melodie und Sprache gab, daß er aussagen konnte den Schmerz, der ihm die Brust umspannte, und die tiefe Sehnsucht nach Ruhe, die stets vor ihm zu fliehen schien. Daher das Ansprechende und Rührende seiner Elegien, in denen er sich dem Leser ganz hingiebt mit all seinen verlorenen Hoffnungen und verhallten Wünschen, denen nie Erfüllung begegnen wollte, wenn wir den einen und größten ausnehmen: den Tod der Helden zu sterben. Daher aber auch das Verlesende seiner Elegien, der Mangel an Beruhigung, denn ihm selbst fehlt sie, und er konnte sie daher auch seinen Werken nicht geben, so viele

Mühe er sich auch giebt, den Leser beruhigt zu entlassen. Zwar versuchte er sich auch in Epigrammen, aber fruchtlos, denn er hat den Scherz und den Witz nie gekannt; ja es ist eine fast peinliche Erscheinung, diesen sanften wehmüthigen Geist nach Humor ringen zu sehen.

Den „Frühling“ dieses Dichters können wir nur in wenigen einzelnen Theilen loben. Eine gewisse Gattung von selbst feuriger Liebe für die Natur, setzt deshalb noch keinesweges einen vertrauten Umgang mit derselben oder gar eine tiefe Einsicht in dieselbe voraus, und eine solche vermissen wir hier in der That überall. Dem Dichter zerlegt sich hier die ganze Natur, wie es hergebracht ist, in Berg und Wald, Thal und Strom, Sonnenschein und Regen, und es fehlt das vereinigende Prinzip, das Erfassen des Weltgeistes.

Die seltsame Art, Hexameter mit einer Vorfallsylbe zu dichten, woraus doch in Wahrheit nichts anders entstehen kann, als Hexameter mit siebentehalb Füßen, raubt diesem Werke noch den hauptsächlichsten Reiz des Wohlklanges der Sprache, der ihm ohne jene ebengenannten tieferen Erfordernisse hätte gegeben werden können. Oft schon hat das Nichtreimenkönnen oder Nichtwollen sich bitter gerächt.

Johann Peter Uz, (geb. 1720, gest. 1796).
 Ein wackeres, kräftiges, wenn auch eben nicht
 reiches Gemüth, voll reiner Liebe für die Sitt-
 lichkeit und Vaterland; mitunter auch den Scherz
 versuchend, der ihm nicht immer ungünstig ist.
 Ein Dichter, der die Sprache beherrscht, der mit
 einer ganz besonderen Strenge und Sorgsamkeit,
 selbst im Einzelnen, nach einer besseren Korrekt-
 heit strebt, als die ist, welche man gewöhnlich an-
 preiset: ein solcher ist Uz, der leider fast nur
 noch in Anthologien und Beispielsammlungen, ein
 kümmerliches Leben unter uns lebt. Ich meine
 nicht, daß alle seine Oden, z. B. die Theodicee
 (in der sich besonders das sonnenrothe Angesicht,
 mit dem zur Gottheit aufgestiegen werden soll,
 unangenehm macht) ich meine nicht, daß mehr
 als ein Drittel seines siegenden Liebesgotts noch
 unter uns leben sollte; aber das was dann wirk-
 lich bleibt, weil es Leben hat, warum — wie oft
 muß der Deutsche diese Frage thun? — warum
 ist es vergessen worden? Sollte nicht, um nur
 Eines zu erwähnen, die Ode an Deutschland:

„Wie lang zerfleischt mit eigner Hand,
 Germanien sein Eingeweide!“

hinreichend sein, den Namen des wackern Man-
 nes noch fernerhin zu ehren? Die Untugend der

Vergeßlichkeit hat sich wohl immer früh genug bestraft; am meisten aber bei den Deutschen, und die Folgen jener Vergeßlichkeit, können oft eine recht tiefe allegorische Bedeutsamkeit gewinnen.

Das Gegenbild zu Uzens correcter Gebiegenheit und Sinnigkeit als Dichter, möchten wir unter den Deutschen Rednern finden in Spalding und Jerusalem, deren ehrwürdige Namen selbst in einem Werke wie dieses, das nur die ästhetische Litteratur der Deutschen darzustellen hat, nicht übergangen werden dürfen. Spaldings „Bestimmung des Menschen“ läßt in der That schon die große Revolution in der Philosophie auf eine sehr erfreuliche Weise ahnden, wie sie späterhin durch Kant erfolgte. Als Redner zeichnet ihn eine großartige Einfalt, die jegliche rhetorische Bühlerkünste verschmäht, sehr rühmlich aus. Jerusalem ist weicher, und geht mitunter selbst auf die tiefste Nührung des Herzens aus, doch ist seine Beredsamkeit nicht ganz frei von Prunk und Schminke, er wählt zuweilen in Worten und Bildern, welche die Gedanken fast gewaltsam überströmen.

§. 32.

Christian Fürchtegott Gellert, (geb. 1715, gest. 1769). Bei dem Mangel eines Mittelpunktes, und den mannigfaltigen, auseinanderfahrenden

den Tendenzen der Deutschen, ist es immer eine sehr seltene und auffallende Erscheinung, wenn es einmal irgend einem Schriftsteller gelingt, die Neigung des gesammten Volkes auf sich zu concentriren. Unserm Gellert gelang dies in der That in einem Grade, den nur sehr wenige erreicht haben. Seine Fabeln, welche in der dürresten aller litterarischen Zeiten in Deutschland, 1744 erschienen, gewannen durch freundliche Gütmüthigkeit, leicht verständliche Moral, treuherzige Schalkhaftigkeit und populären Witz, die Liebe des Volks, und während es sie liebte, ward es auch durch sie gebildet. Freilich wird der Kritiker, tadelnd noch hinzusetzen müssen, daß seinen Fabeln oft eine gewisse Breite und Schwachhaftigkeit und Verwässerung beimohne, doch wird er keinesweges jemals jene angeführten Vorzüge derselben läugnen können: so wie denn überhaupt bei jedem Schriftsteller, welcher der wahrhafte Liebling des Publikums geworden, doch nothwendig irgend ein guter Grund obwalten mußte.

Wenn Gellerts Fabeln durch ihre Allverbreitung, auf die Verstandescultur des Volks bedeutend wirkten, so bemächtigten sich seine geistlichen Gedichte des Herzens der Nation und es gelang ihm, einige Abndungen von Religiosität selbst bei dem großen Haufen zu retten. Er er-

reicht keinesweges die Tiefe der religiösen Gedichte eines Flemming und Gerhard, so wie in musikalischem Gefühl und musikalischer Sprache auch Novalis weit über ihm steht; aber Innigkeit und Hingebung zeichnen auch seine geistlichen Gedichte aus, ja, er weiß selbst den oft gar zu durchsichtigen, fast möchte ich sagen, wohlfeilen Gefühlen, eine gewisse rührende Wärme und leichte freundliche Erhebung mitzutheilen.

§. 33.

Dennoch scheint es, als habe Gellert das meiste Talent für die Gattung der kleineren fröhlichen Erzählung gehabt, wobei es ihm zu Statuten kommt, daß hiebei eine gewisse Gattung von Geschwätzigkeit eben nicht zu den Fehlern gehört, und daß die Kränklichkeit selbst oft, ihrer Natur nach, wichtig ist. Freilich ist der Stoff dieser Erzählungen fast immer derselbe. Sein spaßhafter Weiberhaß und seine komische Scheu vor der Ehe, macht sich stets so zierlich und gutmüthig, daß er wohl niemals eine Frau im Ernst erzürnt hat. Das bekannte Wort:

Ridetur chorda qui semper oberrat eadem,
hat bei Gellert nie eine Anwendung erlitten, eben weil er die eine Saite stets mit einer gewissen Zierlichkeit zu handhaben wußte.

Für den Roman hatte Gellert durchaus kein

Talent, und es ist niemandem mehr zuzumuthen, seine schwedische Gräfin zu lesen. Man wird sogar einräumen müssen, daß die asiatische Danise, so wie selbst die durchlauchtigen Octavien, Aramenen, und Olorenen, so wie die liebseligen und galanten Cellinden und Bellamiren, manche Vorzüge vor jener Gräfin haben.

Wenn auch fast eben so mislungen, doch erfreulicher und wichtiger sind seine Schauspiele. Mit ihnen ist es ihm ein ungleich höherer Ernst, und wenn auch sein Orgon und Damis, Siegmund und Simon, so wie sein Lottchen und Zulchen, immer nur Umrisse von allgemeinen nicht recht Deutschen Charakteren geben, so ist doch wenigstens der Dialog selbst in seiner zierlichen Weitschweifigkeit, und ehrbaren Langweiligkeit als ein sehr merkwürdiger Beitrag zur Culturgeschichte der Deutschen anzusehen. Nur der Uebellannige kann diese Stücke trocken nennen; der fröhlicher Gestimmte wird sie Alle, besonders aber sein „Loos in der Lotterie“ recht wohl genießbar und scherzhaft in der Trockenheit, so wie nicht minder beziehungsreich und bedeutend finden. Da, wo der Scherz und der Spott so leicht ist, als es in Beziehung auf diese Schauspiele zu sein scheint, ist er schon um deswillen ungerecht. Und so gelte dieses Urtheil denn auch sogar von

Gellerts Schäferspielen, bei denen wir uns durch die vielen grünen und blauen Bänder, die einem neueren Kritiker so seltsam widerlich gewesen sind, durchaus nicht irre machen lassen wollen, indem wir sie für die Hüte und Schäferstäbe, die doch nun einmal durchaus vorkommen müssen, recht zweckmäßig finden.

§. 34.

Gellerts Briefe, die man bei ihrem Erscheinen als durchgängig musterhaft und vollendet betrachtete, gelten jetzt bei Vielen für überkünstlich und wohl gar für affectirt. Ich gestehe gern, daß ich bei weitem milder über dieselben denke, und sie in ihrer Sphäre als ganz vorzüglich erkenne. Diese Sphäre ist nämlich das sogenannte goldene Zeitalter der Deutschen Litteratur von 1740 bis 60, das von Manchem für wahrhaft golden und einzig, von Manchem aber auch für durchaus leicht und fade, und wohl gar für ein reines Garnichts erklärt worden ist. Das erste Urtheil ist so verkehrt als das letztere. Jene Periode ist allerdings ein entschiedenes Etwas. Wenn sich ein Mensch, oder ein Volk, oder eine Litteratur von der Roheit losreißt, so pflegt sie nicht bloß jenes Losreißen durch die That zu beweisen, sondern auch sehr häufig durch selbstgefällige Worte zu verkünden. Oft begnügt sie sich sogar mit den
Wor:

Worten allein, und hält sie schon für die That, oder denkt doch wenigstens, die letztere werde wohl von selbst folgen. Daher die ewig ausgesprochene Verschmähung des Hohen und Gemeinen, (welche sich ja billig unausgesprochen von selbst verstehen sollte) daher die Liebäugelei und Koketterie mit der Freiheit, die nicht selten zur Süßlichkeit und Stutzerhaftigkeit übergeht. Ganz frei von diesen bösen Fehlern sind auch die Gellertschen Briefe nicht, doch haben sie weniger von denselben als alle übrigen der damaligen Zeit, denn Gellerts Geist war in der That ein zarter und feiner, während die meisten andern, die sich um ihn drängten, nicht ohne Unbeholfenheit und Anwandlungen von Roheit, sich auf die Zartheit legten, wie auf eine mechanische Kunst.

§. 35.

Johann Elias Schlegel, (geb. 1718, gest. 1749). Männlichkeit und Kraft, Deutsches und Stolz machen den litterarischen Charakter dieses Mannes aus; nur offenbart sich leider auch hier eine Schattenseite. Seine Männlichkeit ist nicht ohne Roheit, seine Kraft mit Härte vereinigt, seiner Deutschen fehlt die Lieblichkeit, und seinem Stolze die Blüthe der Liebe, ohne die er starr und eisern erscheinen muß. Seine Trauerspiele werden durch eine oft beängstigende Form in ih-

rem inneren Wesen aufgehalten und gedrängt, obwohl sie stellenweise sehr zu rühmen sind, und die edle Gesinnung des Dichters überall hervorleuchtet. Auch im Lustspiel versuchte sich Schlegel; doch sind die in Prosa geschriebenen Stücke, „der geschäftige Müßiggänger“ und „der Triumph der guten Frauen“ größtentheils wässrig und breit. Desto angenehmer erscheinen seine Vor- und Nachspiele in gereimten Versen, für welche er ein sehr glückliches und in seiner Zeit auch sehr seltenes Talent besaß. Noch ist rühmlich von ihm zu erwähnen, daß er nie in seinem Leben einer literarischen Sekte gefröhnt hat, so wie denn überhaupt sein ganzes Wesen sich zu einer kräftigen Einigkeit in sich selbst hinneigte, die nur sein früher Tod nicht ganz zur Reife kommen ließ.

§. 36.

Gottlieb Wilhelm Rabener, (geb. 1714, gest. 1771). Wenn wir erwägen, daß Deutschland schon lange vor ihm einen Fischart, Sebastian Brandt und ähnliche, männlich-stärke, wißreiche Schriftsteller gehabt hat: so ist es schwer zu begreifen, wie man mit Rabener so sehr hat zufrieden sein können, als man in der That gewesen ist. Man hatte sich seltsam genug, eine lange Zeit vorgeredet, es mangle den Deutschen überhaupt das Talent der Satire, und man war

zulezt ziemlich allgemein dahin gekommen, diese eben so schmachvolle als unwahre Ansicht, als unbestreitbar anzunehmen. In einer solchen Zeit von wehmüthig: schlaffer Verzweiflung an sich selbst, trat nun Rabener auf, und wußte die Meinung von sich zu verbreiten, als ströme ihm der Witz und der Humor aus einem gar reichen Füllhorne. Man wünschte sich ordentlich unter einander Glück, daß man nun doch endlich einmal einen satirischen Deutschen aufzuweisen habe, welches nach hergebrachter Meinung fast wie ein Widerspruch im Beiworte klinge. Da nun der Uebergang von übertriebener Demuth zu übertriebenem Stolze so leicht ist, so ging man in der Ueberschätzung Rabeners so weit, daß man ihn selbst den geistreichsten Englischen Satirikern und Humoristen an die Seite setzte, ja wohl gar vorzuziehen wagte. Dieser Irrthum konnte indeß nicht von Dauer sein, und da sich seit geraumer Zeit schon unter uns ein freier und kühner Geist der Satire geregt hat, so ist N., wie billig, der Vergessenheit ziemlich nahe gekommen. Rabeners Witz ist der eigentliche Conversations: Spaß eines nüchternen und frostigen Zirkels, dem es schon genug ist, wenn nur etwas der Polemik Aehnliches geschieht, damit die Gefahr des Einschlafens vermieden werde. Der ewige Gegensatz

des Ernstes und des Scherzes, deren wechselseitige Befreundung das Resultat jeder gelungenen Satire ist, blieb diesem Schriftsteller verborgen, denn er vermochte nur den Halbernst und den Halbscherz zu erfassen. Weit entfernt, eine objektive Reinheit der Satire auch nur zu ahnden, fehlte es ihm selbst an einer gewissen Indignation, die, wenn sie nur groß und kühn ist, und nur die Gattung und die Repräsentanten derselben trifft, einen bedeutenden polemischen Schriftsteller bilden kann. Rabener steht in der Mitte, er übersieht sein Zeitalter nicht, und wagt nur so nebenbei einige Scherze darüber, die sich dann freilich mit gänzlicher Unbefriedigtheit endigen müssen. Dabei ist er sehr geschwätzig, und spinnt den Faden seines Spases so weitläufig aus, daß selbst mancher bessere darunter, alle Kraft und Farbe verlieren muß.

S. 37.

Ch. Felix Weiße, (geb. 1726, gest. 1804). Bei allem Lobe, welches man seinem Streben für die Comddie und Operette widmen muß, ist es doch nicht zu verhehlen, daß seinen Lustspielen nur ein temporäres Leben bewohnt, und daß er die Oper nur von der idyllischen, nie von der romantischen Seite aufgefaßt habe. Diese idyllische Seite glückt ihm aber auch vorzüglich, und

es ist ihm gelungen, manche leichte und angenehme Lieder aus seinen Singspielen in die Herzen und auf die Lippen des Deutschen Volks zu bringen, die leider so oft tonlos und gefanglos sind. Am weitesten verbreitete sich indessen seine Wirksamkeit als Schriftsteller für die Jugend, der er sich auf mannigfaltige Weise zu empfehlen mußte. Doch, dünkt uns, liegt eben in jener Mannigfaltigkeit manches Verfehlt. Er blieb nicht frei von den traurigen Einwirkungen des Basedowianismus, und ob er ihm auch, wenn wir so sagen dürfen, nur ein Hinterpförtchen geöffnet hätte, so wäre doch schon Raum genug gewesen, um die Oberflächlichkeit und Weichlichkeit, die unzertrennlichen Gefährten des Basedowschen Geistes, einzulassen. Was indeß bei Weiße manches wieder gut macht, ist seine gar sehr lebenswürdige Persönlichkeit, die überall in seinen Schriften mit sanfter Freundlichkeit walidet. Wo sich diese offenbaren kann und darf, erfreut er jedesmal mit Sicherheit. Doch in der höheren Tragödie muß freilich dieser Reiz gänzlich schwinden, da er sich oft an Charaktere wagt, (z. B. Atræus und Thyest) von denen seine sanfte Natur nicht die entfernteste Ahndung, nicht den kleinsten auch nur historischen Begriff zu erschwingen vermochte, so wie denn auch leider das lieb-

lichste aller romantischen Dramen: Shakspears Romeo und Julie, unter seinen Händen zu einem steisgezierten Conversationsstück wurde.

§. 38.

Fried. Gottlieb Klopstock, (geb. 1724, gest. 1803). Es bedurfte eines eben so gewaltigen als milden Geistes, um die Deutschen zur Poesie und zur Deutschheit zurückzuführen. Es bedurfte des allerkräftigsten Anfassens und Aufrüttelns aus manchen behaglichen Träumen, in die man seit so langer Zeit versunken gewesen war. In den Wissenschaften hatte man von je her nur ein gründliches Bestreben anerkannt und geachtet, und nur das Vortreffliche war als solches gefeiert worden. Doch in den Künsten war das alles anders. Hier herrschte das seltsamste Vorurtheil, Bequemlichkeit, und ein ewiges sich zur Ruhe setzen und andere zur Ruhe einladen. Ein gewöhnlicher Zeichner, oft kaum gut genug für den Hausbedarf, ward nicht selten mit Titian und Correggio verglichen, eine halbweg erträgliche Statue wurde des Phidias für würdig erklärt, u. s. w. Und nun vollends in der Poesie! Der alltäglichste Kopf, wenn er nur das mechanische Talent besaß, plausible Gedanken, mochte er sie auch entlehnt haben, in erträgliche Reime zu bringen, oder mit

der Unform eines roh hintappenden Hexameters zu umgeben, wurde gewöhnlich sogleich bei seinem Auftreten mit dem heiligen Namen eines Dichters begrüßt. Es war nicht genug, daß man dergleichen ganz mittelmäßige Leute mit Opitz und Fleming verglich, man war auch patriotisch genug, sich zu freuen, daß wir doch nun auch den Alten und den neueren Ausländern muthig die Stirn bieten könnten. Die Redacteurs der damaligen ästhetisch-kritischen Blätter zündeten fast alle Monate in ihren Hefen ein Freudenfeuer an, daß nun doch endlich einmal die reine goldene Zeit angebrochen, und ordentlich mit Händen zu greifen sei.

Und das sollte nun All nicht mehr so gelten! Es stand ein Dichter auf, der schon als Jüngling seine höhere Abkunft beurfundete, der einige Oden gab, die man keinesweges im Halbschlummer zu lesen wagen durfte, der in einer derselben (der Lehrling der Griechen), den Horaz nur deshalb nachgeahmt zu haben schien, um ihn zu übertreffen, und der endlich, noch immer als Jüngling, mit den ersten Gesängen eines epischen Gedichtes auftrat, das durch die Kühnheit des Planes und der Ansicht, so wie durch die Form im Allgemeinen den Kritiker überraschte, während es den einfachen Leser durch die reinen und frommen Gesinnungen, die überall hervorleuchteten, so wie

durch die Gewalt der Sprache und Situationen, in das innigste Entzücken versetzte.

§. 39.

Es sammelte sich bald eine Schaar von Freunden um ihn her. Doch auch die Feinde fehlten nicht zu seinem Glück, das heißt, zu seiner Bildung. Klopstocks Seele sehnte sich mit ganzer jugendlicher Kraft nach der Freundschaft, ja er wußte dieses Gefühl zu einer Art von sich selbst vergessender Liebe zu gestalten, denn das Schicksal vergönnte ihm keinen Freund, an dem er mit freudiger Demuth hätte hinauf sehen können, keinen, der ihm auch nur hätte genügen dürfen, und doch genügten sie ihm. Seine mächtige Phantasie verhüllte ihm ihre geistigen Unzulänglichkeiten, und ließ ihn sogar bei manchem nicht einmal die innere Halbheit und Gemüthsälte bemerken. Es ist eine rührende Erscheinung, wie er diese zum Theil etwas mittelmäßigen Menschen so innig an sich schließt, gleichsam um sie mit dem Ueberfluß seiner Liebe in ein neueres bedeutsameres Leben einzuführen. Manche unter denselben gaben sich dafür auch alle mögliche Mühe, seiner würdig zu werden, andere hingegen glaubten genug zu thun, wenn sie nur die alten Künste der Verhättselung, bei ihm anwendeten und ihn mit Schmeicheleien

groß zu füttern suchten. Aber Klopstock blieb immer er selbst, und stand nicht weniger schön seinen Freunden als seinen Feinden entgegen *).

Die Freundschaft ist bei Klopstock keinesweges etwas bloß Zufälliges, keinesweges ein bloßer Wunsch, eine bloße Freude, sie ist selbst mehr als ein bloßes Herzensbedürfniß, sie ist die vollendete Nothwendigkeit des gesammten Menschen, und eben deshalb seine Gottheit, seine Muse. Ihr verdanken wir seine schönsten, von jugendlicher Wärme durchglühten Oden. Als sie ihn verließ, ohne Zweifel durch Schuld mancher Freunde, deren jammervolle Blöße denn doch nicht immer mit dem Purpurmantel seiner Phantasie verhüllt werden konnte, da verließ ihn auch, möchten wir

*) Wenn wir vorhin erwähnten, daß unter Kl. Freunden auch manche mittelmäßige sich fanden, so ist es möglich, daß wir deshalb einigen Widerspruch erfahren. Des ungeachtet müssen wir dies Urtheil noch verstärken, indem wir sogar einen weniger als mittelmäßigen kennen gelernt haben, der die Unbedeutenheit seines Geistes noch mit kalter Gemüthshoheit und widrig geschwätziger Eitelkeit versetzt, muthig zur Schau trug. Wir meinen den Bruder der Fanny, den man leider in den kürzlich erschienenen Briefen der Klopstockischen Freunde von neuem an das Tageslicht gezogen hat, bei dem er sich eben nicht erfreulich ausnimmt.

sagen, der herrlichste Pulschlag seines Lebens, und er war gewiß nicht glücklich in der Abgeschlossenheit seines späteren Alters. In der Liebe ist Klopstock nie glücklich gewesen, ja wir möchten behaupten, daß er sie im eigentlichsten Sinne des Wortes gar nicht gekannt habe, eben weil sie unerwiedert blieb. Eine einseitige Liebe ist nicht bloß als das größte Unglück, sondern auch als der größte Irrthum anzuerkennen, und die Liebe kann in der Welt des Gemüths eben so wenig irren als die reine Anschauung in der philosophischen Sphäre. Da nun aus einem Irrthum sich nie etwas Wahres erzeugen kann, so gestehen wir, daß wir an eine spätere glücklichere Liebe nicht glauben können, ob wohl wir recht gern eine sehr friedlich freundliche Ehe des Dichters annehmen.

S. 40.

Der zweite Impuls zur Poesie war bei ihm die Vaterlandsliebe, die, seiner stolzen Seele ganz gemäß, nach und nach sich immer mehr vertiefte, durch Widerstand sich stärkte, und zur colossalen Leidenschaft wurde. Daher ist diese Vaterlandsliebe nicht ruhig epischer Natur, sondern lyrisch, polemisch und dithyrambisch zürnend. In einem Deutschland, wo alle Deutschen für ihr Vaterland geglühet hätten, wäre Klopstock vielleicht ganz

ruhig und gelassen da gestanden. Der geborene Dichter ist freilich der Sieger ohne Kampf, aber der Kampf den der Sieg krönt, gewährt einen Anblick von dem Seneca, wohl auch in dieser Beziehung mit Recht sagt, daß selbst die Götter ihn mit Lust anschauen.

Diese Vaterlandsliebe hat die köstlichsten Früchte getragen. Sie erzeugte nicht bloß einige stolze, kühne Oden, sondern in späteren Jahren auch noch das tiefe Eindringen in das Wesen der Sprache, das, in seinen grammatischen Gesprächen, so lange verborgen, verkannt oder blöde angestaunt, erst vor wenigen Jahren zum ersten Male gehörig gewürdigt worden ist, ein Ruhm, den wir unseren Zeiten nicht versagen können, da die früheren Jahrzehnte, träge genug, sich ihn nicht anzueignen vermochten.

Der dritte Impuls seiner Poesie, war die Religion, und zwar die Verherrlichung des Christenthums, in soweit Klopstock es zu fassen vermochte. Wohl ist es wahr, daß die höhere Natur des ausgezeichneten Dichters, der Zeit bezieht, und ihr ein neues Gepräge giebt, dennoch wird auch sie dem Einflusse der Zeit, in der sie aufsteht, nicht ganz entgehen können, denn ohne die stete Wechselwirkung von geben und empfangen, ist kein Leben, also auch nicht das des emi-

nentesten Geistes möglich. So trägt denn auch Klopstocks Religiosität die Spuren seiner Zeit. Einem Theile seiner Zeitgenossen war freilich der alte schöne deutsche Glaube, in seiner Lebendigkeit und Wärme noch geblieben, man hatte ihn hinüber gerettet aus einer frommen Vergangenheit und ihn geschützt vor dem frechen Antasten einer unheiligen Gegenwart. Bei einem andern Theile war die Religion in Erstarrung und Versteinerung übergegangen, und der Buchstabe hatte seine alte tödtende Kraft bewiesen. Der dritte und größte Theil seiner Zeitgenossen hatte seine Zuflucht genommen zu dem jammervollen Encyclopädismus, und zu jener lauen unseligen Aufgeklärtheit, die durch Unbefriedigtheit erzeugt, ihren Durchgang durch Unbefriedigtheit hat, und in Unbefriedigtheit endigt.

§. 41.

Klopstocks Religiosität ist ein Ringen, Ahnden, ein unendliches, oft aber auch wundes Sehnen, nach dem was Antwort hat auf jede Frage, und Befriedigung für jedes Sehnen. Aber er findet nicht immer jene vollendete Befriedigung. Oft ist es nur eine gewisse, wenn wir so sagen dürfen, geräuschvolle Erhabenheit, durch die er sich beschwichtigt. Zuweilen ist es wohl gar nur ein gewaltsames Flügelschlagen, wodurch er sich

betäuben will, zu einem durchaus klaren seeligen Anschauen bringt er es nie. Doch jenes Abnden und Sehnen finden wir oft sehr rührend ausgesprochen, z. B. in den Oden: der Allgegenwärtige, der Erbarmen u. s. w. Aber wenn wir Flemming und Gerhard ganz kennen, oder wenn wir, ganz abgesehen von allen Namen und vorhandenen Werken, uns bloß ein religiöses Ideal vorhalten, so kann uns Klopstock nicht vollkommen genügen.

Klopstocks Geist war nicht gestärkt durch reine Speculation, nicht genährt durch ächte tiefe deutsche Philosophie, und auch er mußte dafür büßen, so wie denn noch niemand auf Erden ungestraft der Philosophie sich entäußert oder gar sich ihr widersetzt hat. Höchst ungern nur erwähnen wir solcher polemischer Versuche gegen die Philosophie bei dem edeln Klopstock. Doch sind sie leider nicht zu übergehen, da wir ohne diese Hindeutung Klopstock nicht verstehen, und er auch, redlich wie er war, seine Ansichten nie verhehlte.

Innig anerkennend aber, und mit hohem Ruhme wollen auch wir gedenken der Idee zum Messias. Wenn wir diese letztere in ihrer ganzen Größe und Herrlichkeit überdenken, und zugleich die Kühnheit berechnen, die dazu erforderlich war, sie als Vorwurf des Epos aufzufassen, so werden

wir schon um ihrentwillen unserm Klopstock den Namen eines großen Dichters nicht versagen dürfen. Dann erst mögen wir es anerkennen, was allerdings anzuerkennen ist, daß diese Idee nicht so klar und vollendet zur Erscheinung gebracht worden ist, als sie in seiner frommen Phantasie, in seinem stillkräftigen Gemüth entsprang. Es ist heilsam, sich hiebei zu erinnern an den Unterschied zwischen dem, was durch das Materiale der Poesie, d. h. durch die Worte bezeichnet werden kann, und dem, was der Poesie selbst angehört. Das erstere ist beschränkt, doch in dem letzteren ist allerdings das Eine und das All. Manche herrliche Idee, es sei zu einem Roman, Epos, einer Tragödie oder zu einem Sonett, Madrigal oder Epigramm ist nimmer ganz rein und lauter und kräftig zur Erscheinung zu bringen, weil die Poesie am Ende denn doch nur Worte hat, mit denen sie selbst das, was das Wort fließet, ergreifen soll. Manches reizende Gebilde der Phantasie wird durch das schwere Wort niedergedrückt wie der zarte Flügel des Schmetterlings durch den kühlen Thautropfen der Nacht. (Vgl. Meine Geschichte und Kritik der deutschen Poesie und Beredsamkeit S. 198.)

§. 42.

Das Talent der mimischen Darstellung im

Styl, besitzt Klopstock nur in geringem Grade. Die geistige Physiognomie seines Christus steht etwa zwischen dem Genius Albrecht Dürers und dem des göttlichen Raphael; doch eben dieser Mittelzustand erreicht nichts ganz Entchiedenes. Sein Gott der Vater ist zu populär erhaben, und hat zuviel mit einem gewissen, wenn wir so sagen dürfen, arithmetischen Pathos zu thun, sein Johannes ist mehr der Begriff eines vortrefflichen Schülers, als der einzige Jüngling selbst. Am verfehltesten aber ist unsers Erachtens der Charakter des Satan, des Mahlerischsten und Gestaltvollsten, was unsere Mythologie hervorgebracht hat. Hier ist es dem Dichter genug gewesen, das Prinzip des Bösen personificirt, redend einzuführen, und zwar abermals wieder mit steter Hinneigung zum Erhabenen, nur daß dieses Letztere, um es von dem des guten Prinzips zu unterscheiden, mit einiger Krampfhaftigkeit versehen worden ist. Um den Klopstockischen Satan durchaus verfehlt und trotz aller ihm in den Mund gelegten Hellsprüche, kraftlos zu finden, bedarf es keinesweges einer Vergleichung desselben mit dem durchaus vortrefflichen in Goethe's Faust, sondern es ist genug, sich an die vielen Darstellungen dieses Charakters in den alten Deutschen Komödien und Heldenspielen zu erinnern. Wir gestehen, daß

wir einige alldentsche Schauspiele kennen und von Puppen haben aufführen sehen, in denen der Charakter des Satan mit einer so besonnenen Umsicht, klaren Consequenz und lebendigen Deutlichkeit geschildert worden war, daß wir nicht anders konnten, als die Klopstocksche Schilderung tief darunter setzen, obwohl wir in der letztern die gebildete Kraftsprache und die anziehenden Sentenzen gar gern anerkennen. Ohne Zweifel trägt bei diesem Misgriffe, Milton die meiste Schuld, indem damals in unserem Deutschland, eine etwas bettelhafte Liebe für den wackeren, aber höchst einseitigen englischen Dichter in Umlauf gesetzt worden war; aber es ist keinesweges unsere Meinung, einen Mann wie Klopstock, der höher stand als seine Zeit, durch ein Gebrechen seiner Zeit entschuldigen zu wollen.

§. 43.

Klopstocks Trauerspiele sind von den Deutschen mit einer Kälte empfangen worden, die in dem auffallendsten Gegensatze stand, mit dem glühenden Enthusiasmus, den sein Messias erregt hatte. Man betrachtete sie, wie es scheint, nur mit einer gewissen verlegenen Scheu, und während man sich besann, was eigentlich darüber zu sagen sei, ging vielleicht der Augenblick des Ergreifens und Auffassens verloren. In der That
sind

sind diese Tragödien, bei der ersten Lektüre wenigstens, dem Scheine der Härte und der Kälte ausgesetzt, auch ist nicht zu läugnen, daß der ruhige Stolz in dem sie sich geben, zuweilen herbe wird und schroff, und daß das Ganze sich nur wie ein kühner, harter Fels erhebt. Der Styl, in dem diese Tragödien geschrieben sind, hat eine Nacktheit, die den Liebhaber der blumenreichen Schreibart zurückstoßen muß; denjenigen aber sehr anziehen wird, der hier eine Besonnenheit ahndet, die von dem gesunden Baume selbst die Blüthen und Blätter abzustreifen wagt, da sie des innern Lebens selbst gewiß ist. Ein Irrthum waltet hier allerdings ob, denn der lapidarische Styl gehört der Tragödie nicht an, aber es ist ein höchst bedeutender Irrthum, der neues Zeugniß giebt von dem selbstständigen Streben des trefflichen Schriftstellers.

Bedeutend treten hervor seine vaterländischen Schauspiele, Hermanns Schlacht, Hermann und die Fürsten und Hermanns Tod. Weniger ansprechend scheinen die aus den alten hebräischen Urkunden genommenen Stoffe, die oft mit einer seltsamen Mischung von Schwere und Weichheit, von Weitläufigkeit und Willkühr und (man verstatte das Wort), Ungründlichkeit ausgeführt worden sind.

Die beiden letzten Jahrzehnte von Klopstocks Leben entfernten sich nach und nach von der Poesie, und eine gewisse, weniger geist als herzvolle Politik zog den Dichter in ihre Wirbel, und das ruhige Ebenmaaß, das bis dahin ihn begleitet hatte, wich. Fast sämtliche Oden und Epigramme, die ihm das durch die französische Revolution erregte Gefühl eingab, entbehren der poetischen Freiheit und sind theils Erzeugnisse eines wackeren Jornes, der zwar wohl weiß was er will, doch das Höchste nicht erfassen kann, theils wohl gar Ergießungen des Ingrimms und der Behmuth, die beide in das Leere streben.

Nach und nach fand sich auch etwas zu eng Abgeschlossenes in sein Leben hinein; er hörte auf, die gesammten Fortschritte der Deutschen Litteratur zu begreifen, obwohl er in manchen einzelnen litterarischen Bestrebungen noch immer weit über der Zeit stand. Er war zu sehr von Anderen verwöhnt worden, und hatte sich selbst zu sehr an den Gedanken gewöhnt, daß sein Geist ein alles durchdringender sei, als daß er nicht stets sich selbst hätte Recht geben sollen, wenn ihm die bedeutendsten Erscheinungen der neuern Deutschen Litteratur mißfielen. Hiedurch gerieth er denn auch in eine Härte und Strenge

gegen andere, die um so unangenehmer auffällt, wenn wir die milde Heiterkeit und das freundige Anerkennen während seiner Jugend erwägen. Er spottete über Herders treffliche Kritik der Deutschen Litteratur, aus der er wahrlich gar sehr viel hätte lernen können. Er übertrieb in einem harten Epigramm den Tadel gegen den mildfreundlichen Wieland *), und sah in Goethe, dem er sogar einmal öffentlich vorwarf, er verstehe die Deutsche Sprache nur so halb und halb, nicht viel mehr, als ein unbändiges Genie, das aber eben deshalb ein wenig unbequem zu handhaben sei. Es ist eine betrübte Erfahrung, die der Litteraturhistoriker nicht selten machen muß, daß manche, selbst der trefflichsten Deutschen Schriftsteller, in der Jugend verzogen und verweichlicht, sich in den späteren Mannsjahren verhärtet zur Ruhe setzen, und dann oft, nicht bloß abgeschlos-

*) Dies Sinngedichte lautet folgendermaßen:

Er hinkt am Griechenstab, und lahmt am Römerstocke,
Und doch staunt alle Welt, und schreit: Er macht
Epöche.

Warum sah er nur Stock und Stab, da doch Ws. angenehme Leichtigkeit und bewegliche Freundigkeit dem Blicke früher begegnen sollten, und gerade für Kl. etwas höchst Wünschenswerthes gewesen wären!

sen, sondern auch künstlich eingesäuert, ja wir möchten sagen, gänzlich zugenähet erscheinen.

Es ist nicht erfreulich mit dieser Bemerkung den Abschnitt über Klopstock zu schließen, dennoch müssen wir es, denn selbst die innigste Hochachtung für einen einzelnen Dichter darf der Wahrheit nicht wehren, die sich klar genug darlegt *).

Wie in Deutschland gewöhnlich jeder bedeutende Schriftsteller, so wurde auch Klopstock von einer Menge von Nachahmern begleitet. Es gab wenige Poeten, die sich nicht auch getrauten, ein Epos zu Tage zu fördern, und es wimmelte bald so sehr von Heldendichtern unter uns, daß der alte Scherz nicht unpassend war, es werde bald eben so schimpflich sein, ein solches geschrie-

*) Einem Gerücht zu Folge, das oft genug ausgesprochen werden, soll Klopstock Shakespears nicht geliebt haben. Wir überwinden den Ekel, ohne welchen eine solche Nachricht nicht wohl mitgetheilt werden kann, durch die Hoffnung, daß irgend ein Deutscher, welcher Klopstocks persönlichen Umgang genoss, veranlaßt werde, ihr zu widersprechen. Indessen, auch ohne historischen Beweis führen zu können, leugnen wir die Wahrheit jener Nachricht gänzlich, da wir sonst wohl schwerlich Klopstocken für einen Dichter würden erklärt haben mögen. Und als ein solcher ist er uns stets erschienen; einseitig zwar, doch in Einseitigkeit groß und herrlich.

ben zu haben, als nicht geschrieben zu haben. Und auch die Oden wurden fleißig nachgeahmt, d. h. man stellte einige pathetische Ausdrücke neben einander, vermischte sie mit Wodan, Freya, und brachte sie dann, in das Alkäische, Asklepiadeische, Sapphische oder gar in ein selbst erschaffenes Metrum, welches letztere man vollends für den wahren Diamant in der Krone des Dichters hielt.

§. 45.

Karl Wilhelm Ramler (geb. 1725, gest. 1798). Es ist über ihn, besonders im letzten Jahrzehnt, so häufig die Rede gewesen, daß wir uns wohl der Pflicht überheben können, ausführlich über ihn zu sprechen. Uns fallen Schillers gute einfache Worte aus dem Gedicht: Breite und Tiefe ein.

Es leben viele in der Welt,

Sie wissen von Allem zu sagen,

Und wo was reizet und wo was gefällt,

Man kann es bei ihnen erfragen.

Man dünkte, hört man sie reden so laut,

Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Diese Braut nun, dünkt uns, hat Ramler nie erobert, obwohl er sein ganzes Leben hindurch mit hohem, rühmlichem Eifer danach strebte. Eben deshalb misbilligen wir auch gänzlich jeden bitteren Scherz, der so oft von einer gewissen

Seite her, gegen ihn angewandt worden ist. Fast alle seine Gedichte haben den Charakter der erregenen mühseligen Begeisterung. Oft glauben wir in ihnen bloß den Zustand eines solchen Ringenden in Worte übersetzt zu erblicken. Meistens haben sie auch eine äußere Veranlassung, die der Poesie nicht immer günstig sein kann. Fast nirgend ist eine Spur von jenem Hauch der Liebe, von jenem „goldenen Dufte der Morgenröthe“, der uns in den Gesängen der wahren Dichter entgegenweht, fast alles ist schwer und zu gelehrt, und in eine gewisse Ueberpracht der Sprache gekleidet die jedem milden Auffluge wehrt. Wie er, dessen Hexameter zu den unbeholfensten gehören, die je gemacht wurden, zu dem Rufe der Korrektheit gelangt, ist uns, wir verhehlen es nicht, stets unbegreiflich gewesen. Andere Versmaasse gelingen ihm besser, und gerade diese sind am wenigsten beachtet worden.

Wenn wir aber auch Ramlern nicht für einen Dichter halten, so wollen wir ihm doch nicht absprechen, daß einige treffliche Gedichte von ihm vorhanden sind, unter denen wir ganz besonders, das an den Frieden, (vom Jahre 1760) auszeichnen, welches aus einem reinen und sehnfüchtigen Herzen entsprungen, würdig war, die allgemeine Sehnsucht auszusprechen. So wollen

wir denn auch die anderweitigen Verdienste dieses Mannes, z. B. die um einige lateinische Dichter, um den vaterländischen trefflichen Logau, ja selbst die um Einzelheiten in der Kritik der schönen Redekünste, gar gern gelten lassen, und mit besonderem Ruhme noch gedenken seiner geistigen Selbstständigkeit, seines Veruhens auf sich, von keinem Sektengeiste gestört.

§. 46.

Anna Louise Karschin, (geb. 1722, gest. 1791). Wenn wir auch recht herzlich gern die Gutmüthigkeit und Bereitwilligkeit loben, mit der in der früheren Zeit unserer Deutschen Litteratur, jegliche Verdienste anerkannt wurden, so mögen wir doch auch nicht verkennen, wie oft jene löbliche Gesinnung in weichlich faden Complimententon ausartete. Da war Gleim Anacreon und Tyrtäus zugleich, Schlegel Sophokles, Klopstock Homer, und vollends gar die Karschin, die Deutsche Sappho. Man darf dergleichen jetzt nur aussprechen, um es widerlegt zu haben; ja wir sind völlig überzeugt, daß wenn die genannte gedankenarme und noch dazu sehr nachlässig hinarbeitende Dichterin, im 19ten Jahrhundert aufgetreten wäre, ihre Verse völlig unbeachtet geblieben sein würden. In der That kennen wir auch nicht ein einziges Gedicht von ihr, das

sich nur einigermaßen über das Mittelmäßige erhöhe, weshalb wir denn auch nicht länger bei ihr verweilen wollen.

S. 47.

Magnus Gottfried Lichtwer, (geb. 1719, gest. 1783). Gottsched sprach in dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit ein Strafwort über die Deutschen aus, daß sie so sehr anmuthige Gedichte gar nicht achteten, und allerdings bleibt ihm der Ruhm unbenommen, daß er sie aus der Nacht der Buchläden, in denen sie drei Jahre ungelesen geruht hatten, herausriß. Was uns betrifft, so führen wir ihn hier an, um der trefflichen versificirten Erzählung willen: „Die Spieler“, mögen aber die anderen keinesweges sonderlich rühmen. Sein „Recht der Vernunft“ scheint nur darauf auszugehen, die Wolfische Philosophie an den Mann zu bringen, doch die Hoffnung, daß sie in gereimten Alexandrinen sich besser ausnehmen werde, als in Prosa, hat ihn sehr getäuscht.

J. F. W. Zacharia, (geb. 1726, gest. 1777). In keiner Gattung der Poesie scheinen die Deutschen der früheren Zeit so leicht vorlieb genommen zu haben, als in der komischen. Ein paar handgreifliche Späße, überderber Wit, und die flete Beziehung auf Dinge, die man recht bequem

übersehen kann, scheint der Mehrheit schon genug gewesen zu sein, und so kam es denn auch, daß man Zachariäs Renomisten, Phaeton, Murner in der Hölle, u. s. w. als sehr gelungene komische Epopöen ansah. Seine Hexameter sind sehr übelklingend und hart, und ihr Getöse gleicht dem Rauseln eines Wagens, der bei schwerer Kälte über einen Steindamm fährt. Wahres Verdienst erwarb sich Z. um den alten naiven Burkard Waldis, und um den vielgespriesenen doch wenig gekannten Opitz. Auch für Paul Flemming that er so viel als sich für ihn thun läßt, wenn man ihn — nicht begreift. Hie und da meinte er ihn sogar verbessern zu können; es hat aber damit begreiflicher Weise nicht wohl gelingen wollen.

S. 48.

Wir berühren hier nur im Fluge von Brauwe (geb. 1738, gest. 1758.) und von Cronegk (geb. 1731, gest. 1758.) von deren Trauerspielen ehemals einiges Rühmen zu hören war. Es war nämlich am Ende der vierziger und zu Anfange der fünfziger Jahre häufig davon die Rede, daß die Deutschen doch noch immer keine recht solide Tragödien hätten. Nun wußte man freilich aus der Geschichte unserer Poesie, daß manche Heldenstücke, Haupt- und Staatsactionen, Scenen aus der biblischen Historie, und aus der christlich

deutschen Mythologie, von unsern redlichen Vorfahren in die Form von Trauerspielen gebracht worden seien, allein mit dergleichen wollte man keinesweges etwas zu thun haben, sondern verachtete es mit recht vornehmer Anstande. Auch von dem trefflichen Andreas Gryph wollte man nicht viel wissen, denn man hatte sich einmal an den Gedanken gewöhnt, er sei denn doch so halb und halb Lohensteinitisch, und von dem wahrhaftigen Geschmack noch weit entfernt. Vergebens versicherte Gottsched, daß er ja den Geschmack bereits verbessert, und den Hans Wurst mitleidlos verbrannt habe, daß ein Cato von ihm vorhanden sei, der mit Gottes Hülfe bald die zehnte Auflage erleben werde; doch das half noch weniger, denn Gottsched war schon längst aus der Gemeinschaft guter poetischer Christen ausgeschlossen. In dieser Zeit des Kammers und der Sehnsucht nach einem tragischen Genie, traten die genannten Jünglinge auf. Bräwe lieferte einen Freigeist und einen Brutus, Dramen die zwar herzlich unbedeutend, roh und unreif waren, die man sich aber dennoch ganz wohl gefallen ließ, weil es denn doch neue Tragödien waren. Ein wenig besser stand es mit Cronegk, der in seinem Codrus, und Olin und Sophronia wenigstens dem Ohr zu schmeicheln wußte durch rein gereimte Alexandri-

ner, mit unter auch wohl gar dem Verstand, durch antithetischen Witz, und Seneca'sches Pathos.

§. 49.

Um auch die Leser, welche nach der Vielheit der Namen gehen, nicht zu täuschen, wollen wir Christian Friedrich Zernitz, geb. 1717, gest. 1744, Johann Christoph Rost, geb. 1717, gest. 1765, Friedrich Carl Casimir von Creuz, geb. 1724, gest. 1770, ja selbst Christlob Mylius, geb. 1722, gest. 1754, und Johann Friedrich Löwen, geb. 1729, gest. 1771 nicht auslassen. Alle diese Dichter sind zu ihrer Zeit gelesen und gerühmt worden, theils als witzige und elegante Köpfe, theils als schwermüthige Eligiker, theils als verständige Didaktiker. Die Besseren sind Zernitz und Creuz, denn auch die dunkle Sehnsucht nach Poesie und Schönheit kann erfreuen, wenn sie mit Reinheit des Gemüths und sinnlichem Anstande vereint ist. Rost ist durchaus undeutsch und unrein, und dennoch ist er ehemals als Genie anerkannt worden, weil sich die Literaturhistoriker freuten, doch auch einmal einen aimable roué in ihre Bücher eintragen zu können, obwohl ihm dies Beiwort keinesweges gebührt. Der fadeſte ist Löwen, welcher unter andern Romanzen schrieb, aus denen man nichts weiter lernen kann, als was schlechte Späße sind,

eine Erfahrung, die uns das äußere Leben, wie es sich wohl zu Zeiten gebehret, noch wohlfeiler bietet. Einen ungleich reichern und reinern Geist ließ ein verarmtes und jammervolles Leben in Mylius untergehen.

Sehr betrübend in dieser Zeit ist noch immer der Mangel an eigenem Sinn und Geist, an wahrhaft schöpferischer Kraft und gestaltendem Leben. Selbst wenn wir von diesen hohen Forderungen ablassen, wenn wir uns umsehen nur nach einem ganz gesunden, heiteren, behaglichen Schriftsteller, so finden wir uns nicht befriedigt, denn fast überall sehen wir die gemachte Regel, tränkliche Gezwängtheit, und das resignirte Unterbeugen, unter Formen, die von außen her gekommen sind. Wir verkennen sicher nicht die anderweitigen Verdienste eines Carl Christian Gärtners, geb. 1712, gest. 1791, Johann Arnold Ebert, geb. 1723, gest. 1795, und Nicolaus Friedrich Gieseke, geb. 1724, gest. 1765, wir halten sie freudig für sehr wackere und zum Theil für grundgelehrte Männer, und wir finden in ihnen den beharrlichsten Willen, den guten Gesmack der Deutschen zu befördern. Nur als Dichter mögen sie uns nicht aufgedrungen werden. Im Leben mag wohl zuweilen ein guter Rath fast so viel werth sein, als eine gute That,

oder gewissermaßen zu einer solchen werden; nur nicht und niemals in der Poesie. Goethe's unscheinbares Epigamm trifft den Mittelpunkt der Sache:

Fortzupflanzen die Welt sind alle vernünftigste
Discurse

Unvermögend; durch sie kommt auch kein
Kunstwerk hervor.

§. 50.

Wir wollen gern einräumen, daß die Breitmischen Beiträge, welche größtentheils durch die genannten Dichter ihre Entstehung und Fortdauer erhielten, manches recht artige Gedichtchen enthalten, und deshalb ein wenig besser zu nennen sind, als die Belustigungen des Verstandes und des Witzes, die sie verdrängen sollten; doch mögen wir keinesweges, wie wohl sonst in Literaturgeschichten geschehen ist, mit jenen Beiträgen eine Art von neuer Periode anfangen, denn dazu sind sie in der That bei weitem nicht bedeutend genug. Etwas wahrhaft Bleibendes enthalten sie gar nicht.

Der Vollständigkeit wegen dürfen wir auch nicht übergehen, Christoph Joseph Suckro, geb. 1718, gest. 1756, der mit nicht besonderen Kräften Hallern nachahmte und den Stoiker und die Gemüthsruhe besang, Johann Ludwig Huber,

geb. 1723, gest. 1800, den man als einen feurigen Patrioten liebte, und deshalb auch seine Verse pries, Johann Philipp Lorenz Witthof, geb. 1725, gest. 1789, vor dessen didaktischer Poesie man jede Dame warnte, weil er gar zu tief-sinnig sei, und Johanna Charlotte Unzer, geb. Ziegler, geb. 1724, gest. 1782, welche in ihren poetischen Versuchen die Zärtlichkeit mit der Sittlichkeit zu vereinigen suchte, wobei nur leider mitunter die Langeweile als Mittelsperson eintrat. Alle diese Namen sind nur auf eine flüchtige Welle der Zeit geschrieben, obwohl man damals glaubte es seien feste Säulen, die sich wohl Jahrhunderte halten würden. Als die Unzer den poetischen Kranz erhielt, erschien ein ganzes Buch voll Glückwüns- schungen in Prosa und Versen.

Von ungleich höherer Bedeutung ist Carl Friedrich Drollinger, (geb. 1688, gest. 1742), der in der tieferen Einsamkeit seiner dürftigen Zeit, die ernste religiöse Muse zur Begleiterin hatte. Er ist hart, aber kernigt; schwerfällig, doch nicht ohne Gedankenblitze, monotonisch, doch nicht ohne Tiefe.

§. 51.

Johann Jacob Dusch, (geb. 1727. gest. 1787). Wenn wir die Litteraturbriefe durchblättern, so finden wir häufig gar scharfen Tadel gegen die-

sen Dichter, und wir werden nicht abgeneigt sein dürfen, dem Kritiker völlig Recht zu geben, Dusch ist ein sehr mittelmäßiger Schriftsteller, der nur auf einem sehr dünnen Haserrohr pfeift, und der, da er wahrscheinlich mit dem Urtheile über sich, so lange gewartet hatte, bis andere das ihrige abgegeben haben würden, jetzt herzlich verdrüsslich und betrübt wurde, als dasselbe so ungünstig ausfiel. Kränklich und schwermüthig, wie er ohnehin war, suchte er sich gegen den Tadel zu rechtfertigen, machte aber das Uebel nur noch schlimmer, da er mit dem siegreichsten Polemiker seiner Zeit, Lessing; zu thun hatte. So sehr wir nun aber auch diesem letzteren Recht geben, so ist es doch schwer zu begreifen, warum er gerade aus der Menge der mittelmäßigen Schriftsteller jener Zeit den armen Dusch fast allein herausgriff, und ihn, wenn wir so sagen dürfen, das ganze Bad austragen ließ, wobei ihm billigerweise einige Hunderte seines Gleichen hätten helfen sollen.

Das merkwürdigste bei Dusch ist wohl der großartige Irrthum, daß er sich die Wissenschaften selbst, als Vorwurf eines Lehrgebichts aufgab, welches er denn auch in der That in acht Gesängen ausführte, so wie nicht minder das Gegenstück: „Vom Gebrauche der Vernunft“,

oder wie es späterhin hieß: „von der Zuverlässigkeit der Vernunft“, hinlängliches Zeugniß giebt, welche gar seltsame Begriffe er von der Poesie hegte. Demungeachtet dünken uns diese Irrthümer bei weitem interessanter, als sein Roman: „Karl Ferdiner“, und die süßlich vornehmen „Briefe zur Bildung des Geschmacks an einen jungen Herrn von Stande.“ Eine Verworrenheit durch Ueberfülle entstanden, kann allenfals noch wohl ertragen werden, doch eine Verworrenheit der Armuth schwerlich, oder besser: nie, in keinem Falle.

§. 52.

Uebrigens waren die Deutschen jetzt gänzlich überzeugt, daß das goldene Zeitalter ihrer Litteratur im schönsten Flor stehe, und mit der größten Sorgfalt trugen sie zu Buche, daß sie nun eine gewisse gute Anzahl von lyrischen, epischen und dramatischen Dichtern hätten. Sie rühmten laut, daß selbst die Ilias und Odyssee gegen den Messias nicht viel zu bedeuten habe. Miß Sara Sampson galt für bei weitem rührender, als Oedipus, Antigone, und Ajax mit der Geißel, Gessners Idyllen standen unendlich höher, als was das Alterthum in dieser Gattung geleistet, und von der „Schwedischen Gräfin,“ und dem „Carl Ferdiner,“ meinte man, daß sie doch wenigstens eini-
germa:

germaßen neben den besseren Englischen und Spanischen Romanen bestehen könnten. An den abentheuerlichen Simplicissimus, die Danise und Aramene, so wie an den im Irrgarten der Liebe herumtaumelnden Cavalier, ließ man sich nicht gern erinnern, ohne zu bedenken, daß diese Werke einen bei weitem eigenthümlichern Charakter besitzen, als die letztgenannten, die in der That matt und farblos erscheinen müssen. Auch der Vielseitigkeit wagte man sich zu rühmen, denn waren nicht gar viele Dichter vorhanden, die von Tod und Grab, Auferstehung und jüngstem Gericht die erbaulichsten Sachen singen konnten, während schon im Hintergrunde, eine wahre Unzahl von Anakreontischen Poeten lauerte, und mit recht ausführlichen, und unermüdlichen Späßen die Nüßrung wieder ins Gleichgewicht brachte? Ja, vereinigten nicht sogar einige dieser Poeten Nüßrung und Spaß, Erhabenheit und Plaisanterie in Einer Person, und trugen sie nicht, so zu sagen, die thränenreichsten Elegien und die lustigsten Knittelverse in Einer Tasche? — Nur ein einziger Umstand veranlaßte noch zuweilen einige stille Klagen: der nämlich, daß es mit dem Lustspiele nicht recht fortvollte. So gern man auch jede Gelegenheit ergriff, um die Comödien Gellerts, Weiße's, Lessings zu rühmen, so konnte

man doch bei dem bösen Worte Lustspiel, das ewig auf den Scherz und den Humor hindeutete, ein kleines Erröthen nicht unterdrücken, denn sonderlich lustig ging es in den genannten Comödien wahrlich nicht her. Indessen hoffte man auf die Zeit, die ja hoffentlich endlich einmal einen recht heiteren und wo möglich ein wenig ausgelassenen Dichter hervorbringen würde. Daß man in früheren Zeiten schon einige sehr gute Lustspieldichter gehabt habe, hätte man freilich aus der Literaturgeschichte der Deutschen wissen sollen. Denn wenigstens Hans Sachsens Fastnachtsspiele, in denen sich eine wahre Fundgrube von ächter Lustigkeit findet, und Andreas Gryphs Majuma, Peter Squenz und Horribilicribrifax, konnten doch unmöglich ganz unbekannt sein. Auch waren sie es wirklich nicht, nur hatte man leider zu viel Vornehmheit angenommen, um sie noch sonderlich zu beachten.

§. 53.

Diese Vornehmheit hat für den späteren Literaturhistoriker, dem es um Gründlichkeit und Ausführlichkeit zu thun ist, die betrübte Folge, daß er manches Feld in der Culturgeschichte fast ganz unbearbeitet erblicken muß. Zwar verdanken wir Gottscheds Fleiße ein sehr wichtiges Werk, welches unter dem Titel: „Nöthiger Vorrath zur

Geschichte der Deutschen dramatischen Dichtkunst, oder Verzeichniß aller Deutschen Trauer-, Lust- und Singspiele, die im Druck erschienen, von 1450 bis zur Hälfte des jetzigen Jahrhunderts“ in zwei Theilen erschienen ist, (Leipzig 1757 und 1760.) wobei er zuletzt noch den Vorsatz, nur bis zur Hälfte des Seculums zu gehen, um 10 Jahre überschritt, und als Anhang, Freieslebens kleine Nachlese hinzuthat. Aber hiedurch ist doch nur Einem Bedürfnisse abgeholfen. Wir kennen zwar größtentheils die Titel der gedruckten Werke, doch manche auch von diesen, im Staube einzelner Privatbibliotheken modernd, warten noch auf einen günstigen Entdecker. Und ist nicht die größere Anzahl der Deutschen Tragödien und Komödien der früheren Zeit bloß geschrieben, oft nur angedeutet und extemporirt worden? Hier fehlt uns nun leider fast gänzlich eine Geschichte des Deutschen Theaters, denn die wenigen Notizen, die wir im Gottsched, Plümke, Flögel, und ähnlichen Werken finden, sind in der That so unbedeutend, daß sie beinah für gar nichts zu rechnen sind. Mit den allgemeinen Bemerkungen, daß während des 17ten Jahrhunderts die Beilager und ähnliche Feste der Fürsten durch Schauspiele gefeiert wurden, daß aber größtentheils nur steife Haupt- und Staatsactionen oder platte Pickelherings- und

Hanswürststücke aufgeführt wurden, ist wenig gethan, denn wo ist der Beweis, daß jene Schauspiele wirklich so verächtlich waren, als man so vorlaut zu meinen wagt? Finden wir nicht während der früheren Jahrhunderte so manche geist- und gemüthvolle Fürsten, denen wahrlich nur das Bedeutende zusagen dürfte, erglebt es sich nicht klar, daß die Deutschen der vorigen Zeiten als ein kraftvolles, reges, sinniges Volk dastehen, dem wahrlich nichts schlechthin Gemeines behagen konnte? Ist es billig, die damalige Gemüthsbildung, der jetzigen so oft durch ausländische Fesseln entstellten Volkscultur, unterzuordnen?

Es sei genug, hier auf eine Lücke in allen unsern Literaturgeschichten hinzudeuten, die indessen in diesem Werke, das sich ausschließlich mit dem achtzehnten Jahrhundert beschäftigen soll, nicht gefüllt werden darf, und vielleicht auch nie gefüllt werden kann, wegen des Mangels an Nachrichten welche jene enge Bornehmheit zu sammeln verschmähte. Jetzt ist es vielleicht zu spät.

§. 54.

Rehren wir jetzt von diesen allgemeinen Bemerkungen, die allerdings nicht viel Erfreuliches enthalten, zurück, so begegnet uns ein tiefsinnig klarer Geist, der in dem vollendeten Besitz seiner selbst, und in der großartigen Freude an sich selbst

und der Kunst der Griechen, die unsäglichen Hindernisse alle überwand, die sich seiner Bildung entgegenstellten. Er steht, in wahrhaftiger Bedeutung des Worts, als ein ewiges und herrliches Wunder da, der tiefsten Liebe würdig. Ich meine

Winkelman. Er verdient ein eigenes Werk, und es ist ihm geworden durch Goethe, auf den wir uns hier gänzlich beziehen. W. hat von jeher nur eine kleine stille Gemeinde zu Lesern und Anerkennern gehabt, doch sie genüge.

§. 55.

Gotth. Eph. Lessing (geb. 1729, gest. 1781). Man kann mit Sicherheit behaupten, daß über keinen Deutschen Schriftsteller des verflossenen Jahrhunderts so viel gesprochen und geschrieben worden ist, als über ihn, der über sich selbst so wenig sprach, und dies Wenige fast ein wenig leichtsinnig und mit muthwilliger Laune gegen sich selbst vortrug. Es war zuletzt dahin gekommen, daß man seinen Namen als eine hochflatternde Fahne betrachtete, bei der sich die verschiedenartigsten Menschen zu den verschiedenartigsten Zwecken versammelten. Der eine freute sich, daß wir doch nun endlich einmal einen Lust- und Trauerspieldichter bekommen hätten, den man mit gutem Gewissen als klassisch betrachten, und wenn

einmal davon die Rede sei, auch den Alten an die Seite setzen dürfe, die sonst nicht gern jemanden an ihrer Seite leiden. Man konnte gar nicht müde werden, den leichtfließenden Dialog, und die angenehmen und rührenden Scenen in seiner *Minna*, *Emilia*, und *Nathan* zu bewundern, welcher letztere noch obendrein eine, von allem Aberglauben gereinigte Lobrede auf die Vorsehung Gottes sei, gleichsam eine *Theodicee* im Kleinen. Der andere ließ die poetischen Talente Lessings dahin gestellt sein, und rühmte besonders seine Kritik als gründlich und wichtig, zeigte zuvörderst seinen trefflichen, in jeder Beziehung wichtigen Antheil an den Litteraturbriefen auf, und ergöhte sich sodann herzlich, daß späterhin die Französischen Tragiker durch ihn vom Throne gestoßen, und ein Besserer darauf gesetzt worden sei, wobei man nur das Einzige nicht begreifen wollte, daß Lessing diesen Ehrenplatz nicht selbst sich zugueignet, sondern an Shakspear verschenkt hatte. Man staunte dankbar, daß Aristoteles Poetik erklärt worden und selbst zum Hausgebrauch geschickt gemacht worden sei, daß wir durch ihn eine neue Fabeltheorie aufzuweisen hätten, u. s. w. Der Dritte meinte, das Alles sei zwar recht gut und löblich, aber noch lange nicht die Hauptsache. Als solche müsse man die Schriften betrachten,

in denen er den Aberglauben und allenfalls auch den Glauben selbst bekämpfte. Jetzt sei es ordentlich ein wahres Kinderspiel, aufgeklärt zu sein und nicht mehr viel nach der Religion zu fragen, da Lessing uns die ganze Aufklärung gleichsam in die Hände gegeben habe. Sei nicht der ganze Wunderglaube durch ihn vernichtet worden, die Auferstehungsgeschichte zu einem inconsequenten Märchen herabgesunken, und jede positive Religion auf immer zerbrochen, so daß nun die reine negative, bei der es nur Schade ist, daß man nicht recht weiß, was man sich dabei denken soll, glorreich aufgehen kann? Freilich sei Christus dabei um seine Göttlichkeit gekommen, fast wie Hamlets Vater um seine Krone; indessen bleibe er immer ein recht vorzüglicher Mensch und als solcher allerdings achtungswerth. Ein Vierter, Fünfter, Sechster, Neunzigster, verwirrte das Thema auf eine beliebige Weise, und man konnte gar kein Ende finden, so daß es ordentlich schien, als müsse Lessings Name, so groß er auch ist, zuletzt doch ein wenig unscheinbar, abgerieben und zersprochen werden.

S. 56.

Wenn aber die Noth am größten ist, so ist auch, nach einem guten alten Spruche, die Hülfe am nächsten. So auch hier. Es traten Männer

auf, die da sehr unzufrieden waren mit allen diesen Lobeserhebungen Lessings, und sogar behaupteten, er werde durch solcherlei Reden wahrhaftig gescholten. Zwar räumten sie ein, daß in Lessings Komödien und Tragödien Manches recht lobenswerth sei, sprachen ihm aber das poetische Genie in höherem Sinne völlig ab, und beriefen sich dabei auf Lessings eigenes Urtheil, der nie etwas davon hören wollte, und einst sogar einmal drucken ließ, er danke Gott, daß er den ganzen Plunder vergessen habe, was indessen unserer Meinung nach, eben so wenig entscheiden kann, als wenn ein anderer Nicht-Lessing Gott dankt, daß er seinen respektiven Plunder noch immer für die köstlichste Poesie hält, und täglich mit neuer Bönne betrachtet. Von Lessings Kritik hielten sie zwar auch nicht wenig, doch meinten sie, daß er mehr ein grundgelehrter, mathematischer Aesthetiker, als ein wahrhaft poetischer oder ästhetischer Aesthetiker gewesen sei. Von Lessings Aufklärung wollten sie am wenigsten hören, indem sie dieselbe nur aus dem feindlichen Verhältniß erklärten, worein Lessing (vermuthlich nur wider Willen) zu einigen schroff versteinerten, widrig trohenden Orthodoxen versetzt wurde. Sie meinten, Lessing sei im Herzen den leichtgläubigen und liebeleeren Neuerungen in der Theologie recht

sehr abgeneigt gewesen, und führten zum Belege dieser Behauptung eine Stelle aus einem Lessing'schen Briefe an, worin er die ältere Theologie (er meint ohne Zweifel die von Wittenberg aus im siebzehnten Jahrhundert sanktionirte) unreines Wasser nennt; die neuere Aufklärung aber, mit nicht sehr zarter Sprache, einer stinkenden Mistjauche vergleicht. Daß aber Lessing, unbefriedigt durch seine Zeit, und unbefriedigt durch sich selbst, das Höhere geahndet habe, das er nur nicht selbst habe finden und erfassen können, das belegten sie mit seinem vielbedeutenden Ausspruche: „Es wird das neue Evangelium kommen.“ So ehrten sie denn in Lessing weniger das, was er wirklich geleistet, als was er im tieferen Innern geahndet; sie betrachteten ihn als einen Fragmentisten und gaben höchstens zu, daß sein „Ernst und Faß“ und seine „Erziehung des Menschengeschlechts“ wirkliche Bücher im vollständigen Sinne des Worts, seien. Einen Propheten nannten sie ihn auch wohl, und glaubten dann genug gethan zu haben.

§. 57.

In solche Ansicht nun konnte sich jener Erste, Zweite, Dritte durchaus nicht finden, und es dünkte sie das alles gar seltsam fremdartig und räthselhaft. Der Streit über Lessing's Grabe

wurde recht heftig, und um so heftiger, da sich jene so eben bezeichneten Redner gar nicht auf den Streit einließen, sondern lediglich ihre Ansicht, und zwar sehr gelassen vorbrachten, und gelegentlich wiederholten. Da wurden denn die Gegner immer erbitterter, und jene guten Worte: „seltsam, fremdartig, und räthselhaft“ wurden mit bei weitem ärgeren und härteren vertauscht. Der Wik, der dabei aufgewandt wurde, war nicht besonders; ja man ließ sich selbst die ganz nahe liegenden Scherze entwischen, z. B. den, es möchten wohl manche jener Redner, wenn sie Lessing einen Propheten nannten, sich an dem süßen Gedanken gelabt haben, als habe er eben sie prophezeit. Das größere Publikum nahm eben nicht Theil an diesem Streit, sondern hatte einige Langeweile, woran es, wie die Sage geht, nicht selten leiden soll.

Wir könnten hier den Abschnitt über Lessing beschließen, doch dünkt uns, sei es zweckmäßig, noch folgendes hinzuzusetzen. Lessingen das poetische Talent ganz abzusprechen, ist eben so leicht als ungerecht, und wenn sein eigenes Urtheil wider ihn zeigen sollte, so müßten wir wohl gar auch Gewicht legen auf das *sublimi feriam sidera vertice*, das bekanntlich auch so mancher unbeachtende Halbpoet im Munde führt. Seine Minna

ist, das gezielte Verhältniß der beiden Liebenden ausgenommen, ein wahrhaft Deutsches Stück, und ich glaube es durch diese Bezeichnung hinlänglich gerühmt zu haben. In der Emilie scheint mir das Gegentheil der Fall zu sein, in der ich nur in dem Verhältniß der leicht beweglichen, klar hinlebenden Emilie zu dem dunkelschweren verworren tiefen Apiani Poesie zu finden vermag. Es ist mir nicht unbekannt, daß alle früheren Kritiker gerade in dieser Zusammenstellung den einzigen Fehler dieses mit so besonnenem Fleiße ausgebildeten Stücks, haben antreffen wollen, doch wäre es wohl unbillig, mir zuzumuthen, daß ich mir durch dergleichen kalt:prosaische Ansicht, das erfreuliche Anschauen einiger sehr gelungenen Momente sollte rauben lassen. In Miss Sara Samson ist nur die Anlage zu interessanten Situationen anzuerkennen, aber die Ausführung ist fast ganz ohne Kraft, und dieser Mangel hat durch den Reichthum an Thränen ersetzt werden sollen. Doch die Thränen, die in Lessings Werken geweint werden, sind eben nicht sonderlich, und stehen fast da wie ein Widerspruch im Beiwort.

S. 58.

Im Nathan wird wohl ein jeder gern der meisten Charaktere sich erfreuen, z. B. des Alhafi, des Tempelherrn, des Klosterbruders, der

Daja u. s. w., so wie des durchgängig kräftig lebhaften, fecken und scharfen Dialogs; und gern wird man zugeben, daß manche Sentenzen eines Seneca und Schiller würdig wären. Doch der Geist des ganzen Werks: Polemik gegen jede positive Religion, wobei man sogar ein wenig Liebsäugel mit dem jammervollen Judenthum finden möchte, mit einem Wort, der religiöse Indifferentismus, der aus diesem Schauspiele spricht, muß jede Poesie, die nie etwas anders sein kann als Ausfluß der Religion, erdrücken und ertöden. Das Christenthum spielt in diesem Werk eine gar seltsame Rolle, indem es als die Religion der Schwermuth, der gutmüthigen Murreköpferei und ängstlichen Hypochondrie erscheint. Da nun dergleichen Ansicht den der sie hat, am meisten unglücklich machen muß, so wollen wir darüber nicht weitläufig mit Lessing zürnen, sondern uns nur durch sie den Mangel an Liebe und die ewige Unbefriedigtheit erklären, die sein Loos war sein Leben lang. Doch wollen wir dabei ja nicht vergessen, des hohen herrlichen Anstandes zu gedenken, mit der er diese Dornenkrone des Unglaubens trug, aus der nie Rosen erblühen konnten. Gemüther, die ihr Eines und Alles in der Religion finden, in der es auch allein zu finden ist, werden deshalb bedacht sein müssen,

ihr Glück wenigstens mit nicht minderem Anstande zu tragen, als Lessing sein Unglück trug.

§. 59.

Da wir die Fabeln, wie billig, nicht zu den Erzeugnissen der Poesie rechnen, so können wir der Lessingschen erst jetzt gedenken, und zwar mit der freudigen Anerkennung, daß wir sie für die vortrefflichsten halten, die überhaupt in Deutscher Sprache zu finden sind, ein Wort, das wohl keines Beweises bedarf. Nur die gänzliche Nichtachtung der Gellertschen Fabel können wir Lessingen nicht wohl verzeihen; am wenigsten aber, daß er ihnen selbst die Hagedorn'schen, die oft so trocken und witzleer sind, vorziehen mochte. Auch für das Epigramm leistete Lessing manches Vorzügliche; doch würde er ohne Zweifel bei weitem mehr geleistet haben, wenn er nicht zu sehr nach dem sogenannten Sinngedichte gehascht, und weniger aus alten und neueren Epigrammatisten entlehnt hätte. Ueberhaupt tändelte er nur mit dem Epigramm, das seiner Natur nach, sowohl im Scherz als im Ernst so tiefsinnig ist, und er vernachlässigte es in den reiferen Jahren gänzlich, gerade dann, als er es am sorgfältigsten hätte pflegen sollen, wenn er etwas Klassisches hätte leisten wollen.

§. 60.

Lessings theologische Schriften, wobei wir jedoch, wie es sich von selbst versteht, den Berengarius Turonensis ausnehmen, können wir, unseres Theils, nur von Seiten der Form und des polemischen Styls lieben. Ihr Inhalt, der mit unter das Heiligste bekämpft, ist für uns gänzlich verloren. Doch jene Form und jener polemische Styl ist in der That nicht genug zu bewundern, denn jedes Wort steht hier gewissermaßen in Schlachtordnung, und das Ganze bildet einen rein geschlossenen Phalanx, den wenigstens keiner seiner damaligen Gegner durchbrechen konnte. Lessing hatte eine bestimmte Abndung von der Polemik als Wissenschaft, und hätten nur seine Nachfolger so fort gebaut, so wäre sie als solche schon längst bestätigt worden, was in der That geschehen muß, wenn sie noch länger getrieben werden soll. Entweder ist die Polemik eine ächte Wissenschaft, und eine reine freie Kunst, oder sie ist gar nichts. — Lessing stand fast sein ganzes Leben hindurch einsam, so einsam, daß wir fast sagen möchten, die Einsamkeit selbst könne nicht einsamer sein. Klopstock, Winkelmann, Herder, Goethe, Hamann und Kant, Männer, die seiner werth waren, oder wohl gar ihn zum Theil übersahen, waren fast immer weit entfernt von

ihm im Raum, oft noch getrennter durch Neigung und Urtheil. Und nun erscheine uns der kühne Geist, ohne Poesie und Religion, ohne Liebe und Freundschaft, mit dem ewigen Verschmähen jedes Mittelmäßigen, mit dem ewigen Streben nach Wahrheit, die nicht angetastet werden kann, die da Wahrheit ist und bleibt für alle Ewigkeit, und die er doch nicht erfassen konnte, mit der ewigen Unbefriedigtheit bei jeder Halbwahrheit, die durch sein bloßes Betasten schon in nichts zerrinnt, — denken wir ihn uns so, so finden wir ganz am Schlusse seines Lebens nur Eines, das uns über sein Geschick zu trösten vermag: das Vertrautwerden mit der Philosophie des Spinoza, und mit dem Einen Manne, der ihn vielleicht ganz hätte lösen, befreien und retten können, Friedrich Heinrich Jacobi *). Diesen glücklichen Umständen, so scheint es, verdanken wir seinen Ernst und Falk, seine Erziehung des Menschengeschlechts, und vielleicht auch die köstliche Darstellung der kleinsten seiner Schriften,

*) Es ist freilich immer, jetzt aber ganz besonders an der Zeit, sich mit den Briefen über die Lehre des Spinoza v. F. H. J. vertraut zu machen, und man soll jeden, dem es um Philosophie ein wahrhafter Ernst ist, desto dringender dazu auffordern.

„das Testament des Johannes“. Doch, als er nun endlich so emporreiste zum vollendeten Frieden in der Wissenschaft und in sich selbst, da endete ein rascher, doch milder Tod das traumlose Leben, und der große Schmerz, den ganz Deutschland bei seinem Verluste zeigte, und laut, wenn gleich mitunter ein wenig unbeholfen aussprach, bewies wenigstens, daß man damals noch nicht das Talent der Ehrfurcht und Liebe verloren hatte, von dem jetzt nur wenige Spuren mehr angetroffen werden sollen *).

§. 61.

Salomon Geßner (geb. 1730, gest. 1787).

Die Zartheit ist bekanntlich eine sehr reizende Eigenschaft, indessen ist zu befürchten, daß man in Beziehung auf Geßner, in einer Lessingischen Redensart erwiedern dürfte: „weniger zart, wäre zarter,“ und das Spielwort würde Recht haben. Die Frömmigkeit, Feinheit, und Zartheit der Personen, welche in Geßners Idyllen auftreten, ist von einer so bequemen und wohlfeilen Gattung,

*) Die Worte, welche Abramsons Medaille auf Lessing enthält, lauten: Poëta, philosophus, criticus, Germaniae decus, Musarum et amicorum, dum vixit, amor, nunc desiderium sempiternum.

tung, daß man schon oft gewünscht hat, es möge einmal ein Wolf zwischen sie treten, um sie ein wenig zu irritiren und ihre Kraft an das Licht zu bringen. Sollte indessen Gessner selbst diese Wölfe zeichnen, so würde wahrscheinlich nicht viel dabei gewonnen sein, denn ein solcher Wolf möchte wohl nicht viel gefährlicher sein, als etwa ein zürnendes Schaaf. Gessners Sprache hat man überall sehr melodisch gefunden, doch ist es vergessen worden, daß zur achten Melodie auch eine tiefe Harmonie gehöre, und diese, dünkt uns, mangelt. Ramler hat sich bekanntlich die seltsame Mühe gemacht, einige Gessnerische Idyllen z. B. den ersten Schiffer, zu versificiren, doch, wie billig, wenig Dank dafür erfahren, denn das wirklich Fehlende hat er nicht erzeugen können.

Selten hat ein Dichter so vielen Beifall im Auslande gefunden als Gessner, denn es ist fast keine Nation in Europa, die ihn nicht in ihre Sprache übersetzt hat. Ja, man darf wohl sagen, daß er in Frankreich und Italien weit größeren Beifall erhalten, als in Deutschland. Seine Schriften sind der reinen, wenn auch mitunter etwas dünnen Milch zu vergleichen, nach deren Genuße man allerdings zuweilen sich sehen kann.

Andreas Cramer (geb. 1723, gest. 1788). Er hatte den besten Willen, ein zweiter Klopstock zu werden, und suchte sich deshalb vor allen Dingen, einige Wendungen und Ausdrücke dieses Dichters zu eignen zu machen, welches ihm denn auch so ziemlich gelang. Da ferner Klopstock selbst ihn zu seinen wertheren Freunden zählte, und einmal in einem Gedichte behauptet hatte, daß Iduna mit hoch gehobener Leiter auf ihn zurücksähe, wie der Tag auf die Gipfel des Hains, so stand man nicht an, ihm zu glauben, und wenn von Klopstock die Rede war, so pries man gelegentlich auch Cramern mit. In seinen Oden fand man viel Erhabenheit, und zwar eine recht leicht zu fassende, da man im Gegentheil bei der Klopstockischen ordentlich ein wenig nachsinnen mußte. Vor allem aber konnte man gar nicht aufhören, seine Ode an Luther zu preisen, und in der That enthält sie auch eine Menge feurige Lobeserhebungen und pathetische Exclamationen. Man könnte sie eine recht protestantische Ode nennen.

Da Bossuet zum Gebrauche des Dauphins einen Discours sur l'histoire universelle geschrieben hatte, so glaubte Cramer, daß auch Leser von geringerem Stande dergleichen nutzen könn-

ten, übersehte die Schrift, und gab auch auf eigene Rechnung die Fortsetzung. Gelehrsamkeit, Fleiß und rühmlicher Eifer ist ihm überhaupt nicht abzusprechen.

§. 63.

J. G. von Herder (geb. 1744, gest. 1803), Friedrich Richter hat in seiner „Vorschule der Aesthetik“ so ausführlich und tief eindringend über ihn gesprochen, daß wir uns hier fast ganz auf ihn beziehen können, indem wir hoffentlich jenes Werk als allgemein bekannt und erkannt, annehmen dürfen. Indem wir nun fast jedes Lob, das dort der edle Freund dem edlen Freunde zollt, auch ohne es vorher aus der Lyrik in das Epische zu übersetzen, freudig unterschreiben, ist es hier in der ruhigen Literaturgeschichte nicht bloß erlaubt, sondern nothwendig, auch den Tadel auszusprechen, der Einzelnes in Herder betrifft, — wir wiederholen es: nur Einzelnes.

Bis zum Jahre 1786 finden wir in Herders Schriften nichts weiter zu tadeln, als das was die ewige Bedingung endlicher Naturen nun einmal mit sich bringt. Doch in dem genannten Jahre erschien sein „Gott,“ und veranlassete durch eigene Schuld eine philosophische Sprachverwirrung, die Jacobi gründlich niederschlug. Im Jahre 1795 erschien in den Horen ein Aufsatz,

betitelt: „Homer, ein Günstling der Zeit“ eine reflectirende Musik, oder wenn man lieber will, musikalische Reflexion, in der allerdings gar manches Herrliche über Homer und Griechische Kunst zu vernehmen ist. Nur das können wir unmöglich billigen, daß hier manches zugleich für und wider Wolf gerichtet ist, wodurch sich die kleine Schrift nothwendiger Weise selbst schlagen und aufheben muß. Im Jahr 1799 erschien die Metakritik, von der ein böses Gerücht sogar behauptet, sie gehöre nicht ihm, sondern dem Magus aus Norden: Hamann. Die Strafe folgte Herdern auf dem Fuße nach, denn er sah sich in das Unglück versetzt, den Leuten da unten sehr zu gefallen, und wenigstens der polemische Theil seiner Kaligone trug noch manches bei, dies Unglück zu vermehren. Seit dieser Zeit schien eine gewisse (wenn wir so sagen dürfen) erhabene Uebellaunigkeit und pathetische Langeweile Herdern zu plagen, und seine Adrastea giebt nicht selten ein betrübtes Zeugniß von jenem Zustande. Die Deutschen, an deren Bildung er so lange Zeit mit herrlicher Kraft und Liebe gearbeitet hatte, schien er jetzt ganz aufzugeben, er verfehlte nicht sie bei allen nur möglichen Gelegenheiten tief unter die Ausländer rechts und links nach vorn und hinten zu, zu setzen, und bildete neue

Wörter um sie zu schelten. Er warf ihnen eine „eselträgerische Geduld“ vor, er fand das Bild des Deutschen John Bull in einer schwächlich „meckernden Ziege“ ja, wenn der Wiß ihm ausging, brauchte er Wörter, die wir leider gerade zu gemein nennen müssen. Das Einzige, was uns trösten kann bei diesem traurigen Anblicke, den uns Herder in dieser Zeit gewährt, ist, daß er, während er so gegen seine Deutschen zürnte, doch nur sich selbst am meisten kränkte und strafte. Er gleicht in solchen Augenblicken der Medea, die, um an dem treulosen Jason Rache zu nehmen, ihre eigenen Kinder würgte, und so sich rächend, sich strafte. So ist Herder in der letzten Zeit ein rein tragischer Character.

§. 34.

In diese Zeit fällt auch ein gewisses trauriges Herumirren in manchen Wissenschaften und Künsten, das oft nur zur Befriedigung des allgemeinen und unbestimmten Thätigkeitstriebes unternommen worden zu sein scheint, obwohl es ihm bekanntlich keine Befriedigung geben kann. Wir finden in seiner *Adrastea* einen Aufsatz über den Spanischen Successionskrieg, in welchem er das ganze Unternehmen Deutschlands und der verbündeten Mächte, rasch genug, thörigt und abgeschmackt findet, einen Aufsatz, von dem man

kaum glauben kann, daß Herder ihn geschrieben haben mag. Er bedauert gleichsam das alte unschuldige *Theatrum Europæum*, daß es solche Verhandlungen, wie die während jenes Krieges waren, aufgenommen habe, ja er triumphirt zuletzt recht herzlich über Deutschlands gescheiterte Hoffnungen in dem Frieden zu Utrecht und Rastatt. Eine ähnliche Seltsamkeit begeht er in dem Aufsatz: *Kaligeneia*, die Mutter der Schönheit, in welchem er der *Astronomie* (keinesweges der alten *Astrologie*) den Kranz aufsetzt. In einem andern Fragment über *Swift* wird allerdings das erste gute Wort über diesen tiefsinnig harten, genialisch zerrissenen Schriftsteller gesagt, doch stört es, daß hier dessen abgeschmackte Meinung von Deutscher Art und Kunst so grell, fast möchte ich wieder sagen, triumphirend hingestellt worden ist, da doch gerade hiebei die allerbesonnenste Darstellung vonnöthen gewesen wäre. Bei diesen Streifereien durch die Literaturgeschichte wird auch *Bayle's* sehr günstig gedacht, vielleicht weil eben Herders damalige Stimmung zu den Wissenschaften in *Wörterbuchs*-Form sich hinneigte, wobei freilich nicht viel Tröstliches herauskommen kann. *Schlegel*, *Tieck* und andern, die er denn doch unter dem Ausdruck „neue Schule“, von der leider auch er geträumt hat, verstehen mußte,

kommen dafür desto übler weg, indem er ihre Poesie ohne alle Gêne „hundsforttisch“ nennt, ein Wort, das wir trotz einiges Ekels, von ihm haben abschreiben müssen, da es doch wohl nöthig sein durfte, von der früheren Behauptung, er habe mit unter auch ganz gemeine Ausdrücke nicht gescheuet, Rechenschaft abzulegen. Im Gegentheil erhält Caniz, jener alte Blumenberger Freiherr ohne Blumen, Berge und Freiheit, ein ziemliches Lob, und es wird gewünscht, daß er noch jetzt fleißig möge gelesen werden, so wie auch, daß man dessen noch ungedruckte Gedichte, die doch irgend wohin gekommen sein müssen, der Welt bekannt machen möge. Eine solche Milde wollen wir allenfalls sogar rühmen; nur nicht die, welche er gegen den weisesten aller Satirendichter, den bekannten Boileau Despreaux ausübte, von dem er bei dieser und andern Gelegenheiten gar rühmlich spricht.

S. 65.

So kam denn Herder in seinen letzten Jahren immer weiter ab, von dem was als würdiges Ziel des ausgebildeten Mannes gedacht werden kann. Es ist öffentlich erzählt worden, er habe bei dem Gefühl des herannahenden Todes, die entscheidenden Worte gesprochen: „Sonne, ich

bin deiner müde,“ und so tief auch die Trauer sein muß, die jeden fühlenden Leser bei dieser Nachricht ergreifen wird, so dürfen wir doch nicht anstehen, ihr zu glauben.

Wir haben geflissentlich nur von dem gesprochen, was uns im Herder als Fehler erschienen ist, und wir dürften hier schließen, da uns die frühere Aeußerung, daß wir sonst jedes Lob unterschreiben, das Richter über ihn ausgesprochen hat, selbst vor jedem Schein der Ungerechtigkeit schützen mußte. Wer könnte und möchte auch wohl Herders große Verdienste verkennen, die er sich in früheren Zeiten erwarb? Er war wahrhafter Theolog, d. h. ein mit jeglicher Art von Sprach- und Geschichtskennntniß ausgerüsteter, begeisterter Seher, und dieses in einer Zeit, wo fast niemand mehr schauen wollte und schauen konnte, wo ein wüster, irreligiöser Lärm um ihn herum war, der selbst manchen der Besseren betäubte. Er war Aesthetiker, wie Deutschland damals keinen hatte, denn auch Lessingen übertrifft er bei weitem am Gemüth, er war der früheste Deutsche Prosaiker nach Luther, ein Herrscher über die ganze herrliche Deutsche Sprache, wie nur wenige nach ihm, er war Polemiker, eben sowohl mit hoher Kraft, als zarter Reinheit. Er war Dichter, und wenn man ihm

diesen Namen absprechen will, — nach dem bekannten herrlichen Ausspruche, — nur mehr als das: ein Gedicht selbst. Seines Namens Ruhm kann nie sinken.

Oft fällt mir bei dem Gedanken an Herder, das gute fromme Wort Bürger's ein, bei dem Grabe seines Großvaters.

Was Flecken war vermodert,
Nur der Himmelsfunke lodert
Einst geläutert zur Verherrlichung.

S. 66.

Abraham Gotthelf Kästner (geb. 1719, gest. 1800). Wenn Novalis es einst wagen wollte *), die Mathematik in einem Roman singend aufzutreten zu lassen, so würde schwerlich der scharfsinnige Kästner diese Göttin für die seinige erkannt haben, wohl aber zeigte er, daß seine Wissenschaft, wenn auch nicht Gesang, doch gar treffenden combinatorischen Wiß gebe, oder vielmehr selbst wißig sei. Seine Epigramme sind zum Theil ein wenig gallicht und athmen mitunter eine franke Stubenluft, manche andere aber sind leicht hinflatternde Pfeile, die von sicherer Hand gewor-

*) In seinem unvollendeten Roman: Heinrich von Ofterdingen,

fen, des Zieles nicht verfehlen. Er ist wichtig, um an ihm den Unterschied des poetischen und prosaischen Witzes zu zeigen, und es bedarf wohl des Zusatzes nicht, daß er nur den letzteren, jedoch in hohem Grade besaß. Die Philosophie, der er von jeher abhold gewesen zu sein scheint, wurde ihm besonders in den letzten Jahren seines Lebens zu mächtig, und er versuchte sich sogar an Kant und Fichte, jedoch ohne sonderliches Glück.

§. 67.

Christoph Martin Wieland (geb. 1733). Sehr früh entwickelten sich bei ihm die Anlagen zur Poesie, doch unter dem traurigen Einflusse Bodmers und Breitingers nahmen sie eine Richtung, die er hinterher selbst für einen gänzlichen Irrthum anerkannte, und er sprach sich gar bald das Talent für das lediglich Ernste, Didactische, so wie für das geistliche Gedicht ab. Hatte er deshalb in früheren Zeiten durch seine „Natur der Dinge“, die Prüfung Abrahams, „Johanna Grey“ fast allgemein misfallen, und insonderheit Lessings fast giftig bitteren Tadel erregt, so entzückte er jetzt, da er sich selbst vertraute, und seinem eigenen Genius folgte, fast ganz Deutschland, und Lessing selbst rühmte den Agathon, als den klassischsten Roman der Deutschen jener Zeit!! Durch Französische Dichter schon längst ge-

wöhnt und verwöhnt, verziehen ihm die ernstern Deutschen recht gern manche schlüpfrige Schilderung, manche Laxität in den ethischen Grundsätzen, die man in W's. Schriften hatte bemerken wollen. Ja, man sprach es oft aus, man müsse es mit dem Genie nicht so genau nehmen, wenn es auch nicht immer der strengen Moral zugethan sei. Jetzt erwarb sich auch Wieland ein sehr großes Verdienst um die Deutschen, durch die Einführung des Shakespear. Freilich nicht in dessen wahrer Gestalt, freilich ein wenig verstümmelt und oft genug in den Noten getadelt als ein unbändiges Genie; dennoch immer dankenswerth genug. Auch des trefflichen Hans Sachs wollen wir nicht vergessen, um Wieland zu rühmen, daß er ihn, den hundert klägliche Kritiker gelästert hatten, von neuem den Deutschen an das Herz legte, das allerdings ein etwas vergeßliches Herz ist. Idris und Zenide, Oberon, und manche andre sehr angenehm erzählte kleinere Gedichte vollendeten den Ruhm dieses Mannes, in welchem Deutschland zuletzt ein durchaus allseitiges Genie anzustaunen sich gewöhnte.

Wir selbst möchten beklagen, daß man ein Gedicht von nur mäßigem Umfange: „Geron der Adliche,“ welches uns als das Allervortrefflichste erscheint, in welchem es dem Dichter

mit dem tiefen göttlichen Ernst ein wahrhafter Ernst ist, fast ganz übersah, oder doch nur mit lauer Theilnahme betrachtete, so daß wir fürchten müssen, es möchten auch manche von unsern Lesern jenes Gedicht nicht kennen.

§. 68.

Es haben aber die Deutschen Dichter ein ganz eigenes Schicksal. Wenn nämlich ihre Berühmtheit am größten ist, so ist auch der Tadel am nächsten. Als nämlich Wieland, einige dreißig Jahre hintereinander, ungestört, und einstimmig gerühmt worden war, so schien es, als werde man dieser Sache ein wenig überdrüssig. Im Herbst 1796 erschien Schillers Musenalmanach, in welchem bekanntlich die famosen Kenien befindlich sind. Hier erhoben sich Stimmen, die von dem Concert der Mode gänzlich abweichend, manchen auffallenden befremdenden Tadel hören ließen. Zwar nannte man ihn die zierliche Jungfrau in Weimar, und schrieb ihm einen reichen Geist zu, doch schon in der nächsten Zeile war man hart genug, die Ausdrücke: fade und leer auf den ehrwürdigen Greis anzuwenden, und ihm zum Geburtstage zu wünschen, daß sein Lebensfaden sich ausspinnen möge, wie in der Prose sein Periode. Wenig Jahre nachher erschien die Zeitschrift Athenäum, in welcher von neuem ein

arger Wiß und Spott gegen ihn gerichtet wurde. Wieland hatte in der Vorrede zur letzten Ausgabe seiner sämmlichen Werke angeführt, er habe mit der Morgenröthe der Deutschen Literatur begonnen, und jetzt am Abend seines Lebens scheine auch eine nächtliche Dämmerung über besagte Literatur anzubrechen. Das hatte man nun für einen optischen Betrug ausgegeben, der bei der Augenschwäche des Alters leicht zu begreifen sei. Endlich ging man in der Freiheit so weit, eine förmliche Ediktal-Citation anzustellen, und mehrere große und bekannte Schriftsteller, Platon, Aristophanes, Lucian, Horaz, Cicero, Shakspear, Cervantes, Crebillon, Voltaire u. s. w. zusammen zu rufen, und sie aufzufordern, das ihnen von Wieland geraubte Eigenthum zurückzunehmen, nach welcher Besitzergreifung, der Deutsche Dichter nicht mehr sehr reich dastehen würde. Seit dieser Zeit ist es besonders unter den jungen Leuten ordentlich zu einer betrübten Mode geworden, Wielands poetischen Ruhm zu verkleinern, ja es giebt wenige die nicht einmal gelegentlich irgend ein bon mot oder mauvais mot gegen Wieland sich erpreßt hätten. Aber auch die älteren Männer, die noch an der Deutschen Literatur Theil nehmen, scheinen einen großen Theil des ehemaligen Interesses für den berühm-

ten Dichter verloren zu haben, so daß auch einmal sehr feck behauptet worden ist, ein paar gelegentlich hingeworfene Scherze hätten schon hingereicht, Wielands Ruhm zu vernichten, wie etwa der alte Priamus (wenn wir anders der parhetischen Rede des Schauspielers im Hamlet glauben dürfen) vor dem bloßen Schatten von Pyrrhus Neoptolemus Schwerdte gestochen sei.

Uns dünkt, aus der bloßen Erzählung dieser zum Theil unerfreulich leichtsinnig genommenen Vorfälle, gehn schon durch sich selbst der Ernst und die Wahrheit hervor, und so glauben wir denn das ernsthafte Aussprechen dieses Ernstes uns erlassen, und den kleinen Abschnitt über den höchst achtungswürdigen, vielbesprochenen Dichter Greis schließen zu können, ohne im Mindesten ein Mißverständniß von Seiten des Lesers fürchten zu dürfen. Den wahren Ruhm, den ein funfzigjähriges edles literarisches Streben verleiht, könnte keine Zeit tilgen.

S. 69.

Johann Wolfgang v. Goethe (geb. zu Frankfurt am Main, am 28. August 1749). Wenn wir uns eine Gesellschaft von theilnehmenden Freunden der Poesie denken, und das Gespräch fiele, wie billig, nicht selten auf Goethe, so würden ohne Zweifel fast alle vollkommen einig sein in

der innigen Liebe und Verehrung für diesen Dichter, aber die höchste Verschiedenheit würde walten in der Art des Ruhmes, der ihm zu bringen sei.

Da würde denn vielleicht Einer sagen: Das Vortrefflichste erscheint in Goethes erstem Auftreten. Es war ihm nicht genug, das Flache, Süßliche und Gezierte, welches damals als schön galt, zurückzudrängen und zu vernichten, ein Verdienst, mit welchem manche neuere Schriftsteller sich begnügen. Er gab uns zwei Werke, wie sie Deutschland, wie sie Europa noch nie gesehen, er gab uns die Leiden des jungen Werthers, den ersten sentimentalischen Roman der Modernen. Selbst vollendet gesund, schildert er hier die ewige Krankheit, in welcher die ewige Gesundheit wohnt: die Liebe, und fest bewahrend den ewigen Frühling in der eigenen Brust, mahlt er hier mit allen Farben, die nur dem höchsten Dichter zu Gebote stehen, das Untergehen eines anderen reichen Frühlings, der die Winterstürme selbst in sich hineinzaubert. Dieser Roman ist so höchst vortrefflich, daß wir in ihm kaum mehr das Werk eines Einzelnen besitzen, sondern ihn gewissermaßen als das Produkt der gesammten Neu-Europäischen Bildung für die Liebe und den Schmerz, ansehen müssen. Das zweite Werk, das als ewig betrachtet werden kann, ist Götz von

Berlichingen; die Darstellung der Deutschen Ritterschen Ritterwelt in ihrem Untergehen, die nicht etwa nur den kühleren und besonneren Formen des Gesellschaftsvereins weicht, sondern dem Weltgeist selbst, der allein die romantische Welt besiegen konnte. Es ist jenes Werk der wahrhafte Codex der Deutschheit und „himmlische Lust und Freiheit,“ Worte, mit denen der herrliche Deutsche Held stirbt, und mit denen er gleichsam die alte Deutsche Zeit zu sich in's Grab zieht, sind die Elemente des ganzen Werks. Werther wird wie Romeo und Julie, so lange noch die Liebe nicht zu einem bloßen Namen geworden ist, leben; Oßz, so lange es noch Deutsche giebt und Deutsche Sprache geredet wird.

§. 70.

Dann würde etwa ein Zweiter erwiedern: Wir geben dir Manches zu von dem überschwenglichen Lobe, mit dem du diese frühen genialischen Produkte unseres Goethe überströmt hast; dennoch scheint uns, als sei selbst in dem Verhältnisse der Liebe Werthers zu Lotten manches veraltet, ja sogar in dem Charakter des Helden selbst. — (Hier durfte vielleicht der erste Ueberschwengliche entgegnen, daß im Werther höchstens die Kleidung, bekanntlich ein blauer Frack mit gelber Weste und gelben Beinkleidern, was sich
frei:

freilich nicht sehr angenehm machen kann, als veraltet erscheinen möchte). — Wir erkennen in jenem Werke mehr die Anklänge des Höchsten, als die Darstellung dieses Höchsten selbst. Wir betrachten deshalb den Werther mehr als lyrisch-polemisches Werk, und finden auf diese Weise allerdings einen bedeutenden Genuß, setzen aber gar gerne noch hinzu, daß Werthers Ansicht, Verhältniß und Verkehr mit der Natur niemals veralten könne. So wollen wir denn auch hervorheben, was du ganz vergaßest, daß in diesem Roman ein Styl der Empfindung herrscht, von dem damals vielleicht selbst Lessing und Klopstock keine Ahndung hatten. Noch näher stehen wir dir in Hinsicht deines Urtheils über Götz, und wir unterschreiben gern jedes Lob, mit dem du dieses Werk belegst; nur können wir nicht verhehlen, daß uns — wenn wir anders das ungehörte Wort gebrauchen dürfen — manche Scenen dieses Schauspiels ein wenig liederlich ausgearbeitet zu sein scheinen. Daß überhaupt die ganze erste Periode Goethe's noch der Festigkeit ermangelt, ist am besten wahrzunehmen an den bald darauf folgenden Erzeugnissen: Clavigo und Stella. Clavigo ist ein bürgerliches Trauerspiel: das möchte immerhin sein, denn das größte und tragischste Schicksal kann sich eben so gut in einer kleinen

unscheinbaren Bürgerstube offenbaren, als in dem Prunk- und Prachtsaale eines Königs. Aber es ist eng, gezwängt, mühselig, peinlich, kränklich. Das Verhältniß des Clavigo zu sich selbst, zu Marien, zu Carlos und Beaumarchais ist so durchaus ängstlich, daß wir kaum begreifen können, wie dem gesunden Dichterjüngling Goethe solche prosaische Gedanken gekommen sein mögen. Die Scene zwischen Clavigo und Beaumarchais, in welcher der letztere dem armen Wochenblatt-Schriftsteller, mit dem Degen in der Hand, seine schwindsüchtige Schwester aufdringt, gehört zu dem allerpeinlichsten was jemals seit Thespis auf die Bühne gebracht worden ist, und ich gestehe, daß ich den Eindruck, den sie auf mich gemacht, nur mit dem einer Hinrichtung des ärmsten der armen Sünder vergleichen kann. Philoctets Behegegeschrei bei den Qualen seiner gräulichen Fußkrankheit erscheint fast wie Flötenton gegen die Klagelaute der Marie von Beaumarchais, denn sie selbst und der scharfblickende Carlos hat uns hinlänglich mit ihren innern und äußerlichen Leiden bekannt gemacht, und ihr Tod ist noch das einzige Beruhigende im Stück.

§. 71.

Und nun vollends Stella! Welche Worte soll ich gebrauchen, um meinen Abscheu vor die-

sem Stücke gehörig auszudrücken. Die alte Geschichte von dem Grafen von Gleichen, dem ein seltsam verschlungenes Schicksal zwei Frauen gab, ist so rührend einfach, geistreich und erbaulich, daß wir es wohl begreifen, wie selbst der strengste Richter, der heilige Vater, dem höheren unmittelbaren Winke der Vorsehung folgend, seine Einwilligung erteilte. Diese schöne alte Deutsche Geschichte fand Goethe vor, und es wäre nichts weiter nöthig gewesen, als sie einfach und schlicht zu erzählen, oder zu einem Schauspiele zu dialogiren, denn die Romantik liegt so tief in ihr, daß es wahrlich nicht vonnöthen ist, die Sprache hinaufzuschrauben, in der sie vorgetragen werden soll. Auch Musäus hat bei der Erzählung dieser Geschichte sehr gefehlt, indem er sie in einem gewissen halb witzigen, oft aber auch leer lustigen Tone, vortrug, der sich hier besonders widrig macht, indem nur ein tiefsinnig einfacher Ernst, und nur ein farbig wechselnder, ächter Humor statt finden konnte. Goethe hat aber, meines Erachtens, fast noch mehr gefehlt, indem er hier eine ganz unächte flache und vage Empfindsamkeit anbrachte, und eine gewisse innere Langeweile durch vornehmthuende Gefühlszerflossenheit verhüllen wollte, wodurch sie aber eben recht klar an den Tag kommt. Sollte ich dies Stück und seinen inne-

ren Charakter durch zwei Worte bezeichnen, so wären es diese: Schwächliche Nachlosigkeit. Ich habe kein anderes Wort dafür, denn es giebt kein anderes.

Doch wollen wir nicht vergessen, daß dieser ersten Periode unter andern auch noch ein kleines satirisches Drama anheim fällt, in welchem der Dichter auf eine einfache und wichtige Weise, das eben so schaaale als frevelhafte Aufklärertreiben eines verächtlichen, doch damals viel gelesenen Schriftstellers zu Grunde richten wollte. Ich meine den Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, Gießen, 1774.

S. 72.

Wie ganz anders aber (so würde dieser zweite Redner fortfahren) wie höchst erfreulich gebildet, sinnig erhoben und klar beruhigt, steht Goethe's zweite Periode da. Sie wird bezeichnet in ihren Anfangspuncten durch Iphigenia auf Tauris, in ihrem Endpunkte durch Torquato Tasso. Man sollte nicht sagen, daß unser Deutscher Dichter in dem erstgenannten Werke mit Euripides gerungen habe, denn er hat ihn, wenn wir so sagen dürfen, gleich von vorn herein besiegt, und den alten Mythos den Griechen selbst gewissermaßen erst recht erklärt, indem er ihn als die Allegorie eines Haupttheils der Weltgeschichte be-

handelt. Sollte es vonnöthen sein, erst in das Einzelne zu gehen? sollen wir erwähnen, daß wir in jener griechischen Priesterin das ewige Bild der Anmuth und Würde, d. h. der vollendeten Grazie besitzen, die um so grazioser wird, je mehr Noheit oder Frevol sie umgeben? Des Orestes erwähnen, der, wie von einer dunkeln Wolke getragen und gehalten, den Weg des Todes tritt, und dessen Seele mit jedem Schritte stiller wird? der Schilderung des Wahnsinns, dem die Kraft der Sprache eben so zu Hülfe kommt, wie jenem französischen Orest, in der Oper die Töne unseres Glück? des gewandten, feinen und freien Pylades? des ruhig mächtigen Thoas? oder ist es nicht besser, nur zu erwähnen, daß über dem allen die schaffende Seele des Dichters mit gleicher Liebe geruht hat, und daß eben deshalb keine Einzelheit mehr vorhanden ist, oder das eine Einzelne so vortrefflich erscheint als das Andere.

§. 73.

Ferner ist aus dieser Zeit ein Trauerspiel, in welchem ein köstlich muthiger Leichtsinn, mit reiner Poesie des Lebens still umgeben, seine Apotheose erhalten hat. Ich meine Egmont, dem ein berühmter Kritiker es nicht hat vergeben können, daß er, um den fremden Tropfen aus seinem Blute hinweg zu werfen, zu einem gar freund-

lichen Mittel greift, welches Mittel darin besteht, daß er sein Mädchen besucht, und sich ihrer Lieblichkeit erfreut. Er selbst hingegen vergiebt gewiß den Kritikern alles, da er ihren Tadel schwerlich begreifen würde, und als unbegriffen deshalb auch ungenutzt bei Seite stellen müßte. Dieser Egmont ist gewissermaßen ein geflügelter Held, ein tändelndes Götterkind, dem alles Nohe und Feindselige, das ihn umgiebt, nichts anhaben kann, weil er es kaum gewahr wird. Und da ihm das Leben Gesang war, so ist es gar leicht erklärlich, daß ihm auch der Tod zur Melodie werden mußte. — Es ist das Bekannteste aller bekannten Dinge, daß fast in jeglichem Trauerspiel der Erde, der Held den Tod leiden muß; doch eben in diesem Tod leiden liegt oft so viel Furchtbarkeit, ja Gräßliches, daß während die rauhe Wahrheit an den Geist und an die Sinne schlägt, jeder schöne Schein schwinden muß. Im Egmont ist von keinem Todleiden die Rede, sondern von einem Gewinnen des Todes, wie eines Göttergeschenk, das sich in seiner ganzen milden Herrlichkeit offenbart. Ich vergleiche diesen Tod mit dem letzten Duett in Mozarts Belmonte und Constanze, in welchem die zauberischen Töne sich gewissermaßen zu einem Triumph- oder Wolkenwagen bilden, um auf diese Weise die Liebenden dem

drohenden Leiden der Erde zu entnehmen. Die höhere Vollendung ist indessen bei Mozart, den ich deshalb sonst nur mit Shakspear vergleichen mag.

S. 74.

Soll ich auch hier von dem Einzelnen reden, so tritt uns freilich zuerst Klärchen entgegen, doch sie darf nicht als Einzelne Person betrachtet werden, da sie lediglich im Egmont lebend, gänzlich zu ihm gehört. Im Alba ist der tiefste Sinn, klar ausgesprochen, in ihm ist die ganze Furchtbarkeit des consequenten Willens, der nichts achtet als sich, und die eigene Ansicht. Nach den ersten Scenen, in welchen er auftritt, wissen wir schon mit Bestimmtheit, daß niemand ihm wird widerstehen können. Bedürfte es eines Gegen-satzes, um diese vortreffliche Darstellung desto besser anzuerkennen, so möge man sich an jenen Alba im Don Carlos von Otway erinnern, bei dem man in der That versucht wird, an den Löwen in dem Zwischenspiel des Shakspearschen Sommernachtstraums zu denken. Denn wenn jener Alba fast alle Augenblicke auszurufen scheint: „Ich bin sehr furchtbar, und mir ist nicht zu trauen,“ so muß dies fast denselben Eindruck machen, als wenn jener fromme Löwe anhebt: „Ich bin der Löw“, erschreckt euch nicht, ich bin

doch kein rechter Löwe nicht.“ — Auch der herrlichen Volksscenen muß rühmlich gedacht werden, des hypochondrischen Schneiders, der in Egmonts schönem Halse ein „herrliches Fressen für den Scharfrichter“ findet, und des köstlich humoristischen Aufrührers, der sich so trefflich auf das „Schneuzen der Sterne“ versteht, der einzigen Wissenschaft der gemeinen Pöflichkeit.

§. 75.

Unsere Lehrer haben uns in früher Zeit häufig eingeschärft, daß, wer da wissen wolle, was wahrhafte Feinheit und Urbanität sei, die Reden und Briefe des Cicero und die Satiren und Briefe des Horaz fleißig lesen und studieren müsse. Wir haben gegen dieses Urtheil durchaus nichts; sind aber überzeugt, daß uns Deutschen eine weit reiznere Quelle ströme, in Goethe's Torquato Tasso. Dieses Werk ist indessen mit einem solchen Ruhm noch keineswegs befriedigt, sondern darf weit höhere Ansprüche machen. Ungern nur bequemen wir uns zu dem Ausdrucke, es sei in diesem Schauspiel die Poesie selbst poetisch behandelt worden, indem bekanntlich jener Ausdruck, seit länger als einem Jahrzehnt durch überfreigebigen Gebrauch, zu einer gewissen Unscheinbarkeit abgenutzt und verriehen worden ist. Indessen giebt

es keinen andern, der so genau und so bündig kurz anspricht, was wir eigentlich meinen.

In dieser Periode finden wir das Höchste was Goethe geleistet hat, und täglich erneuert sich uns der Genuß den uns die genannten köstlichen Werke bieten.

§. 76.

Ich weiß nicht, so würde jetzt etwa ein Dritter beginnen, ob es überhaupt wohl gethan ist, einen Dichter und seine Werke in gewisse Perioden einzuzäunen, denn nur Pegasus im Joche würde sich eine solche Sonderung durch das Abstecken mit der Pflugschaar, und das Aufstellen der starren Gränzsteine gefallen lassen. Was die genannten Werke betrifft, so räume ich ihnen gern einen sehr bedeutenden Werth ein, stelle indessen den Egmout als dichterisches Werk weit über Iphigenie und Tasso. Was etwa an dem erstgenannten Trauerspiele, wenn wir, wie bei einem Goethischen Werke wohl billig ist, den höchsten Maaßstab anlegen, als einigermaßen mangelhaft erscheinen möchte, könnte die Feder leicht tilgen oder ergänzen. Es ist mir nämlich bei einer mehrmaligen höchst freudigen Durchlesung dieses trefflichen Werks dennoch eine gewisse Lockerheit in dem technischen Bau aufgefallen, man könnte vielleicht die gehörige Straffheit und Zusammenge-

zogenheit vermissen, doch gehört in der That eine mühsam errungene kühle Stimmung dazu, um zu dieser Bemerkung zu gelangen. Iphigenien nennt A. W. Schlegel einen Nachgesang der Griechen; keinesweges aber des Griechen (Euripides). Das kaltscheinende Wort hat, wie ich vernehme, hie und da Befremdung veranlaßt. Doch gestehe ich gern, daß es meine wahre Herzensmeinung ausspricht. Im Tasso finden wir wohl sämmtlich die höchste Gebildetheit der Gedanken und der Sprache, die höchste Klarheit im Anschauen der Verhältnisse der höhern Stände und dessen, der über alle Stände hinaus ist, des Dichters. Ist aber nicht hier mehr der Begriff des Fürsten, des Dichters, und des Staatsmanns aufgefaßt, und vermissen wir nicht zuweilen die wahrhaftigen Leben hauchenden Personen? Ist nicht ferner die höchste Wohlthat des Trauerspiels, die Beruhigung, übergangen, und was noch schlimmer ist, wird uns nicht statt derselben eine bloße Beschwichtigung gegeben, und gleichsam angedeutet, es gäbe nichts anders, als diese mit höchst möglichem Anstand unternommene Beschwichtigung? Ich verlange nichts Unmögliches, denn ich finde diese Beruhigung im Oedipus des Sophokles und in den sämmtlichen Shakspearschen Trauerspielen (Othello vielleicht ausgenommen). Lasset

mich ein anderes Werk Goethes nennen, das keiner Periode anheim fällt, und keiner anheim fallen kann, weil es wie ein reines Göttergeschenk und Götterbild dasteht, ganz umgeben und durchdrungen von der tiefsinnigsten Poesie bis in das Innerste hinein, und durch und durch vollendet. Ich meine Faust.

§. 77.

Es ist mir immer ungemein ergötzlich und bedeutend gewesen, den tiefsinnigen Mythos von unserem rein Deutschen Faust, in alten Deutschen Schauspielen auf die mannigfaltigste Weise behandelt zu sehen, und ich beklage nur, daß fast keine dieser dramatischen Darstellungen gedruckt worden ist, um desto genauer darauf hindeuten zu können. Diese Dramen werden gewöhnlich auf unscheinbaren Bühnen von erträglich guten Puppen dargestellt, und ich bin nicht selten geneigt gewesen zu glauben, daß die Monotonie, mit welcher der Direktor sie reden läßt, bloß deshalb gewählt worden sei, um desto weniger zu bestechen und das Stück allein durch sich selbst wirken zu lassen. Eins dieser Dramen, von dem ich hoffen darf, daß Manche einer Aufführung desselben werden beigewohnt haben, ist mir stets als das vortrefflichste erschienen, indem es den ganzen Faust, ganz umgeben von der

mannigfaltigsten Gelehrsamkeit, die sich wie ein schweres, steifleinwandenes Kleid um ihn legt, zugleich aber auch in seiner vollendeten inneren Unbefriedigtheit darstellt. Ihm gegenüber steht Casperl mit der ganzen Fülle des behaglichsten gesunden Menschenverstandes, welcher völlig mit sich selbst in das Reine gekommen ist, und deshalb nothwendig in sich selbst wichtig; noch wichtiger aber im Verhältniß zu Faust erscheinen muß. Ich darf wohl nicht mit Ausführlichkeit von diesem Stücke reden, weil ich sonst fürchten müßte, zu lange bei demselben zu verweilen, das in der That ein Gegenstand meiner herzlichsten Neigung geworden ist. Dennoch kann ich es nicht unterlassen, auf eine einzige Scene in diesem Stück hinzudeuten, welche ich zu den allervortrefflichsten zähle, die je ein Dichter geliefert hat.

Faust sieht sich, nach manchen vergeblichen Bemühungen sich loszureißen, Bemühungen, die in der einfachsten und eben deshalb wirksamsten Allegorie dargestellt worden sind, endlich so ganz und gar vom Teufel umstrickt, daß kein Loswinden mehr möglich ist. Die Zeit, von reichen Genüssen und oft erneuerter Gewissensangst erfüllt, eilt schnell vorüber, und das Verderben naht. Der Glockenschlag elf findet ihn in einer abgelegenen dunkeln Straße. Er wandelt in unsäglichlicher Angst,

daß nur noch eine Stunde übrig ist, und in ihren glaubeliefern Gebeten umher, die keine Frucht bringen, und die Qual von seiner Brust nicht nehmen können. Casperl hat indessen den Teufel sich nicht nur immer drei Schritte vom Leibe zu halten gewußt, sondern ihn sogar zuweilen mit behaglicher Laune zum Besten gehabt, der alten Erfahrung gemäß, daß eine muthige Fröhlichkeit das Böse und den Bösen am leichtesten besiege. Zuletzt muß ihm aber doch das Verhältniß zu seinem völlig umstrickten Herrn zu unheimlich und bedenklich geschiene haben, und er hat sich von ihm losgemacht. Um jeder Fantasterei des hypergenialen Lebens desto sicherer zu entgehen, hat er sich in die bürgerliche Thätigkeit geworfen, ist Nachtwächter geworden *), und hat eine Frau dazu genommen, so daß er nun als ein völlig gemachter, und vor Gott und Teufel gleich gesicherter Mann erscheint. Jetzt nun, alle Viertelstunden von seiner wachsameren Frau aufgezankt, singt er in grell lustigem Liede seinem al-

*) Es liegt eine, wenn auch bewußtlose, doch wahrhaft köstliche Ironie in der Idee, den Repräsentanten der lüthigen Prosa die Nacht bewachen zu lassen, die Freundin und Wäggerin des Tiefsinns und der Poesie.

ten Herrn, der ihn in der Dunkelheit nicht erkennt, die Stunde zu, in der ihn der gräuliche Feind mit sich hinab ziehen soll.

Was Goethe's Faust betrifft, so ist es eben so schwer über ihn zu reden als nicht zu reden. Am besten wird man ihn verstehen, wenn man ihn als den Deutschen Hamlet und im Gegensatze des Don Juan betrachtet. In diesen drei Schauspielen (Hamlet, Don Juan und Faust) hat die Muse der Poesie das moderne Weltge-richt gehalten. Eine solche Poesie darf man eigentlich nicht einmal mehr rühmen, da sie über dem Ruhm ist. Horazio freilich hat nicht übel Lust, dem alten Dänenkönig eine lange Lobrede zu halten, aber er wird von Hamlet unterbrochen mit den Worten: „Sage, er war ein Mann und du hast alles gesagt.“

§. 78.

Es ist deiner Ansicht vom Faust (so würde etwa ein Viertler sagen) keinesweges zu widersprechen; nur, dünkt mich, solltest du dich nicht auf ihn allein beschränken. Ich finde eine nicht mindere Freude an dem „Fahrmarttsfest“ und an dem lieblich, tiefen Wilhelm Meister, und ich verweise euch gänzlich auf das Athenäum, in welchem auf die anmuthigste und würdigste Weise von diesem Ro-

man gesprochen worden ist, so daß ich nicht vonnöthen habe, etwas hinzuzusetzen, um meine Liebe für dieses Werk zu rechtfertigen. Wie es dort lautet, so lautet auch meine Meinung.

Ein Fünfter würde hier unterbrechen: Es ist vielleicht keine gute Liebe, die sich durch fremde Bücher zu rechtfertigen sucht; soll indeß davon die Rede sein (wie ich denn in anderer Beziehung gleichfalls recht gern davon reden mag), so müßte wohl vor allen Dingen gefragt worden, ob wohl die Herausgeber des Athenäums vom Jahr 1798, jetzt nach dreizehn Jahren nicht mit einiger Ironie auf den alten überschwenglichen Halbgottes-Dienst herab sehen dürften. Mich dünkt, man könnte über Wilhelm Meister ganz ehelich und einfach reden, etwa so: Wir finden hier eine Reihe von leichten und anmuthigen Novellen, in einem köstlich gebildeten Style vorge tragen, wir finden einen durchaus neuen, einzig vollendeten Charakter in Mignon und einen Harfner, den die Poesie selbst einführt, aber die Prosa hart genug wieder von dannen schleppt. Der vierte Band des Werkes erscheint fast durchgängig hart, rauh und herbe, und eine gewisse, wenn wir so sagen dürfen, anständige Unpoesie und geistreiche Halb-Unsittlichkeit stellt sich triumphirend in den Hintergrund, wo denn nothwendig

die Farben alle verlöschen und die musikalischen Töne verstummen müssen.

S. 79.

Jarno, Lothario, und der Abbe bilden gewissermaßen die These, Antithesis, und Synthesis der krystallisirten Prosa, und es ist nur zu beklagen, daß die dreifache Krone, die der Göttin selbst gebührt, hier in drei Theile hat zerbrochen werden müssen, um keinen dieser würdigen Competenten leer ausgehen zu lassen. Lasset uns lieber der einzelnen Goethischen Gedichte gedenken, in denen der ewige Blüthenhauch der Jugend und Schönheit, Leben gebend und ergreifend, waltet. Hier ist der ewige Frühling der Poesie, hier das Eldorado und die Hesperiden-Inseln, das Morgenroth und der Abendhimmel und farbiger Glanz und sanft nachklindende Töne. Soll ich erwähnen der Naturfeier, der Frühlings- und Freudenlieder, des Erbkönigs, des Gottes und der Bajadere, der Braut von Corinth u. s. w. oder felern wir sie nicht besser durch Stillschweigen? oder wenn wir ja darüber reden wollen, ist es nicht besser, dem großen Dichter bloß freundlich und innig dafür zu danken, als rühmend zu untersuchen, und untersuchend zu rühmen? Können wir etwas anders ihm sagen, als daß was einst Virgil einen seiner Hirten sagen ließ:

Tale

Tale tuum nobis carmen, divine poeta,
 Quale sopor fessis in gramine, quale per
 aestum

Dulcis aquae saliente sitim restinguere rivo.
 und werden wir nicht diese melodischen Worte,
 und ihren ganzen Sinn noch weit besser verstehen
 müssen, als selbst Virgil, der sie wahrlich keinem
 seiner Zeitgenossen mit völliger Wahrheit zuru-
 fen konnte, so wie wir wahrlich auch ihm nicht.

§. 80.

Hier beginnt ein sechster Redner mit etwas
 strengem und säuerlichem Gesicht. Man hat Goe-
 then oft nachgerühmt, daß in seinen Schauspielen
 und Romanen die Grazie nie verloren gehe; doch
 ist mir dabei nicht selten eingefallen, daß man
 freilich keine Stürme zu befürchten hat, wenn
 man sich nicht auf das hohe Meer wagt, son-
 dern nur gemächlich, wie etwa die ersten Phöni-
 zischen Schiffer, am Ufer herum schiffet. Fast
 immer giebt er deshalb nur die Exponenten oder
 das Eroterische der Gefühle und Leidenschaften,
 bei welcher Methode allerdings, eine gewisse be-
 queme Vornehmheit, oder, wenn man lieber will,
 heitere Behaglichkeit vorwalten kann. Ueberhaupt
 fängt bekanntlich Goethe nichts an was er nicht
 vollenden kann, und von dem alten berühmten
 Dichtertroste: „Magnis excidit ausis“ läßt sich

§. Horn Deutschl. Literatur.

[10]

allerdings das zweite Wort nie; doch auch das erste und dritte nur selten auf ihn anwenden. Ich gestehe, daß ich unabgeschreckt durch viele vornehmthuende Lobredner, seine Römischen Elegien wahrhaft hasse, ja, wenn ihr nicht zu sehr erstaunen wollt, ein wenig verachte, und ich glaube, daß die *Venus tuta* (die bequeme Venus) *concessaque furta*, welche hier besungen werden, auf jeden reinen Menschen und jeden reinen Dichter denselben Eindruck machen müssen.

Noch schwerer aber zu verlöschen durfte der Eindruck sein, den der letzte Band des Wilhelm Meister von dem auch früherhin schon gesprochen worden, auf mich gemacht hat, und ich verhehle nicht, daß ich eine Schrift, in welcher ein Lohario für einen harmonisch gebildeten Menschen ausgegeben wird, für wahrhaft unsittlich und wegen des Zaubers des Styls für höchst gefährlich halte. Den ersten drei Theilen des genannten Werks, will auch ich gar gern ihr gebührendes Lob zukommen lassen. Sie gehören in ihrer schuldlosen Heiterkeit und leicht hingaukeln, den Beweglichkeit, einer früheren, schöneren Zeit des Dichters an. Ein Wort, für welches ich freilich keinen anderen Beleg habe, als die Theile selbst, doch dünkt mich, ist das auch vollkommen genügend.

§. 81.

Es ist auch mir bekannt geworden, und ich habe es mit einiger Andacht gelesen, wie man einst Herrmann und Dorothea, für ein klassisches episches Gedicht ausgegeben hat, und ich habe diese Recension recht lieb gewonnen, weil man sie dann vortrefflich wird gebrauchen können, wenn wir einmal ein solches Epos wirklich bekommen werden, bei dem man ohne Erröthen an die Ilias und Odyssee wird denken können. Bei dem genannten Gedicht denkt man freilich auch oft genug an Homer, doch leider mit zu vieler Sehnsucht.

Man hat von Emilia Galotti gesagt, man könne sie nur frierend bewundern, und bewundernd frieren, ein Wort, welches sich so sehr geltend gemacht, daß selbst recht warme Verehrer Lessings, gleichsam aus Gefälligkeit, mit frieren, wenn jenes vielbesprochene Trauerspiel noch heut zu Tage besprochen wird. Doch die „natürliche Tochter“ soll man nur mit Wärme bewundern und bewundernd warm werden. Der selige Huber meint freilich, das ganze Werk sei so marmorkalt und marmorglatt, als etwa die Säulen in den Sälen des poetischen Herzogs sein möchten, allein er vergißt, daß um dieses Ganze wie um jene Säle und Säulen, der „goldene Duft der

Morgenröthe,“ oder wenn ihr wollt, der Morgenröthe und Abendröthe zugleich, schwebt.

Soll ich endlich, um wieder recht sehr ernsthaft zu werden, der Bahlverwandtschaften gedenken, dieses Werks, in dessen erstem Theil die Anlage des angenehmen Parks und der vortrefflichen Schattengänge wahrlich nicht allegorisch zu nehmen sind, oder etwa was Aehnliches an poetischen Hainen und Schattenparthien in das Buch hinein zaubern, und in dessen zweitem Theil die kalte Grausamkeit so weit getrieben wird, daß selbst Corneille und Racine dagegen noch milde erscheinen müssen? Wir haben in diesem Werk einen ewigen Eisberg, mit dessen Gipfeln nur spärliche Strahlen der Sonne spielen, ja fast möchte ich nicht sagen: Eisberg, sondern: langes, weites, ödes Eisfeld, auf das ein sternloser Himmel herunter hängt. Da das ganz Buch, wie es scheint, auf eine chemische Zerlegung der Sünde hinauslaufen sollte, und sein moralischer Werth doch nicht zu retten war, so möchte man fast wünschen, daß es wenigstens wirklich zum Sündigen käme. Statt dessen bleibt es ewig nur beim Sündigen wollen, was den Menschen schlimmer verödet, als die Sünde selbst, die ja durch Freiheit der Reue wieder vernichtet werden kann. Oder wäre etwa einer unter uns, dem der verlorene Sohn oder

Maria Magdalena nicht theurer wäre, als ein Pharisäer oder Schriftgelehrter? Und wahrlich der herrschende Geist dieses Werks ist Pharisäismus, so gelehrt, so verständig, so lind und leise als ihr wollt, dennoch Pharisäismus.

§. 82.

Es ist in tausend Fällen neun hundert neun und neunzig mal unziemlich, von der kalten Aufnahme, die ein Werk bei dem Publikum findet, auf dessen Werth einen nachtheiligen Schluß zu machen. Aber es giebt einen tausendsten Fall, wo es allerdings verstattet ist, und wahrlich, wir stehen in diesem Augenblicke vor einem solchen Falle. Es giebt gute Bücher die kein Mensch lieft, es giebt wackere Menschen, um die sich niemand bekümmert, daher so oft jene entgegengesetzten Fälle: Goethe aber wird von Allen gelesen, von allen geprüft, und das entscheidet. Jener Pharisäismus, (es giebt kein anderes Wort dafür) fiel zu sehr auf, und verletzte zu sehr, als daß man den alten Liebling auch diesesmal hätte lieben können. Und dieses Nichtliebenkönnen fällt gewiß dem edleren Deutschen, der an den Trieb der freudigen Liebe gewöhnt ist, sehr schwer.

§. 83.

Man hätte es eine böse Vorbedeutung nennen mögen, wenn du als Siebenter aufgetreten

wärest, von welcher Zahl bekanntlich böse Gerüchte gehen — so möchte hier etwa ein Siebenter beginnen. Manches deiner tadelnden Worte wünschte ich dir ganz zu vernichten, manches zu mäßigen; doch es bleibe, damit du als der einzige reine Tadler unter uns dastehst und deine Rolle behaupten mögest. Ohnehin scheinst du nicht bloß zu meinen, oder wahrscheinlich zu finden, sondern überzeugt zu sein, und so würdest du, meiner Anschauung die deinige entgegen setzen. Wir würden beide unsere subjektiven Gefühle für objektive Wahrheiten erklären, und so zwischen zwei Objektivitäten uns hindurch drängend, von den scharfen Ecken am Ende uns vielleicht nicht wenig verletzt fühlen. Das sei ferne.

Fragest ihr nun mich, ob ich denn gar keinen Tadel für Goethe habe, so gestehe ich es ehrlich, daß ich nur einen finde, aber einen schweren, tiefen, der wie ein böses, rein antikes Schicksal auf ihm ruht. Ich will die Worte nicht künstlich stellen, sondern es klar und offen nennen. Es ist sein Mangel an Christlicher Religion, d. h. an der Religion der Sehnsucht, des Gemüths, und des Todes. Es ist möglich, daß man diesen Tadel schon früher ausgesprochen hat; gefühlt muß ihn jeder haben, der Goethe mit Aufmerksamkeit gelesen hat, und jenen Mangel nicht auch in sich

fäßt. Es ist hier keinesweges meine Absicht, den großen Dichter in die Schule nehmen zu wollen, keinesweges meine Absicht, anzudeuten, als kenne Goethe das Christenthum nicht. Gern und willig räumen wir auch in dieser Hinsicht ihm den größten Scharfsinn ein, sprechen ihm aber, um es mit einem Worte zu sagen, den religiösen Tiefsinn ab. Der Gott der Christen, Christus selbst lebt nur außer ihm, nicht in ihm. G. ist nicht innig durchglüht und befruchtet mit dem seligen Glauben, er kann es nicht sein, denn keines seiner Werke findet seine Wurzel im Christenthum. Davon allein ist die Rede, und es bedarf wohl nicht des Zusages, daß ich es ihm keinesweges zum Vorwurf mache, er rede nicht von Christus. Die Worte über ihn will ich ihm nicht bloß gern erlassen, sondern ihn deshalb noch wahrhaft rühmen, so wie mir denn das herzlose Klingeln mancher neuen Pseudo-Dichter mit heiligen Namen und Worten wahrhaft unsäglich zuwider ist. Aber — „an ihren Früchten sollt ihr sie erkennen,“ der Spruch erklärt alles, wie ich es meine, wenn ich Goethe's Natur nur das Heidnisch-Göttliche beilege, nicht das unendlich Höhere, Christlich-Göttliche.

Dann aber, wenn ich dieses ausgesprochen habe, was sich allerdings nicht ohne tiefe Betrüb-

niß aussprechen läßt, dann wahrlich möchte ich ein Deutsches Wörterbuch in die Hand nehmen, um jedes einzelne lobende Wort desto schneller an mich zu raffen, und jedes, in Beziehung auf Goethe, freudig zu unterschreiben.

S. 84.

Gerade jetzt in diesen Tagen, so dürfte jetzt der Achte reden, erfreute uns Goethe mit der Darstellung seines Jugendlebens. Ein strenger Tadler möchte vielleicht auch bei diesem Werke sagen, daß ein lediglich exoterischer Geist in diesem Werke wehe, und daß auch hier nur Exponenten gegeben würden, während der Dichter den Faktor in der eigenen Brust behält. Ein solcher könnte ferner hinzusetzen, es überschreite denn doch ein wenig die Gebühr, wenn Goethe mit seinen ersten funfzehn Lebensjahren vier und dreißig eng gedruckte Bogen füllt, wenn er uns von jeder Privatstunde unterhält, die sein sorgfamer Vater ihm hat geben lassen, wenn er uns fast keinen einzigen Frankfurther Bürger erläßt, der jemals mit ihm auch nur in entfernte Berührung gekommen, wenn er uns das Pfeifergericht, die Krönungsfeierlichkeiten u. s. w. mit mehr als diplomatischer Genauigkeit schildert, wenn er uns selbst die mythische Geschichte der ersten Israelitischen Patriarchen erzählt, die denn doch wahrlich im alten Tes-

stamente am besten zu haben ist. Es sei ferner keinesweges erfreulich, aus Goethe's Munde zu hören, daß ihm, wenn auch nur in der unreifsten Zeit des Lebens, das neue Testament ein wenig trivial erscheinen konnte. Es herrsche im dem ganzen Buche eine fast ununterbrochene Ironie, die mitunter ein wenig peinlich werden müsse, da sie zuletzt bewußtlos gleichsam gegen sich selbst wüthe, und sich selbst vernichte; und was das Unglück vollende, so fehle sie gerade da, wo sie herrschen sollte, nämlich bei der Darstellung der ein wenig philisterhaft ausschweifenden Jünglinge, mit denen der Dichter am Ende des ersten Bandes in Berührung kommt. In der That würde man die Gespräche dieser jungen Leute über die Art, wie man sich in der Welt drehen und wenden muß, um durchzukommen, und über die Mittel und Wege, um zu einigem Vermögen zu gelangen, nicht ganz ohne Mißbehagen lesen können, wenn man nicht aus eigenen Mitteln ein wenig Ironie hinzuthue.

§. 85.

Wenn sich auf diese Weise etwa der Tadel erheben sollte, so würde er freilich sehr viel Scheinbares, und wohl gar auch einiges Wahre für sich haben, doch würde, dünkt mich, gar mancher Andere, z. B. ich, dagegen auftreten, und wo

nigstens in dem größten Theile jener Misbilligungen, Veranlassung zum Ruhm für den Dichter finden. Es hat mich mit wahrhafter Freude erfüllt, daß Goethe durch dieses Buch die starre Mauer eingerissen, welche bisher, von einer Seite seines geistigen Lebens aus betrachtet, zwischen ihm und dem Publikum stand, indem er sich in seiner langen litterarischen Laufbahn auch nicht ein einziges Mal entschließen konnte, nur ein Wort über seine Werke, viel weniger über sich selbst zu reden. Jetzt, da er sich endlich dazu entschlossen, ist es billig und rühmlich, daß er sich zu seinem Geschäfte recht viele Zeit nimmt, und mit epischer Ruhe nach der höchsten Ausführlichkeit und Vollständigkeit strebt. Streng genommen, giebt es auch eigentlich gar keine Kleinigkeit in dem Leben eines wahrhaft bedeutenden Mannes; wenigstens würde ein einziger Blick des Lesers auf dieselben, der sie im Zusammenhange ergriffe, ihre scheinbare Unbedeutendheit im Einzelnen, aufheben. Es ist ein kläglicher Irrthum der meisten Leser, die im Homer ewig nur die Kämpfe des Ajax, Achill, und Hektor, oder Andromache's und Priams Schmerzen rühmen; auch Naussikaa und der göttliche Sauhirt, so wie jede Eß- und Streitscene, der Schiffskatalogus sogar, und der Schild des Achill haben ihr bescheidenes Theil

aus dem allgemeinen Fond von Poesie erhalten. Man wende dies auf das Goethische Werk an, und man wird die zerbrochenen Schüsseln, Clavierstunden, und jene philisterhaften Halbjünglinge, vor allen aber, die meisterhaft geschilderten Hausfreunde, das Pfeisergericht und die Ordnungsfeyerlichkeiten mit besonderer Anerkennung und Freude genießen. Ueberhaupt ist der ganze Eindruck dieses Buches behaglich, bequem und heiter, und es thut ihm keinesweges Abbruch, daß diese drei letzten Wörter selbst so sehr häufig darin vorkommen, denn es liegt eben in der Natur jener angenehmen Zustände, daß sie sich selbst als solche nennen, und wiederholt aussprechen. So erfreulich uns aber auch jene Heiterkeit, Behaglichkeit und Bequemlichkeit sein muß, so findet sich doch noch etwas höheres in diesem Werke, ein Höheres, welches zwar die meisten Goethischen Schriften auszeichnet, doch diese ganz besonders. Ich meine den durchgängig herrschenden, rein gebildeten geselligen Geist, und den klaren musikalischen Syl.

§. 86.

Alles, was England und Frankreich, in Hinsicht des ersteren geleistet, hält durchaus mit diesem Deutschen Werke keine Vergleichung aus, denn es ist keinesweges ein bloßer guter Katechismus.

mus der geselligen Verhältnisse, (obwohl wir auch für einen solchen keine geringe Achtung haben würden) sondern es ist der gesellige Geist selbst, in den mannigfaltigsten Formen zur Erscheinung gebracht worden, und der Begriff hat Gestalt angenommen. Was den Styl betrifft, so ist es nicht vonnöthen, weitläufig darüber zu reden, wohl aber dürfen wir jedem noch nicht völlig geübten Leser anrathen, sich das Werk laut vorzulesen, um sich mit einemmale und für alle Zeiten auf die angenehmste Weise zu überzeugen, welcher köstlichen Ründung und welches unendlichen Wohllauts unsere geliebte alte Sprache fähig ist. Der geübtere Leser bedarf jenes lauten Vortrages nicht, sondern wird mit dem bloßen Auge die schöne Architektur des Styls leicht erkennen, oder er wird, wie der gute Musiker mit der Partitur in der Hand, die erfreuliche Musik gar wohl vernehmen, auch ohne sie zu spielen.

§. 87.

Wenn wir hier den Versuch eines Gesprächs über Goethe, oder vielmehr die acht Monologe über ihn, schließen, so geschieht dies mit der Uebersetzung, daß der Leser gar wohl wissen werde, welcher Ansicht er beizustimmen habe, oder was

uns noch lieber wäre, von welchem Standpunkte aus, sich das Charakteristisch-Bedeutende in allen diesen Urtheilen vereinigen lasse. Die innige Verehrung für den vortrefflichen Dichter würde, dünkt uns, dadurch nur gewinnen; aber der Knechtsinn und die unfreie Abgötterei, welche hie und da (ohne Zweifel von Goethe gänzlich ignorirt oder verachtet) noch immer aufduckt, würde nach und nach schwinden und vernichtet werden.

§. 88.

Ein lehrreiches Unternehmen würde es sein, die Geschichte der Kritik der Goethischen Werke zu schreiben; hier mögen folgende Andeutungen genügen. Das erste Auftreten des Dichters, welches sogleich seine wahrhafte Götterabkunft klar bezeichnete, erregte Staunen, Starren, Anbetung, aber auch schreienden Haß, kalte Stürme, und widrig rohes Schelten. Die Polsterkammer oder das Nesselhaus unserer Literatur liegt voll von jenen Produkten des abgeschmackten Lobes, der abgeschmackten Anfeindung. Es scheint, als habe sich fast jeder einigermaßen nahmhafte Schriftsteller der damaligen Zeit, ein Gewissen daraus gemacht, über Werther nicht zu reden, und es würde dem seligen Melchior Göke das Herz abgedrückt haben, wenn man ihm Schweigen anbefohlen

hätte. Sollen wir es ganz aufrichtig gestehn, so scheint es, als hätten diesmal die Engländer unsern Werther besser und reiner gewürdigt als die Deutschen; und als sei F. L. Huber der Erste unter uns, der denselben völlig verstanden. Lessings gewichtige Worte über diesen Roman können wir für nicht anderes halten, als für einen höchst lehrreichen Irrthum. Götz von Berlichingen vollendete Goethe's Ruhm bei den Besseren, Stella und Clavigo bei den weichlich gesinnten Jünglingen und Mädchen; dann aber ward es mit einemmale still, fast todtenstill über ihn, so daß man hätte glauben können, das Publikum sei, so wie es ihm auch sonst wohl begegnet, über seinem guten und über seinem bösen Willen, sanft genug eingeschlafen.

Man darf annehmen, daß diese Schweigsamkeit zehn bis zwölf Jahre gedauert habe, und zwar in einer Zeit, als der Dichter uns seine Iphigenia in Tauris, Tasso, die Mitschuldigen, Triumph der Empfindsamkeit, u. s. w. gab. Es fing an, ein wahres Kreuz und Leiden für die Kritiker zu werden, wenn es die Nothwendigkeit einmal wollte, über ihn zu reden. Man war befangen, beengt, ängstlich, man flüchtete zu allgemeinen Ausdrücken, z. B. er sei griechisch, recht sehr griechisch, über alle Maassen griechisch; oder auf der andern Seite,

man zeigte sich roh, dumm, und ungeschlacht. Zulezt las man ihn fast gar nicht mehr, bis endlich Huber in der allgemeinen Literaturzeitung einige sehr pikante und geistreiche Recensionen über die Werke des großen Dichters lieferte. Aber auch ihn hörte man nicht sonderlich, denn die Zeit war ungünstig, und hatte eine größtentheils sehr verworrene, gehaltlose Neigung zur Politik veranlasst, bei deren widrig lautem Getreibe, das bischen Poesie welches die Mehrheit der Deutschen noch hatte, vollends unterzugehen schien. Der sonst so wackere Huber hat selbst an jener Sünde nicht wenigen Theil genommen, und ihn, als einen der Bessergesinnnten, doch hier um desto tiefer Irrenden, traf die Nemesis um desto rascher und schmerzlicher.

Endlich erschien im Jahr 1797 die Recension von Herrmann und Dorothea, dann das Athenäum und ähnliche sehr gehaltvolle Schriften, denen zu Folge unserem Goethe die Statthalterschaft der Poesie auf Erden übertragen worden sein soll. Seitdem ist, wie bekannt, von Anhängern und Gegnern ein so arger Lärm über ihn geführt worden, daß zu zarte Gemüther einiges Argerniß davon getragen haben. Seit einigen Jahren hat man indessen ein wenig leiser und zum Theil auch ein wenig verständiger zu reden

angefangen, eine geist- und gemüthvolle Kritik hat gesprochen, und wird ferner reden.

Es ist schwer, den Abschnitt über Goethe zu enden, doch ist es billig nicht alles zu sagen. Nur der alte Satz stehe noch hier, daß der ächte Dichter niemals, wie etwa die Mathematik oder eine andere Wissenschaft, ganz ausgelernt werden könne, daß er aber täglich zum neuen erfreulichsten Lernen Gelegenheit gebe. Sodann der einfache herzliche Wunsch, daß das Geschick die Freude und den Stolz Deutschlands uns noch lange erhalten möge.

§. 89.

Jakob Michael Reinhold Lenz (geb. 1750, gest. 1792). Für diesen fast vergessenen Dichter hatte die Natur alles gethan, um etwas sehr Bedeutendes in ihm, und durch ihn darzustellen, aber auch das Schicksal, oder um moderner zu reden, das ganze äußere Leben verfehlte seiner Seits gleichfalls nicht, alles zu thun um jede Anlage in der Blüthe zu ersticken. Stetes Umherstreifen von einem Ort zum andern, Armuth, welche bald in gänzliche Dürftigkeit überging, Misverständnisse, Spott, das Leben unter gänzlich fremdartigen oft feindseligen Menschen, mit einem Wort: der alte gemeine Jammer von hundert Deutschen Dichtern erzeugte Schwermuth, endlich

endlich vollendeten Wahnsinn, und einen frühen Tod *).

Sein ausgezeichnetes Talent für das Komische zeigt sich in dem Lustspiel: „Die Hofmeister,“ so wie in der vielleicht ungerechten Polemik gegen Wieland; am reinsten aber erscheint seine Freiheit des Geistes, wenn er im Shakspear lebend, seine Liebe für den ewigen Dichter in künstlichen Nachbildungen einzelner Gesänge desselben, die fast unübersetzlich schienen, an den Tag legt. Lenzens Kenntniß des Shakspear ist mit desto größerem Ruhme anzuerkennen, je betäubender der Lärm war, den man damals über jenen Dichter erhob, während doch fast alle Lobreden auf denselben, wenn wir sie in schlichte Prosa übersetzen, nur darauf hinausliefen, er sei der große Christoph unter den Dichtern und schreite gar gewaltig einher. Wie ganz anders Lenz von ihm dachte, zeigte er besonders dadurch, daß er gerade das Schauspiel zur Bearbeitung vornahm, das man unter allen am wenigsten geschätzt, und oft, recht hochmüthig

*) Im Intelligenzblatte No. 99. der N. Z. 1792 berichtet ein Ungenannter die Geschichte von Lenzens letzten Lebensjahren, die indessen noch immer nicht erschienen ist.

albern, als den Markt des falschen Witzes betrachtet hat, ich meine das lieblich frische, köstlich muthwillige Stück: Der Liebe Mühe ist umsonst.

Lenzens Werke sind sehr selten geworden, und da ihrer ohnehin so wenig sind, so wäre es um so verdienstlicher, wenn einmal eine Auswahl derselben wieder veranstaltet würde. Die Mehrheit der Deutschen ist so vertieft in die zum Theil nicht sonderlichen Produkte der letzten Oster- und Michaelismesse, daß sie nur im äußersten Nothfalle ein früher erschienenenes Werk zur Hand nimmt; am wenigsten aber darf man ihnen zumuthen, nach einem Deutschen Buche erst weitläufig zu suchen.

§. 90.

Helfrich Peter Sturz (geb. 1737, gest. 1779). Seine Schriften, welche im Jahre 1786 in zwei Sammlungen erschienen sind, verdienen dem größten Theile nach, die Vergessenheit nicht, worein sie bei der Mehrheit des heutigen Publikums, das meistens nur nach dem Neuem und Naheliegenden greift, gesunken zu sein scheinen. Er gehört zu den ausgezeichneten Prosaitkern seiner Zeit. Sein Styl ist leicht fließend, kunstlos und gewandt, welches sich am klarsten zeigt, da der Inhalt mancher seiner Aufsätze, z. B. seiner Briefe

aus England und Frankreich, nothwendig veraltet sein muß, da sie bereits im Jahre 1768 verfaßt wurden, und die geistige Physiognomie der Bewohner jener Länder seitdem so oft gewechselt hat; dennoch wird man jene Briefe des lebendigen Styles wegen auch jetzt noch mit nicht geringem Interesse lesen. Am anziehendsten erscheint seine Schreibart in den kurzen Charakteristiken z. B. Garrik's, Pitt's, Klopstock's, J. J. Rousseau's, Samuel Foote's u. s. w., in denen manches auch historisch wichtig genug ist, um den Verfasser Lügen zu strafen, wenn er mit übertriebener Bescheidenheit in der Vorrede zu seinen Schriften (vom Jahr 1779) das harte Urtheil über sie ausspricht: „Es sind Kleinigkeiten, hingeworfen in Erholungsgstunden von ernsthafteren Geschäften, und sie mögen ihren Tag mitflattern unter den Ephe-meren dieser Zeit.“

Unter Sturzens Gedichten, deren sich nur viere finden, zeigt das letzte: „Die Königswahl“ von nicht geringen Anlagen für die versificirte epigrammatische Erzählung, und läßt am meisten bedauern, daß er diese Gattung nicht fleißiger angebaut hat. Der kurze Schluß jener Erzählung möge auch hier einen Platz finden, da er allerdings mit manchem goldenen Spruche des Pythagoras wetteifern darf:

Jüngling, soll dich Ruhmes Lorbeer schmücken,
Folg dem Weisen, den kein Tadel schreckt,
Und dem Pöbel lehre stolz den Rücken.

§. 91.

Johann Georg Hamann (geb. 1730, gest. 1788). Es ist bekannt, daß Heraklit, ein Philosoph aus Ephesus, ein Werk über die Natur schrieb, welches so schwer zu verstehen war, daß man ihn deshalb den Dunkeln nannten. Die Griechen, welche ihn auch größtentheils nicht verstanden, hatten die seltsame Gewissenhaftigkeit, sich selbst die Schuld des Nichtverstehens beizumessen, und Sokrates selbst, der bekanntlich ein gar großer Virtuose in der Klarheit war, fällte ein sehr günstiges Urtheil über jenes Werk *).

Die Mehrheit des Deutschen Publikums hat sich mit dergleichen sonst lebenswürdiger Bescheidenheit nicht sonderlich abgegeben, sondern gewöhn-

*) Die Worte mit denen er es zurückgab, lauten: ἀ μὲν συνῆκα, γενναῖα, οἷμαι δὲ καὶ ἀ μὴ συνῆκα πλὴν Ἀηλὶς γὰρ τινὸς δεῖται πολυμνηστῆ. S. Diog. Laert. Socr. S. 102. Eteph. Sollte es nicht wohl gethan sein, wenn man schon früh auf Schulen, diesen Spruch, als ein ewiges Heilmittel des Hochmuths, auswendig lernen ließe? Was das Gedächtniß erfaßt hat, kann denn doch einst auch in das Gemüth übergehen.

lich ganz gelassen abgesprochen, ein ihm unverständliches Buch sei eben deshalb auch geschmacklos und schlecht, ohne zu bedenken, daß die Unverständlichkeit billig in die objective und subjective eingetheilt werden müsse, und daß fast immer nur von der letzteren die Rede sein könne, deren Ursach gewöhnlich in der Bequemlichkeit liegt, die jegliche Anstrengung scheut, und zuletzt zu einem völligen Halbschlummer wird, der viel schlimmer ist als ganzer reiner Schlaf.

S. 92.

Wohl oft kann man in unserer Literaturgeschichte jene Bemerkung machen, doch bei dem genannten Schriftsteller dringt sie sich ganz besonders auf. Als er lebte, hatten die Kritiker A bis Y gar kein Hehl, Hamann möge wohl ein wenig wahnsinnig sein, auch kam es ihnen nicht darauf an, ihr zartes und tieffsinniges Urtheil mit einigen seltsam klingenden Stellen aus seinen Schriften zu belegen. Der große Haufen, flach wie er überall und immer ist, blätterte wohl ein wenig in Hamanns Schriften, konnte sie aber, wie man sehr treffend zu sagen pflegt, nicht recht klein kriegen, was er allein mag, wollte auch keinen Geschmack an ihnen finden, da er selbst noch keinen gewonnen hatte. Der einzige Herder

nahm sich des armen Mannes, der in einer etwas armuthseligen Zeit die Kühnheit hatte, genialisch zu sein, ein wenig an, und legte ein gutes Wort für ihn ein.

Er sagt in seinen Fragmenten über Deutsche Literatur unter andern: „Der Kern seiner Schriften enthält viele Saamenkörner von großen Wahrheiten, neuen Beobachtungen und eine merkwürdige Belesenheit; die Schale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernaussdrücken, Anspielungen und Wortblumen. Der Philolog hat gelesen und allerdings sehr viel, sehr weitläufig und mit Geschmack gelesen: (*multa legit et multum*). Allein die Balsamdüfte vom ätherischen Tisch der Alten, mit einigen Vapeurs der Gallier und dem Brodem der brittischen Laune vermischt, sind zu einer Wolke geworden. Diese umhüllt ihn, er mag strafen, oder weissagen, wie die Juno, wenn sie den Ehebrecher belauscht, oder die Pythiä, wenn sie Weissagungen in kabbalistischer Prosa murmelt. Seine Belesenheit ist also zusammengefloßen, so wie die königliche Schrift, auf unzusammenhängend Papier geschrieben, dies zuerst thut —“ u. s. w. In den reifen Mannesjahren dachte Herder noch günstiger von seinem edlen Freunde.

§. 93.

Allein zum Unglück war Herder selbst ein genialischer Schriftsteller, und stand im halben Banne. So kam es denn, daß man sein Wort überhörte oder wenn man es hörte, meinte, das sei nur so eine Ueberschwenglichkeit, auf die man nicht viel geben dürfe. Es ging zuletzt so weit, daß niemand mehr von Hamann etwas las, niemand mehr etwas von ihm wußte. Ein tiefsinnig edler Geist wandelte unter den Deutschen, und sie hatten des nicht Acht. Man ließ ihn dort am Ufer der Ostsee mit einigen geistvollen Freunden, die ihm die Welt ersetzen mußten, sein Wesen treiben, und trieb auf der anderen Seite gleichfalls das alte Wesen fort, das eigentlich kein Wesen ist. Auch über Hamanns Grabe ruhte noch lange Zeit ein tiefes Schweigen. Man fand es noch immer zu unbequem, über ihn zu reden, und in der That machte er es einem auch nicht ganz leicht, über ihn zu urtheilen, wofür es hinwiederum viele hundert Deutsche Schriftsteller gegeben hat, und noch giebt, über die man gerade dann am besten zu sprechen scheint, wenn man ohne alle Anstrengung und ohne alles Interesse von ihnen redet. Da vernahm man endlich von Neuem Herders rühmendes Wort, Jean Paul's freudiges Anerkennen, und das häufige Hindeuten

Jacobi's auf ihn, als auf einen tiefen, seltsamen Geist. Nun hätte man, da sich denn doch hie und da ein besserer Sinn zu regen anfang, gar gern nach Hamanns Schriften gegriffen, aber sie waren leider vergriffen; nicht eben von Lesern, sondern wahrscheinlich von nicht lesenden Kaufleuten und Krämern. Das Schicksal hatte die seltsame Ironie getrieben, sie aus der Welt verschwinden zu lassen, die sich nicht um sie bekümmert hatte.

Seit etwa einem Jahrzehnt warten nun die Besseren auf eine neue Ausgabe der Hamannschen Schriften durch Jacobi oder Richter, denn in der That existirt Hamann in diesem Augenblicke nicht mehr, und ich selbst würde gar nicht von ihm haben reden können, wäre es mir nicht einmal, nach vieler Mühe und Noth gelungen, ein paar Blätter von ihm, die den Titel vom Buchstaben *H* liehen, aufzutreiben *). Möchte daher doch endlich Jacobi oder Richter, so oft schon gebeten, den Wunsch jedes besseren Deutschen erfüllen wol-

*) Apologie des Buchstaben *H* u. s. w. Das Verzeichniß seiner übrigen Werke s. in Meusels Vericon der vom J. 1750 bis 1800 verstorbenen Deutschen Schriftsteller. Bd. V. S. 108 f.

ten, und uns den edeln Deutschen Schriftsteller von neuem geben!

S. 94.

F. M. v. Klinger (geb. 1753). Er trat mit halb natürlicher, halb künstlicher Erhizung auf, und errang das traurige Glück, daß einige unreife Jünglinge, denen die Flüche und Dolche in den „Zwillingen“ der „neuen Arria,“ Simsone Grisaldo“ u. s. w. wohlgefallen hatten, ihn mit Shakspear verglichen. Wahre Aehnlichkeit haben wir nicht auffinden können. Bald darauf wurde Klinger dieses Drängens und Treibens überdrüssig, und legte sich auf die Correktheit, hatte aber zuweilen das Unglück, sie mit Kälte und Nüchternheit zu verwechseln.

Wie sich im Leben gewöhnlich ein verschwelgter Tag, durch eine nüchterne Woche rächet, so auch in der Literatur. Klinger schrieb in jener selbst veranlasssten Nüchternheit einen Damokles, Medea, u. s. w. und wartete nun, was man dazu sagen werde. Aber man sagte eben wenig, oder gar nichts, weil man sie nicht häufig las. Es finden sich in den kritischen Blättern der damaligen Zeit nur zwei Recensionen über jene Dramen, denn die Kälte erzeugt Kälte, und ein gewisses unpoetisches Achselzucken wird oft durch Achselzucken bestraft. Aus derselben Zeit schreiben

sich auch noch eine Menge Romane her, in denen oft Kraft und Erhabenheit walten, oft aber auch, in Ermangelung derselben, Schauerlichkeit und Gräßlichkeit dem gebildeten und heitern Leser unersreulich auffällt. Auch die alte, überaus vorzügliche und tiefsinnige Sage vom Faust, ist durch Klinger behandelt worden; aber er hat sie auf eine ungenügende Weise aufgefasst, und sie nur zum Behuf eines nicht ungewöhnlichen Aufklärungs-Skepticismus benützt. Es sind nicht sehr bedeutende Ursachen, die diesen Faust bewegen sich mit dem Teufel einzulassen, denn selbst die Armuth, von der hier gar nicht die Rede sein durfte, spielt dabei eine Rolle. Der Teufel tritt im Costum eines modernen Sophisten auf, und scheint ein wenig bei Helvetius und andern Encyclopädisten in die Schule gegangen zu sein; hat aber noch nicht eben sonderliche Fortschritte gemacht.

§. 25.

In poetischer Hinsicht ist der Teufel in unserer christlichen Mythologie eine der höchsten und erhabensten, der lebendigsten und vieldeutigsten Aufgaben die dem schaffenden Genius geboten werden können. Schon Milton und Klopstock erkannten dies, und bemühten sich, ihr ein Genüge zu leisten, doch am meisten bewährt sich dieses Wort in der

Bearbeitung desselben von Goethe, in dem trefflichen Drama „Faust.“ Die wenigen Zeilen, um nur ein paar aus dem herrlichen Ganzen herauszuziehen,

Den schlepp ich durch das wilde Leben,

Durch flache Unbedeutenheit:

Er soll mir starren, zappeln, kleben,

Und seiner Unerfättlichkeit

Soll Speis' und Trank vor durst'gen Lippen

schweben:

Und hätt' er sich auch nicht dem Teufel

übergeben

Er müßte doch zu Grunde gehn. —

scheinen uns ein weit reineres Bild zu geben als Klinger hier zur Erscheinung gebracht.

In noch späteren Jahren trat Klinger mit Fragmenten über Welt und Litteratur auf, mit deren herrschendem Charakter, der üblen Laune, wir uns nicht befreunden können. Er hat es in diesem Werke gar kein Hehl, daß ihm die christliche Religion nicht recht zusagt, und nach diesem Geständnisse, dessen Aussprechen, so viel mir bewußt, niemand von ihm verlangt hat, wird es ihm leicht, auch Platon, Kant, Goethe und Jean Paul bitter zu tadeln.

Wir haben hier Klinger mit besonderer Strenge beurtheilt, doch verkennen wir keinesweges das

große Talent, welches in ihm wohnt. Doch eben um dieses großen Talents willen darf kein gewöhnlicher Maasstab an ihn gelegt werden. Wenn man erwägt was Klinger mit seinen Anlagen hätte leisten können, so wird man, hoffe ich, jenes Urtheil nicht ungerecht finden.

§. 96.

Wilhelm Heintze (geb. 1749). Als Jüngling schrieb er einige Gedichte, denen man noch zu viel Ehre anthut, wenn man ihnen eine bloß sinnliche Gluth beilegt. In späteren Jahren suchte er einige Aesthetik in die Unsittlichkeit hineinzubringen, und schrieb ein paar Romane, in denen die Wollust künstlerisch und die Kunst wollüstig erscheint. — Man kommt nur höchst selten in den Fall, eine Deutsche Schrift gefährlich nennen zu dürfen; doch Heintze's Schriften darf man in der That so nennen, und Schillers bekanntes Urtheil über ihn, ist streng, aber gerecht. — Talente sprechen wir ihm keinesweges ab; nur, da wir ihn einmal als eine unreine Natur erkannt haben, muthe man uns nicht zu, ihn zu lieben.

§. 97.

J. K. A. Musäus (geb. 1735, gest. 1787). Eine begränzte, aber in dieser vielleicht engen Begrenzung gesicherte, still freundliche, genussgebende und genießende Natur. Wenige Menschen haben

die Nothwendigkeit und das Wirkliche mit so köstlicher Freiheit behandelt als er. Mit reinem Scherz wußte er den trocknen Ernst des äußerlichen Lebens zu versöhnen, und die Armuth durch reichen Humor nicht bloß zu bezwingen, sondern sie sogar zur freundlichen Hausgöttin zu machen. Rokebue hat sich ein Verdienst um uns erworben, daß er uns mit mancher Einzelheit aus dem Leben dieses lebenswürdigen und wirklich geliebten Mannes bekannt machte, so wie auch, daß er die Geburtstagsgedichte an Musäus Gattin mittheilte, die so mancher andere trocken ernste Herausgeber vernichtet haben würde, weil er wahrscheinlich ihre angenehme Anspruchlosigkeit für Unbedeutendheit gehalten hätte. Ich gestehe gern, daß ich allenfals die physiognomischen Reisen eher missen wollte, als diese Geburtstagsgedichte, von denen vielleicht mancher Leser hier zum erstenmale erfahren wird, daß sie da sind.

Seine Volksmärchen gehören zu den erfreulichsten Erzeugnissen seiner Zeit, bei der wir auch wohl erwägen wollen, daß sie dergleichen Unternehmungen, als unscheinbar, fast verachtete, und als unreel und entblößt von praktischer Nutzbarkeit, gänzlich verwarf. — Wer will, mag ihnen immerhin den Fehler der Geschwähigkeit beimessen: diese Gattung von Geschwähigkeit möchten

dagegen andere eher für eine Tugend halten wollen.

Wie sehr ist es zu beklagen, daß diesem Manne ein nur so kurzes Leben zu Theil wurde, wodurch wir um so manches Erfreuliche gekommen sind, das wir sonst von ihm hätten erwarten dürfen. Doch auch das was er leistete, möge nie verkannt werden.

§. 98.

Ludwig Heinrich Christoph Hölty (geb. 1748, gest. 1776). Die Lobeserhebungen, welche diesem Dichter in den meisten unserer Literaturhistorien dargebracht werden, klingen ein wenig dürftig, denn sie gehen gewöhnlich nur darauf hinaus, er habe so etwas wie Blüthenduft, Maimacht und Mondlicht recht artig darstellen können. Dies allein glaubte man ihm mit gutem Gewissen nachsagen zu dürfen. Doch hätte das noch hingehen mögen, wenn man nur selbst gewußt, daß in jenem liederlich ausgesprochenen „Blüthenduft, Mondlicht und Maimacht,“ die Symbole der trefflichsten Gattung der modernen Poesie zu finden sind.

Hölty ist der erste, gänzlich einfache, rein sentimentale Elegiker der Deutschen, und bis jetzt ist ihm noch keiner darin gleich gekommen. Wir scheinen alle seine Gedichte gleichsam nur ein einzi-

ges auszumachen, in welchem der Gedanke durchgeht: Das Leben dringt feindlich roh auf die Jugend ein, um sie zu zerstören; diese Tröstungen nur bleiben: Liebe, Dichtkunst und der süße Tod. — Daß man diesen Dichter weichlich genannt, ist ein Beweis, daß man ihn nicht begriffen hat, denn weichlich ist nur der zerrissene, ins Leere strebende Schmerz, nicht der fromm beruhigte unsers Höltys, dem selbst die harmonischste Sprache milde zusagt. Ueberhaupt finden bekanntlich weichliche Menschen ein besonderes Vergnügen daran, gewisse Dichter für weichlich zu erklären, und Höltys reine Minnesängernatur schien besonders bequem, also gescholten zu werden.

§. 99.

Johann Gottlieb Willamov (geb. 1736, gest. 1777). Es ist schon früherhin bemerkt worden, daß in der sogenannten goldenen Zeit unserer Literatur, die Deutschen nicht selten recht sehr geängstigt wurden, wenn sie in den ästhetischen Lehrbüchern blätterten, und fanden, daß noch immer mehrere Gattungen der Poesie gar nicht von ihnen cultivirt worden seien. So entdeckte man denn auch, daß wir noch keinen Dithyrambens-Dichter hätten, und man erließ deshalb, wenn wir so sagen dürfen, einen Hirtenbrief an alle versemachenden guten Köpfe in Deutschland, und

mahnnte eifrig, diese Lücke bald möglichst zu füllen. Aber es griff niemand zu, so daß es schien, als solle die ganze Gattung eingesargt bleiben. Endlich aber nahm sich unser Willamov die Sache zu Herzen und beschenkte uns mit einer beträchtlichen Anzahl von Dithyramben, in denen es an jauchzenden Mänaden, Thyrsusstäben und dem Ausruf: Evan Evoe! keinesweges gebricht. Man war auch wirklich so ziemlich zufrieden gestellt, und die Kritiker dankten dem Verfasser für seine beschwerliche und erhitzende Arbeit.

Im Grunde scheint Willamov ein recht sanfter und behaglicher Mann gewesen zu sein, der jene heftigen Dithyramben gewiß nur dem Publikum zu Liebe schrieb. Zur Erhöhung setzte er deshalb Fabeln auf; da aber die Deutschen in dieser Dichtungsart schon sehr reichlich ausgesteuert waren, und er doch etwas Apathes haben wollte, so führte er den Dialog in die Fabel ein. Die Kritiker nahmen deshalb Gelegenheit zu untersuchen, ob dergleichen Verfahren auch recht und billig sei, konnten aber nicht recht einig werden, so daß bis jetzt die große Frage noch unentschieden ist.

§. 100.

Hans Wilhelm von Gerstenberg (geb 1737). Seine Ländeleien brachten ihn bei den Anakreonstikern,

tikern, und sein Gedicht eines Skalden bei den Varden: Liebhabern zu hohen Ehren. In der That gehören die erst genannten Tändeleien zu den wenigen besseren, welche wir besitzen; schade nur, daß die Absicht zu tändeln dem wahren Charakter des Tändelns selbst nicht zusagen kann. In den Skaldengedichten hat er, um mich eines Klopstockischen Ausdrucks zu bedienen, sorgsam gehorcht auf das Wehen des Laubes in den vaterländischen Hainen. Wir gestehen indessen, daß wir das Resultat seiner Bemühungen, in dieser Hinsicht, nicht für sehr bedeutend halten können: denn damit ist doch wirklich wenig gethan, daß man die Griechischen Götter vom Throne stößt und altnordische, oft sogar leider nur die Namen derselben hinauf hebt. Neuere Bemühungen, obwohl leider zum Theil ohne poetischen Geist unternommen, haben ungleich mehr gefruchtet, da man wenigstens an der rechten Stelle den alten Deutschen Quellen nachgrub.

Von einer ungleich höheren Bedeutung als die beiden genannten Versuche, die zu ihrer Zeit mit dem wärmsten Beifalle aufgenommen wurden, erscheint uns das Trauerspiel Ugolino, in welchem wir fast den höchsten und größten — Irrthum erblicken, den jemals ein Dichter begangen. Die Kraft aber, mit welcher diese ko-

lossale Verirrung eingeleitet und durchgeführt worden, muß jeden mit Hochachtung erfüllen, der sich auch bei verfehlten Bestrebungen eines Dichters, auf die Berechnung des Fonds von Genialität versteht, welcher zur Ausführung einer solchen Idee vonnöthen war: Ferner wollen wir uns erinnern, daß der höchste Irrthum überhaupt dem Rechten bei weitem näher steht, als jede Halb- oder Dreiviertel-Wahrheit, indem die letztere stets mit dem Fluch der Ohnmacht belastet erscheint.

Was die frühere Kritik über den Ugolino vorbrachte, ist größtentheils dürftig und eng gedacht, desto wichtiger aber und geistreicher sind die Bemerkungen, die ein Brief Lessings an Gerstenberg über die genannte Tragödie enthält, den man uns erst vor einigen Jahren im Intelligenzblatt der Jenaischen Literaturzeitung mitgetheilt hat.

§. 101.

Moriz August von Thümmel (geb. 1738). Es ist dieser Schriftsteller von Lichtenberg, Garve, Klinger, Eichhorn u. s. w. mit so vieler Innigkeit und Ausführlichkeit gerühmt worden, daß es den meisten Lesern scheinen dürfte, als sei das Talent dieses Dichters bereits hinlänglich auseinander gesetzt worden. Nimmt man zu den Urtheilen jener Männer, das geistreichere Urtheil

des älteren Schlegel, so dürfte man allerdings annehmen, als habe die Kritik ein genügendes anerkennendes Wort über sein Talent gesprochen.

Es verhält sich allerdings so, denn Freiheit, Fröhlichkeit und behagliches Wohlsein sind die Elemente, in denen der Dichter lebt, und diese sind geeignet genug, um sich selbst dem Auge des trübsten Lesers zu erschließen. Des Dichters „Wilhelmine,“ ein prosaisch komisches Gedicht, fiel in eine der heitern Laune nicht sehr günstige Zeit; dennoch riß sie die meisten sonst ein wenig trockenen Leser mit sich fort. Sie zwang selbst dem einseitigen, übermüthig gespreizten Klotz eine günstige Recension ab, und lockte gleichsam die heitere Natur in ihm hervor, und als Michael Huber sie nur mittelmäßig in's Französische übersetzte, erwarb sie selbst bei unseren stolzeren Nachbarn eine nicht geringe Gunst, und ein bleibendes Wohlgefallen. Eine sehr anmuthige Leichtigkeit im Styl bemerken wir besonders in den ersteren Theilen „der Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich,“ und wenn uns überhaupt schon das Verhältniß zu Margot auf die erfreulichste Weise interessirt, so möchten wir in ihr sogar die Muse selbst sehen, die den Verfasser begeistert und mit frischem Leben erfüllt. — Wenn wir uns ferner noch auf das sehr geistreiche Urtheil in dem

Anhänge zum Campaner-Thal beziehen, so scheinen diese wenigen Züge zu dem Gemälde des Dichters hinreichend zu sein.

S. 102.

Es ist vielleicht von manchem Leser schon früher erwartet worden, hier den Namen: Friedrich Nicolai, Johann Jacob Engel, Garve, Sulzer, Mendelssohn, und Eberhard zu begegnen, die allerdings in einer Deutschen Literaturgeschichte nicht fehlen dürfen. Da indessen dasjenige, was die genannten Männer gegeben haben, die Aufmerksamkeit der Deutschen, eine geraume Zeit in dem vorzüglichsten Grade auf sich gezogen, so daß es auch keinesweges an ausführlichen Schriften fehlt, die sich mit der Darstellung des literarischen Charakters jener Männer beschäftigen, so würden wir etwas Ueberflüssiges zu thun fürchten müssen, wenn wir von Neuem eine solche Charakteristik anheben wollten.

Verdienstlicher dünkt es uns überhaupt, die dunkeln Stellen in unserer Literatur hervorzuheben, und bei der Kritik der weniger oder nur theilweise gekannten Schriftsteller unbefangene Ansichten zu eröffnen, als das, was bereits hinlänglich in das Klare gesetzt worden ist, noch einmal in das Klare, ja Ueberklare setzen zu wollen. Dieser Fehler der Ueberdeutlichkeit, und

des bequemen Wiedersagens des schon genügend Gesagten, bleibe von diesem Buche fern; nicht minder aber auch der des einseitigen Stolzes, der das, was bereits von Anderen gut und recht gemacht worden ist, noch besser machen will. Es ist unzuweckmäßig, das Licht der Kritik in das Licht stellen, und die Farbe anfärben zu wollen.

S. 103.

Nur eine Hindeutung möge hier noch stehen, für diejenigen, die etwa die Bemühung scheuen, sich mit den sämmtlichen Werken jener genannten Schriftsteller vertraut zu machen, um auf diese Weise ein Resultat zu ziehen. Obwohl nun das Bestreben, einen Schriftsteller nur aus einer einzelnen Schrift genau kennen zu lernen, wenigstens im Allgemeinen zu misbilligen ist, und auch hier nicht völlig genügen kann, so läßt sich doch auch zuweilen zur Erleichterung der Ansicht, irgend ein einzelner Punkt angeben, auf welchem der Verfasser am deutlichsten erscheint. Dieser Punkt ist, wie mich dünkt, bei Nicolai die nach vielen Seiten hin sich ausbreitende Schrift gegen die Xenien, bei Sulzer das ästhetische Lexicon, bei Mendelssohn das Verhältniß zu Lavater, besonders zu Jacobi, bei Garve und Eberhard die Recensionen der Kantischen Kritik der reinen Vernunft.

und Urtheilskraft, und bei Engel die Idee einer Philosophie für die Welt.

S. 104.

Michael Denis, (geb. 1729, gest. 1800). Es ist schwer zu begreifen, wie die besonnenen Deutschen, die selbst in den Perioden der literarischen Verirrung, z. B. in der Sturm- und Drang-Periode, und in der empfindsamen Zeit, sich nie einem Irrthum gänzlich überließen, sondern sich ewig durch Ironie und Satire selbst aufstörten, einen so seltsamen Geschmack an dem weichlich pathetischen, erhitzt gequälten, durch und durch wolkigen und nebelvollen Ossian finden konnten. Wenn sich aber, nach dem bekannten Ausspruche jenes Dichters, jede Schuld auf Erden rächt, so rächt sich auch jeder Irrthum, und dieser, von dem hier die Rede ist, den besonders Goethe im Werther durch Lobpreisung und die Mittheilung eines Fragments, und Denis durch eine Uebersetzung des Alt-Schottischen Bardens hervorriefen, konnte natürlich gleichfalls nicht ohne gefährliche Folgen für die schöne Literatur der Deutschen sein.

So leidenschaftlich man aber auch Ossian liebte, so war man doch bequem genug, sich mit der Uebersetzung der Englischen Paraphrase des Macpherson zu begnügen, ohne sich um die Ur-

quelle zu bekümmern, zu der bis in das vierte Jahrhundert sich hinaufzuarbeiten, allerdings mit mehreren Schwierigkeiten verbunden sein dürfte, als die empfindsamen Schriftsteller lieben *). Und nun vollends die Wahl des Hexameters, in welchem man den Kaledonischen Varden reden ließ! Eben so wohl d. h. eben so verkehrt hätte man ihn auch in Terzinen oder Ottaven singen lassen mögen.

Denis eigene Lieder sind nicht viel mehr als Nachhall des Ossian, und nur von einem künstlichen Feuer eingegeben, das eben so wenig erleuchtet als erwärmt.

§. 105.

Noch unter ihm als Nachahmer des Nachahmers steht Karl Mastalier, (geb. 1731, gest. 1795), der in seinen Gedichten, nebst Oden aus dem Horaz, den Mangel an innerem Leben, durch das zu ersetzen sucht, was die Franzosen Verve nennen, wofür wir bekanntlich im Deutschen kein einzelnes Wort haben, vielleicht weil jener Fehler unter uns billig unbekannt sein sollte.

*) Erst ganz vor kurzem, da schon die Liebe für Ossian sehr gesunken zu sein scheint, erhielten wir eine Uebersetzung des Dichters aus dem Alt-Schottischen, durch Althwardt in Oldenburg, 1810.

Karl Friedrich Kretschmann (geb. 1738), gehört als Ringulf neben Denis, doch steht er wegen der Vielseitigkeit seines Talents bei weitem höher. Daß wir seine Bardenlieder nicht sehr schätzen, wird man wohl aus dem so eben Gesagten schon vermuthen, doch in seinen Sinngedichten, scherzhaften Liedern und Fabeln, erkennen wir einen freundlich gebildeten Geist, der die Resultate seines Denkens und Empfindens oft in einer recht angenehmen Sprache mittheilt. Man würde noch lieber bei ihm verweilen, wenn er nicht mitunter dem Streben nach Französischer Leichtigkeit die Deutsche Kraft und Fülle aufopferte.

S. 106.

Leopold Fried. Günther v. Gökkingk (geb. 1748). Wir haben von ihm sehr berühmte Arbeiten in den meisten Gattungen der Poesie, z. B. im Lied, Sinngedicht und der Epistel, durch welche letztere er besonders den Beifall eines großen Theils von unserm Publikum erreicht hat. Man bemerkt fast überall einen vielseitig reflektirenden Geist, der indessen bei aller Welterfahrenheit, der Empfindung, Naivetät und Zartheit keinesweges abhold geworden. Außer manchen andern tiefempfundnen, und in gewandter Sprache abgefaßten Gedichten, erwarben ihm doch wohl „die Lieder zweier Liebenden,“ für deren Zärtlichkeit man in Deutsch-

land ein fast allgemeines Interesse faßte, den meisten Ruhm, so daß noch vor kurzem selbst der streng richtende Wieland die poetische Briefstellerin, welche hier unter dem Namen Mانتchen erscheint, die Deutsche Sappho nannte, welchen Ruhm ehemals die Karschin nur usurpirt habe. (Vgl. N. Z. Merkur, f. d. J. 1803, April.)

Noch verdient es angeführt zu werden, daß für die Korrektheit der Sprache, und die Reinheit der Reime mit sichtbarem Fleiße Sorge getragen worden ist.

§. 107.

Friedrich Wilhelm Gotter (geb. 1746, gest. 1797). Es ist bekanntlich mit einiger Gefahr der Mittelmäßigkeit verknüpft, wenn der Dichtersjüngling zu früh nach Korrektheit, d. h. negativer Tadellosigkeit strebt, indem er, wie billig, vor allen Dingen, den schlimmsten aller Fehler, die Mittelmäßigkeit, zuerst vermeiden sollte. Dieser Umstand und eine zu einseitige Hinneigung zu der Französischen Literatur hat Gotters höherer Reife sehr geschadet, und seinen sonst mildfreundlichen und angenehmen Geist in enge Fesseln gelegt. Fast alle seine Schauspiele und Gedichte sind, dem größten Theile nach, den Spaniern, Franzosen, Engländern und Italienern nachgebildet, und es schien zuletzt beinahe, als habe er in sich selbst, jedem

eigenen Gedanken und jeder eigenen Empfindung, als unziemlich gewehrt. Er hatte den Muth, sich der Lessingischen Polemik gegen das Französische Trauerspiel zu widersetzen, doch war er diesem Kampfe keinesweges gewachsen, und konnte selbst durch die vortrefflichsten Uebersetzungen, seinen Lieblingen die alte verlorne Liebe der Deutschen nicht wieder gewinnen.

Als Versifikator verdient Gotter ein ganz besonderes Lob, denn er ist so wohlklingend, und seine Reime sind so leicht und rein, daß nur wenige Deutsche Dichter sich in dieser Hinsicht mit ihm messen können, sehr wenige nur ihn übertreffen.

§. 108.

Miller. Man darf diesen Schriftsteller und seinen allbekannten Roman „Siegwart“ nur nennen, um an die Periode der Empfindsamkeit zu erinnern, die er in Deutschland hervorrief. Wenige Schriftsteller sind so sehr geliebt und so sehr verspottet worden als er. Wir misbilligen das Letztere, denn er darf nicht die Schuld seiner unberufenen, talentlosen Nachahmer tragen. Ihm war es in der That ein hoher Ernst um reine und zarte Empfindung, und um die Darstellung einer keuschen, tief sehnächtigen Liebe, die allerdings der Thränen nicht immer entbehren kann;

aber er fehlte darin, daß er dieses Gefühl nicht selten in einem Meer von Worten und wohlfeilen schwächlichen Ausrufungen ertrinken ließ. Dennoch meinen wir, man solle die Periode der Empfindsamkeit, die, seltsam genug, mit der Sturm- und Drang-Epoche Hand in Hand ging, nicht allzu vornehm belächeln, denn sie war wenigstens produktiv. Gar gern räume ich ein, daß man in das Gelag hinein producirte, aber man producirte doch, und ich, meines Theils, möchte wenigstens den heut zu Tage herrschenden ästhetischen Eunachismus für keinen angenehmeren Anblick halten, als den, welchen die damalige Zeit bot, in welcher die Deutschen noch innig theilnehmend lasen, und — liebten.

§. 109.

Friedrich v. Schiller (geb. 1779, gest. 1805). Da es vielleicht niemals einem Deutschen Dichter gelungen ist, in einem so hohen Maaße die Aufmerksamkeit und die Liebe seines Volkes auf sich zu lenken, so dürfen wir voraussetzen, daß auch jedes bedeutende Wort, das von Goethe, Schlegel, Huber u. s. w. über ihn gesprochen worden, zu seiner Zeit wohl bekannt und erwogen worden sei. Ich selbst, obwohl freudig anerkennend jedes Vortreffliche, was die genannten und ähnliche wackere Schriftsteller über ihn geurtheilt haben,

glaube dennoch meinem Vorsatze, in diesem Werk nur meine eigenen Ansichten zu geben, treu bleiben zu müssen. Da ich aber bereits in dem zweiten Jahrgange meines Taschenbuchs Luna, so wie in der Geschichte der Deutschen Poesie und Beredsamkeit (Seite 215 bis 25) ausführlich und mit besonderer Neigung über diesen Dichter gesprochen habe, und meine Ueberzeugung über ihn in der Hauptsache keinesweges hat verändert werden können, so bleibt mir für den Zweck des gegenwärtigen Werks nichts weiter zu thun übrig, als zuvörderst das Hauptsächlichste jenes früheren Urtheils auch hier, nur mit geringen Veränderungen, wieder mitzutheilen, und sodann einiges Neue zu geben, was das Nachdenken über ihn in späteren Jahren erzeugte. Die sehnstichtige Liebe, mit der fast das gesammte Deutsche Volk nach dem uns so früh entrissenen tugendhaften und tiefsinnigen Künstler hinblickt, erfordert eine ganz besondere Sorgfalt im Urtheil und nie möge sich, weder von der einen Seite, ein unfreies Ueberhebenwollen seiner Verdienste, noch von der anderen ein hochfahrender Leichtsin in die einfache Untersuchung mischen.

§. 110.

In dem Sinne wie wir Shakspear einen Dichter nennen, ist Schiller kein Dichter; denn

es sind nicht Individuen und Gestalten, in denen sich die Welt abspiegelt, es sind Ideen und Empfindungen, die er uns darstellt, aber solche, die zu Individuen und Gestalten führen müssen, wenn anders ein Weg dahin geht. Das herrschende Princip in ihm ist nicht das poetisch lösende oder synthetisirende, wie es dem geborenen Poeten bewohnt; es ist reflektirend, und stets zur Analyse hingeneigt. Allerdings schauet sein Blick tief in des Lebens Mitte, aber er giebt nicht diese, sondern nur die Enden, wenn er auch oft genug auf jene hindeutet; weshalb denn auch in seinen Werken ein steter Dualismus erscheint. Man könnte sagen, es zerspalte sich gleichsam vor seinem Auge die ganze Natur in zwei schroff abgeschchnittene Hälften, und er werfe dann den philosophisch-rhetorischen Purpurmantel darauf, die Lücke zu verhüllen. Daher erscheint denn auch in allen seinen Gedichten der ewige Gegensatz von Nothwendigkeit und Freiheit, des Todes und des Lebens, zu stark, statt daß wir in den Werken eines Calderon, Cervantes u. s. w. jene Antithesen bereits gelöst finden. Aber die Kraft, mit der Schiller jenes Verhältniß der Intelligenz und Natur hinstellt, ist allerdings so bewundernswürdig, daß wir gern gestehen werden: wenn es überhaupt sich gedenken ließe, daß der Himmel sich könnte erinn-

gen und erstürmen lassen, so müsse es dem Aufwande einer solchen eminenten Kraft gelungen sein. —

Der wahrhafte Poet, ich möchte sagen: der Dichter a priori, sieht die Welt schon geschaffen vor sich, und sie ist ihm nur eine reizende Decoration, die er mit seinen neuen Schöpfungen erfüllt; aber Schiller ist zu sehr Philosoph, um jene Vollendung schon anzunehmen, er läßt die Welt erst vor seinen Augen entstehen, und dann erst erheben sich die Gestalten und die Schatten, die er hervorzurufen vermag. Daher wohnt denn aber auch seinen Schöpfungen nicht jenes innige und klare Leben bei, das nur in sich selbst lebt und von nichts Fremdartigem mehr kann berührt werden, daher ist fast alles bei ihm: Rede, sich beziehend auf Poesie, nicht Poesie selbst. Schiller selbst sagt es mit heiligem Ernst aus, daß nur unbestürmt der Himmel freundlich sich hernieder neige, und daß nur leicht erbeten aus dem Schooße der Götter das Glück herabfalle. Und ist nicht die Poesie das höchste Glück, oder vielmehr, so wie die Liebe, das Glück selbst?

Wollte ich dieses gesammte Urtheil durch ein erschöpfendes Gleichniß darstellen, so würde ich sagen, daß wir in Schiller den Prometheus finden, von dem ein neuerer Religionslehrer urtheilt,

daß er das himmlische Feuer hätte fordern dürfen, das er jetzt nur raubte.

S. 111.

Gleich bei dem ersten Auftreten in der literarischen Welt verkündigte Schiller — so mag man wohl sagen — eine gigantische Gesinnung und das Werk, welches sie erzeugte: Die Räuber *), in seiner ersten Gestalt, bezeichnet den Geist des Dichters reiner und größer, als manche seiner spätern Produktionen, in denen die Poesie und Kritik streiten und auch nicht immer ganz friedlich sich trennen. Wenn man will, so mag man jenes Werk immerhin unkünstlerisch nennen; nur nenne man es ganz unkünstlerisch, so wird sich in dem vollendeten Gegensatz der Natur und Kunst, die Kunst selbst leichter ahnden lassen. Himmel, Erde und Hölle, sind hier in ungeheuren Formen, durch schroffe Klüfte auseinander gerissen, hingestellt mit einer Kraft und Fülle die des höchsten Ruhmes Werth ist.

*) Bei jeder Umarbeitung hat dieses Stück von seiner kostbaren Größe verloren, ganz besonders aber durch eine rohe fremde Hand. Zum Glück ist es in der letzten Ausgabe der Schillerschen Schauspiele nach der ersten vom Jahr 1781 wörtlich abgedruckt. Der Schwarzwald duldet keine Scheere.

Dabei müssen wir freilich hinzusetzen, daß für die Hölle nur der eigentliche Kern der Kraft aufgeboten worden ist, daß es diesem Drama überhaupt an jenem musikalischen Zauber fehle, der, über dem Ganzen schwebend, das Getrennte vereinigen würde, an jenem goldenen Duft der Morgenröthe, der, wie Wallenstein sagt, um die gemeine Deutlichkeit der Dinge sich webt, und das Traurigwahre zu schönem Schein erhebt, wie ein Chor in den feindlichen Brüdern hinzufügt.

Bei weitem geringere Bedeutung haben die zunächst folgenden Trauerspiele: Fiesko und Raskale und Liebe, zu deren Hervorbringung nur der letzte Rest jener der ersten Periode des Dichters angehörigen Kraft aufgewandt worden ist, weshalb sie denn auch, in Vergleichung mit dem ersten, nur schroff und hart, ohne Fülle und Leben, erscheinen müssen. Besonders herrscht im Fiesko eine sehr auffallende Zerrissenheit, und eine Koketterie mit der Kraft, die hier doch nur gering ist. Besser erhält sich noch das andere Schauspiel durch die imponirende Seltsamkeit in dem Verhältnisse der beiden Liebenden, indem hier die Krampfhaftigkeit das äußerste Ende erreicht hat, wodurch sie denn allerdings zu etwas in ihrer Art Anziehendem wird.

§. 112.

Die zweite Stufe der künstlerischen Bildung Schillers wird bezeichnet durch das dramatische Gedicht: Don Carlos, dessen würdige Absicht in einigen sehr gelungenen Details klar wird. Hier zeigte sich bei ihm zum ersten Male der Geist des „Propheten,“ ein Wort, das man verstaten wird, wenn man das genannte Werk so kennt als es gekannt sein will, um beurtheilt zu werden. Auch darf man in der That gar wohl behaupten, daß derjenige Leser, welcher jene auf die gesammte intellektuelle Bildung der nächsten Jahrhunderte sich beziehenden Prophezeihungen im Carlos, Wallenstein und den Briefen über die ästhetische Erziehung nicht zu finden vermag, das Höchste in Schillers Werken überhaupt nicht ahnde.

Als Kunstwerk betrachtet ist Carlos keinesweges ein vollständiges Stück, ja man darf sogar sagen, daß es eigentlich aus zweien mit sich uneinigen Stücken bestehe. Zwei sehr verschiedene Geister, der Geist des Musikalischen und der des Pittoresken, schweben über dieser Tragödie und ziehen sie nach divergirenden Richtungen hin, und der noch hinzutretende Geist des Kantianismus hat die streitenden Partheien nicht zur Eintracht beschwören können.

Schiller suchte sich in dem genannten Werke

zum ersten Male das jambische Metrum als einen Zügel für die Ueberreizung und Erhitzung anzulegen, doch abgerechnet, daß überhaupt das Versmaaß, als etwas Nothwendiges, keinem subjektiven Zwecke dienen soll, ist auch der fünfßüßige Jambus (besonders wenn er wie hier mit sechs- und siebenzehalfßüßigen wechselt) ein so lockerer und loser Zaum, daß dadurch keine besondere Mäßigung hervorgebracht werden kann. Die steife Pracht, und der flirrende Prunk finden sich dabei fast noch behaglicher in ihrer Sphäre, als in der Prosa, in der das Verfehlte sich weniger leicht verhüllen läßt. — Dieser Periode fallen auch die „Künstler“ und die „Götter Griechenlands“ anheim, in welchem erstern Gedicht noch das Ringen mit dem Stoffe sichtbar ist, wofür indeß in dem zweiten durch die Vereinigung der subjektiven Satire mit einer tieffehnsüchtigen, zwar irrenden, doch kräftigen Gemüthspoesie eine sehr bewundernswürdige lyrische Polemik hervorgebracht worden ist, die noch immer einzig dasteht in jeder Literatur.

§. 113.

Das Höchste, was sich auf dem Standpunkte des reinen Reflektirens erreichen läßt, werden wir im Wallenstein zu suchen haben; denn gleichmäßige Haltung und stete Sicherheit in der Dar-

stellung zeichnen dieses Drama vor dem Carlos und den meisten Werken seiner Gattung höchst rühmlich aus. Es ist hier nicht bloß verständige Berechnung, und einsichtsvolle Oekonomie zu erkennen, sondern wir finden in der Charakterisirung einiger Personen dieses Schauspiels, und in ihrer Beziehung auf das gesammte Leben, eine sehr anziehende poetische Abhandlung, ein Analogon von Poesie, wenn auch nicht die Poesie selbst. Im Carlos sehen wir meistens nur Organe des Dichters, Repräsentanten der Subjektivität, oder Schatten, die der Bahn erzeugte; hier erblicken wir Menschen im eigentlichen Sinne des Worts, festgegründet auf sich selbst und umgeben von der höchsten Kraft und dem Wohlklang der Sprache. So ist denn auch der Fleiß, mit dem hier jede Scene, jede Sentenz, ja man darf hinzufügen, jedes einzelne Wort überlegt worden ist, mit der gebührenden Anerkennung zu betrachten.

§. 114.

Schillers letzte Periode läßt sich im Allgemeinen nur mit dem allgemeinen Namen, der Periode der vermischten und vielseitigen Befreiungen bezeichnen. Eine Hinneigung zu der Idee des (in der Erscheinung freilich nicht oft vorhandenen) musikalischen Katholicismus, erzeugte die Maria Stuart, in der wir zugleich den geglück-

testen technischen Bau, den man in den meisten Schillerschen Dramen vermissen muß, freudig anerkennen; ein Hinstreben zur Romantik, dem ein höchst glücklicher Moment neue Kraft verliehen zu haben scheint: die Jungfrau von Orleans. Dieses Werk welches die höchste Liebe des Dichters selbst besaß, hat auch die meiste Liebe bei dem Deutschen Publikum erregt, obwohl man fragen darf, ob nicht der äußere Glanz der Handlung und des Styls ein Großes dazu beigetragen habe. Nachdem dieses Stück einige hundert male in öffentlichen Blättern, zum Theil sehr unbesonnen, selten geistreich recensirt worden ist, erscheinen in dem so eben ausgegebenen Taschenbuche „Minerva“ einige Briefe des Dichters selbst über sein Werk, die in ihrer ruhigen Einfachheit und Sinnigkeit ein schönes Licht auf das Ziel seines damaligen Strebens warfen.

S. 115.

Die Braut von Messina wurde vielleicht durch den Wunsch erzeugt, das größtentheils nur reflektirende, nicht produktive Streben der Neuern poetisch zu potenziren. Statt der vornehmen Absprechungen auf der einen, und des plumpen Scheltens auf der andern Seite, wäre es anständiger gewesen, eine gründliche Vergleichung dieses Drama's mit den Phönizierinnen des Euripides

zu unternehmen, die sich dann ohne Zweifel mit der Anerkennung geschlossen haben würde, daß der tiefsinnige Deutsche jenen Griechen allerdings an Würde der Gesinnung, und Macht der Sprache übertreffe. Der größte Fehler, den wir indessen in dem Deutschen stellenweise fast unmäßig geschnückten Trauerspiele anerkennen müssen, beruht in der Darstellung des Schicksals, das hier keinesweges als die ernst gerechte Strafgöttin, sondern als eine (wenn wir so sagen dürfen) furchtbar ironische, wüthig combinirende, greuliche Furie geschildert wird. Deshalb kann denn auch der Chor, selbst durch die herrlichsten Reden, nicht Beruhigung geben, so wie gleichfalls die hier versuchte Vermischung der Religionen durchaus nicht dazu geeignet ist, dem Gemüthe wohlzuthun.

S. 116.

Die Schillerschen Gedichte haben sehr oft das sonderbare und unerfreuliche Schicksal erlebt, entweder auf der einen Seite flach bewundert und angestaunt, oder auf der andern mit eben so flachem absprechenden Hohn getadelt zu werden *). Da der Werth der meisten in der That zu klar und zu sicher auf sich selbst beruhet, so ist es nicht

*) Selbst die Recension in der A. L. Z. (1802 Dec.) genügt keinesweges, obwohl ein löblicher Ernst im Wollen sichtbar ist.

vonnöthen, ihn mit ausführlicher Weitläufigkeit auseinanderzusetzen. Das tiefsinnigste von allen scheint mir „das Reich der Formen,“ worüber indeß die Stimmen der Anerkennung auch sonst schon nicht selten sind gehört worden; doch das reinste, klarste, bis in das Innerste vollendetste aller seiner Gedichte wurde von allen Kritikern übersehen. Ich meine die Ballade: „Der Ritter Toggenburg,“ ein Gedicht, das keiner der vorhin bezeichneten Bildungsperioden sondern der Poesie selbst angehört, von deren reinem, warmem Hauche es bis in das Tiefste durchdrungen ist. Es ist ein Kunstwerk, das, so lange die Heiligkeit der Liebe, und der ewige Schmerz unerwiderter Neigung als wahr wird anerkannt werden, bleiben wird, unveraltet und zu allen Zeiten sprechend. — Eben so hat man auch die Schillerschen Epigramme selten nur in ihrem ganzen Werthe anerkannt. Die meisten derselben geben den bedeutungsvollen und tiefen Moment, aus dem das Epigramm als Mikrokosmos gebildet wird, so rein und klar wieder, daß wir in der That manche recht weitschichtige philosophische Orationen für sie hingeben dürfen.

§. 117.

Schillers prosaischer Styl ist gleichfalls drei Perioden hindurch gegangen. In der ersten war

er überladen, schwer und prunkend, z. B. in dem „Verbrecher aus verlornen Ehre,“ in der zweiten rein, gediegen und harmonisch, wie im Geisterseher; in der dritten suchte er diese Gediegenheit noch zu potenziren, und strebte nach der höchsten Pracht, Fülle und Majestät der Schreibart; aber er überbot nicht selten seine Kraft und gab zu viel. Jenes Stille und Klare, welches uns in dem Styl eines Cervantes und Goethe so sehr erfreut, erreichte er nie, aber es würde dieses nicht zu erwähnen sein, da es schon Ruhm genug ist, wenn nur der Styl sich selbst gleich ist, wenn nicht die Bemühung, auch jene Eigenschaften zu erreichen, wirklich zuweilen bei S. sichtbar würde. In diese Zeit fällt auch seine Polemik *), zu der sich die Hoheit seiner Sprache fügte, und sie um so schneidender und gewaltiger machte, wie dies z. B. in manchen Anmerkungen der Fall ist, die er seinem Aufsätze über naive und sentimentale Dichtung beifügte.

§. 118.

Schiller zieht jeden besseren Deutschen mit

*) Sie ist fast immer epigrammatisch, rasch berührend, aber sicher und bis ins Innerste treffend.

so gewaltiger Liebe an sich, daß wir es es für eines der unerfreulichsten Geschäfte halten, von dem zu reden, was wir als fehlerhaft an ihm anerkennen; aber die Literaturhistorie darf dasselbe nicht übergehen. Es besteht dieser Fehler, um ihn mit einem Worte auszudrücken, in einem gewissen Dualismus in der Weltansicht und in einer nicht ganz seltenen Hinnneigung zu declamirenden Gefühlen. Leider ist es gerade dieser Fehler, der die Halbgebildeten am meisten entzückt, weil er fast immer glänzend und erhaben erscheint. Doch gerade deshalb muß um so ernster davor gewarnt werden, und wer hat wohl mehr davor gewarnt als der edle Dichter selbst, obwohl er mitunter gegen seine eigene Gebote fehlte. Unser Zeitalter hat gar manchen Cassius Severus, Eprius Marcellus, Aper, und ähnliche Rhetoren, wie sie das spätere Rom erzeugte, und das ist eben das Beflagenswerthe, daß solche Schriftsteller, hinter Schillers Aegide versteckt, ihre Fehler durch seinen glänzenden Namen decken wollen. Nur soll man nicht im Unmuth ihn mit jenen verwechseln. Das Einzige glauben wir auf ihn anwenden zu dürfen, was Tacitus in dem Dialog de oratoribus (cap. 26) vom Cassius Severus sagt: „plus vis quam sanguinis,“ vier Worte, die so gewichtig und bedeutend sind, daß ich fast

wünschen möchte, man lese sie mehr als viermal hintereinander, um sich mit ihrem ganzen Inhalte desto inniger vertraut zu machen. Alles übrige was dort noch von dem Römischen Rhe-
tor gesagt wird: *Primus enim, contempto ordine rerum, omissa modestia ac pudore verborum, ipsis etiam quibus utitur armis incompositus et studio feriendi plerumque dejectus, non pugnat sed rixatur* paßt vielleicht auf keinen Deutschen Schriftsteller des achtzehnten Jahrhunderts so wenig, als auf Schiller, bei dem wir stets das Aufgebot der höchsten Kraft und den reinsten, edelsten Willen wahrnehmen.

§. 119.

Niemals, wir dürfen es mit Entschiedenheit behaupten, ist der Tod eines Deutschen Dichters in dem Vaterlande so allgemein und innig betrauert worden, als Schillers frühes Scheiden. Wohl dürfen wir, wenn wir sein ganzes Leben und sein nie ruhendes Ringen nach dem was da bleibt und ewig und göttlich ist, betrachten, seinen Tod einen Opfertod nennen für die Wissenschaft und Kunst. Schon manche vor ihm starben ihn, und manche nach ihm werden ihn sterben. Doch von ihm hat es selbst der Mund seines großen Freundes verkündet in den tiefen Worten:

Er wendete die Blüthe höchsten Strebens,
Das Leben selbst an dieses Bild des Lebens *).

Die Trauer um Schillers Tod ist ein heiliges vaterländisches Gefühl, und gehört mit zu den dauerhaftesten Verbindungsmitteln der nach tausend verschiedenen Rücksichten auseinander treibenden Deutschen. Deshalb möge sie stets rein und klar und stark bleiben, damit sie nicht in das Leere verflattere, sondern Früchte treibe in Wort und That.

§. 120.

F. M. Babo. Klopstock nennt den Horaz einen Nachahmer wie Nachahmer nicht sind, ein Ausdruck, der auch auf Babo paßt, wenn wir die Beziehung zwischen seinem ausgezeichneten Drama: „Otto von Wittelsbach“ und Götz von Berlichingen erwägen. B. hat in dem genannten Stück eine wirkliche Ahnung von dem Geiste Deutscher Ritterzeit an den Tag gelegt: ein Lob, das in der That fast keiner seiner Zeitgenossen verdient. Uebrigens wollen wir jenes bekannte, durch die trefflichsten Deutschen Schauspieler verherrlichte Stück nicht ausführlich beurtheilen, in:

*) Vgl. Beckers Weltgeschichte, letzter Theil, von F. G. Holtmann, in dem gehaltvollen Abschnitte über die Literatur der neuesten Zeit.

dem die einzelnen gelungenen Parthien desselben klar genug in die Augen leuchten, und stets lebhaft anerkannt worden sind. — Das Schauspiel: „Die Strelizen,“ trägt den Stempel der kalten Mühseligkeit, doch wird der Historiker sich nicht selten erfreut fühlen, durch den richtigen Blick, mit welchem der Verfasser die Hauptzüge des altrussischen Nationalcharakters aufgefaßt hat. — Die übrigen Schauspiele Babo's stehen in purer blanker Prosa da, ja es begegnet ihnen wohl gar, sich ein wenig damit zu brüsten, welches sich allerdings nicht recht geziemen will. Einige Auszeichnung verdient indessen das kleine Lustspiel: „Die Maler,“ wegen des Deutschen Ehrgefühls, das in demselben auf eine recht angenehme Weise zur Sprache gebracht wird.

§. 121.

Gottlieb Conrad Pfeffel (geb. 1736. gest. 1809). Eine freundliche Muse begleitete ihn durch das Leben, das sonst wohl für ihn wenig Reize gehabt haben würde, da er schon als Jüngling des Lichtes seiner Augen beraubt worden war. Wenn aber gewöhnlich die Phantasie der Blinden, nur um feierlich ernste oder sanfte, wehmuths-erregende Gegenstände schwebt, wie davon die musikalischen und poetischen Compositionen der

meisten ein genugsames Zeugniß geben, so ist Pöffel doppelt merkwürdig, da er fast immer nur in leichten und freundlich scherzenden Fabeln und Erzählungen sich ausgesprochen hat. In den letzten funfzehn bis achtzehn Jahren seines Lebens, nahm sein Geist eine einseitig politische Richtung, die bekanntlich dem dichterischen Streben stets ungünstig gewesen ist. Da er nun doch nicht von der Fabel ablassen wollte, so zwang er seine politischen Ansichten in diese sonst schuldlosen, in anspruchloser Fröhlichkeit auftretenden Erzeugnisse hinein, wodurch dann freilich nichts anders entstehen konnte als Mühseligkeit und Erkältung.

§. 122.

Johann Nicolaus Göß (geb. 1721, gest. 1781). In einem der Poesie höchst ungünstigen Verhältnisse, ohne Geistesgenossen und Freunde seines Strebens in der näheren Umgebung, von steten eng bürgerlichen Rücksichten und Kengstlichkeiten geplagt, widmete er dennoch mit wackerem Eifer jede bessere Stunde seines einigermaßen dürftigen Lebens, der Hervorbringung von poetischen Werken, die ihn einst überleben sollten. In einer Zeit von mehr als fünf und dreißig Jahren lieferte er nur eine geringe Anzahl von Gedichten, und auch unter diesen sind manche, die

wir nur für leichtes inhaltloses Getändel ansehen können; andere aber sind so innig gefühlt, und so zart ausgeführt, daß nur unziemliche Vergesslichkeit sie übersehen und übergehen könnte.

Wenn davon die Rede ist (und es war ehe dem viel zu oft davon die Rede) welche Deutsche Dichter wir wohl dem Chaulieu, Dorat, und ähnlichen Franzosen entgegen setzen könnten, so würden wir nicht Georg Jacobi, sondern Götze nennen, der jene in anmuthiger Leichtigkeit vollkommen erreicht, an Sinnigkeit aber und Gemüthlichkeit bei weitem übertrifft.

§. 123.

Johann Georg Jacobi (geb. 1740). Der Charakter des Deutschen ist begründet auf Kraft und Ernst, und nur wenigen glückt es, jene Kraft mit Milde, jenen Ernst mit Scherz zu vereinigen, und auf diese Weise das Ziel einer harmonischen Bildung zu erreichen. Manche Dichter, denen der zu erringende tiefe Ernst und die alte Deutsche Kraft nicht genügten, wendeten fast ihr ganzes Leben daran, um sich eine gewisse schwebende Leichtigkeit, flatterhafte Schalkhaftigkeit und zarthingaukelnde Scherzhaftigkeit zu verschaffen; da indessen das Bemühen um Leichtigkeit, die Leichtigkeit selbst aufhebt, so konnte dabei wenig

Ersprößliches und Angenehmes zum Vorschein kommen. Als aber Jacobi auftrat, überließ sich ein großer Theil unserer Kritiker dem angenehmen Traum, als befäßen wir nun wirklich einen Dichter, den alle Grazien der Feinheit, Süßigkeit und Zartheit umflatterten, und den die Liebesgötter mit lauter Rosenhonig genährt hätten. Man verglich seine „Winterreise“ (zuerst gedruckt zu Düsseldorf 1769) mit den Werken eines Yorik, Chapelle, Desmahis, und zeigte schon dadurch, daß man eigentlich nicht recht wußte, was man wollte, weil man so verschiedenartige Schriftsteller zu gleicher Zeit mit ihm verglich. Bei der „Sommerreise“ (zuerst gedruckt zu Halle 1770) versicherte man nur im Allgemeinen, daß dergleichen Poesien von allen Leuten, welche Geschmack haben, mit „Wollust“ gelesen worden seien, und selbst den Ausländern gefallen müßten.

Die Briefe von Gleim und Jacobi, (Berlin 1768) betrachtete man als ein Denkmal, dem Eros und Anteros gewidmet, und erzählte, wie köstlich es sei, es hier mit anzusehen, wie Gleim und Jacobi „einer Nymphe in einem schattigen Gebüsch ausflauern, einen Liebesgott, wenn er mit seinen Brüdern den Plan zu einer Eroberung überlegt, belauschen, und tausend andere Dinge thun, die in der Schule der Venus gelehrt wer-

den" *). Zu Gleims Lobe erinnerte man an die Manier eines Batteau, Boucher, Lancret, und von Jacobi hieß es: „Seine Briefe machen den größten Theil der Sammlung aus, und sind alle scherzhaft, alle Kinderchen der Freundschaft, der Wollust, und der Freude. Man kann die Sammlung seiner Briefe als eine Galerie von der Hand eines Guido oder Albano ansehen. Sollte ich nicht auch hinzusetzen können, daß die Liebesgötter, welche diesen Künstlern die Pinsel geschenkt, die Farben gerieben, und sie auf die Palette gesetzt **), unserm Jacobi das Papier gebracht, die Federn geschnitten, die Dinte bereitet? Durchgehends liest man die süßesten Ländereien, die lieblichsten Bilder und die naivesten Vorstellungen der Liebe, welche durch ihre Ab-

*) Verglichen Kloßens Deutsche Bibliothek der schönen Wissenschaften Band II, S. 5. Ähnliche Stellen finden sich so häufig, daß es nicht vonnöthen ist, sämtliche Seitenzahlen anzuführen, die darauf hindeuten.

**) *Te faciles, Albane, Joci, te Guido, Venustas
Te Charitum sequitur Chorus omnis et omnis
Amorum,*

Pars succos terere et patulis infundere conchis,

Pars offerre tibi calamos, pars ducere dextram

Marin in seinem Gedicht: *Pictura*.

wechselungen eben so sehr gefallen, als durch ihre Kunst.“ — Man verglich Jacobi'n mit Gresset und Chaulieu, (an denen man leider ein zu großes Behagen fand) ja man scheint selbst Ueberschriften wie folgende: „An den ältesten der Liebesgötter im Dienste des Deutschen Anakreon,“ recht angenehm gefunden zu haben.

§. 124.

Freilich widersetzten sich auch schon in jenen Zeiten einige strengere Kritiker den übertriebenen Lobeserhebungen, mit welchen die Freunde den Dichter überfüllten, wobei indeß zum Ruhme des letzteren angeführt werden muß, daß er sich nicht ganz verziehen ließ, sondern stets nur ein mäßiges Talent und eine geringe Dichterader sich zuschrieb. Indessen hatte er sich einmal so tief in seine Manier hineingearbeitet, daß es ihm unmöglich gewesen zu sein scheint, davon abzulassen, und selbst in manchen seiner späteren Gedichte spielt noch immer der kleine Amor, Cupido mit Bogen und Pfeil, nebst einer Schaar von kleineren Liebesgötterchen, eine nicht angenehme, monotonische Rolle.

Jacobi ist nicht selten flach, wo er leicht, süßlich, wo er zart, verschwebend und verschwimmend, wo er sanft und milde erscheinen möchte. Selten nur gelingt ihm der Ton der wahrhaften Freudig:

Freudigkeit, oder des ächt muthwilligen Scherzes; doch möge der Dichter, da wo er ihm gelingt, um so weniger verkannt werden, weil seine anderweitigen Vorzüge: Correctheit der Sprache, (deren lebendige Fülle sich freilich in seiner engen Sphäre nicht zeigen kann) und Leichtigkeit im Reime, ihm stets zu Hülfe kommen. Auch ein gewisser sanfter und frommer Ernst und milde Herzenslaute erfreuen in jenen wenigen besseren Gedichten, und lassen es um so mehr bedauern, daß er sich nur zu bald wieder in anderen Poesien auf die süßlichen, fast möchte man sagen: abgestandenen Tändeleien legt, die niemandem zusagen können. Zu jenen gelungenen Gedichten, deren Charakter vorhin bezeichnet worden, ist besonders „die Litanei auf das Fest aller Seelen“ zu rechnen, die in der That die Musik in sich selbst trägt, und eben deshalb auf eine sehr ansprechende Weise hat componirt werden können.

Die neueste Ausgabe der Jacobi'schen Werke giebt ein rühmliches Zeugniß von der Strenge des Dichters gegen sich selbst, welches um so wärmer anerkannt werden muß, da auch manche hier getilgte Fehler einem großen Theile der Deutschen Leser nur zu sehr gefallen hatten.

§. 125.

Theodor Gottlieb von Hippel (geb. 1741, gest.
S. Horn Deutschl. Literatur. [14]

1796). Wir unterschreiben das Urtheil Kants, der ihn einen Plan- und Centralkopf nannte; möchten aber mit Accentuirung des Wortes „Kopf,“ hinzusehen, daß er, trotz des seltsamsten Strebens nach Gemüth, ja sogar nach der tiefsten Mystik, dennoch des Gemüths ermangelte. Sein kalt abgeschlossenes, dürstig hartes, monoton verdrossenes Leben, das uns mit breiter Ausführlichkeit im Nekrolog erzählt worden ist, giebt hinreichendes Zeugniß von der Wahrheit jener Bemerkung. In seinen Schriften, vorzüglich in den Lebensläufen in aufsteigender Linie, und den Kreuz- und Querzügen des Ritters A bis Z, ist ein reiches Füllhorn von Wiß ergossen, und ein männlich schneidender Scharfsinn, ein treffliches Verarbeiten, besonders des von Kant Gefundenen durchaus nicht zu verkennen. Daß man ihm aber auch den Vernunft-; Tiefsinn, so wie Humor und Scherz zugeschrieben, beruht wohl nur auf einem Mißverständnisse jener Worte, und kann gar leicht klar werden, wenn man ihn mit Jean Paul vergleicht, der alles das hat, was er besitzt, so wie nicht minder das, was ihm fehlt.

Hippel schrieb auch noch ein sehr ausführliches und sehr verständiges Buch über die Ehe, lebte aber selbst stets einsam, ohne Ehe und ohne Liebe. Ob dies zu den mannichfaltigen bitteren

Ironien gehört, die er mit sich selbst getrieben, oder ob wir es als bloßes reines Unglück zu betrachten haben, ist eine Frage, die nur der Leichtsinn rasch beantworten möchte.

§. 126.

Johann Anton Reisewitz (geb. 1752, gest. 1806). Man hat bei der Erwähnung dieses wackeren Schriftstellers häufig an die Edwin erinnert, die nur Ein Junges geblert; aber eine Edwin *). Ich gestehe, daß ich bei aller Achtung für L's Talente die Richtigkeit dieses Vergleichs nicht einräumen kann, indem sein Julius von Tarent, der ja auch bekanntlich in eine ziemlich frühe Jugend fiel, mehr ahnden läßt was er einst hätte leisten können, als wirklich leistet. In späteren Jahren sprach sich L. mit der edelsten Strenge selbst das Dichtertalent ab; leider aber verleitete ihn diese Strenge auch zu der höchst ungerechten Härte, seine fast vollendete, mit Geist und Fleiß ausgearbeitete Geschichte des dreißigjährigen Krieges zu vernichten, oder doch dem Drucke zu verweigern.

*) Der Gedanke rührt von Lessing her, der in L. einen zweiten Goethe ahndete.

Georg Christian Lichtenberg (geb. 1742, gest. 1799). Mit Recht erheitern sich die Deutschen, wenn vom Wiß geredet, und der Name Lichtenberg ausgesprochen wird. Es fallen ihnen dabei so manche scherzhafte oder satyrische Einfälle dieses Schriftstellers ein, die sich leicht behalten lassen, und man hat Beispiele, daß während sie dieselben wieder erzählen, sie selbst für den Augenblick gleichfalls wißig geworden sind. Allerdings ist Lichtenberg in einzelnen Bemerkungen ein sehr verständiger prosaischer Epigrammatiker, der ganz besonders in den Erklärungen der Hogarth'schen Kupferstiche die rechte Rennbahn für seinen Scharfsinn und Wiß gefunden hat. Man darf ohne Uebertreibung behaupten, daß kein Englischer Schriftsteller, selbst nicht Ireland, den Geist jener Carikaturen so treffend aufgefaßt und so reichlich commentirt hat als er; ja es ist sogar entschieden, daß Lichtenbergs Commentar bei weitem wißiger ist als Hogarths Zeichnungen selbst, der denn auch in seiner *Analysis of beauty* (vom Jahr 1753) bekanntlich mehr Talent als Verstand gezeigt hat.

Nachdem wir diese Verdienste Lichtenbergs — denn zu einer Auseinandersetzung seines Werthes als Physiker ist hier der Ort nicht —

freudig anerkannt und ausgesprochen haben, scheint es uns zweckmäßig, hier einige sehr einfache Bemerkungen einzuflechten, zu denen L. die beste Gelegenheit bietet.

Es giebt eine reine und freie Philosophie, es giebt aber auch eine unfreie, die nur das Gegebene verarbeitet, oft sogar sich begnügt, an das Gegebene noch etwas anzuhängen, weshalb man sie denn auch die Anmerkungs-Philosophie nennen kann, und wirklich genannt hat. Man will behaupten, daß diese letztere Gattung von Philosophie, obwohl gegen ihren Werth von verschiedenen Seiten sehr ernstlich protestirt worden, in Deutschland, vor allen aber in England und Frankreich noch immer die beliebteste sei. Ebenso giebt es bekanntlich auch eine freie und göttliche Poesie und eine unfreie und weltliche, einen freien von der höchsten Abkunft zeigenden Witz und Humor und einen aus einer unbefriedigten Seele hervorgehenden Anmerkungswitz und Halbhumor.

Es giebt ferner nicht bloß gesunde und kranke Schriftsteller, sondern auch halbkranke und dreiviertel gesunde, ja es lassen sich Beispiele von einer neun und neunzig Hundertel-Gesundheit anführen.

Der reine Dichter und der reine Philosoph,

das heißt, der rein christlich gebildete Geist athmet stets die frische erhebende und beruhigende Himmelsluft; aber es giebt auch eine Stadt-, Dorf- und Stubenluft, und der Verfasser dieses Werks gesteht, daß er das nicht sehr glückliche Talent besitzt, diese letzteren Luftarten sogleich zu erkennen, und daß er sie leider in den Werken der meisten Deutschen Dichter und Philosophen antrifft.

§. 128.

Indem diese Bemerkungen auch wohl ohne nähere Auseinandersetzung sich verständlich machen werden, und in Hinsicht des Umstandes, wie weit man sie auf Lichtenberg anwenden darf, kein Mißverständniß zu fürchten ist, fügen wir nur noch hinzu, daß er selbst mit ganz besonderer Offenherzigkeit erklärt hat, er liebe die Poesie nicht, ja er hasse und verachte sie ein wenig. — „Leset Euler und Newton, und werft Klopstock und Goethe in den Winkel!“ so sagt er einst rund heraus, und zeigt dadurch, daß er bei weitem ehrlicher gesinnt ist, als alle die Vielen, die, während sie im Herzen die ganze Poesie für ein wunderliches, halb lächerliches und unnützes Wesen halten, doch dabei das Ansehen haben wollen, als möchten sie die Sache ganz wohl leiden, als fänden sie dieselbe plausibel genug und als seien

sie die nicht übertreibenden, sondern streng gerechten Dichterfreunde.

Zum Glücke straft indeß Lichtenbergs innerstes Wesen seine antipoetischen Worte Lügen, und wir dürfen mit Recht, aus der Schilderung, die er von sich selbst macht, vermuthen, daß er sich nicht selten, fast wider seinen Willen von künstlerischen Gefühlen ergriffen gesehen habe. Es ließe sich sogar fragen, ob er nicht selbst durch Goethe, gegen den er oft und keinesweges mit Glück, den Wiß versucht, wenigstens in geheimen Stunden, doch desto herzlicher erfreut worden sei. Ueberhaupt äußerte sich gegen Lichtenberg in dieser Hinsicht eine eben sowohl sehr komische als sehr ernsthafte Nemesis, indem ihn nicht nur zuweilen poetische Anflänge und Anflüge besielen, sondern mitunter sogar die fantastischsten und abergläubigsten Empfindungen, wie er dies selbst in der sehr anziehenden Schilderung seiner selbst gesteht. Man möge daraus abnehmen, wie schwer es sei, dem Gotte und dem Dämon in uns, Widerstand zu leisten.

§. 129.

Sollen wir zum Schlusse noch ein Wort anführen, das unter allen treffenden Aussprüchen, die wir von ihm haben, uns am meisten zusagt, und am wichtigsten erscheint, so wäre es folgen:

des: „Unsre Welt wird noch so fein werden, daß es eben so lächerlich sein wird, einen Gott zu glauben, als heutzutage Gespenster.“ Wir können nicht mit Gewißheit bestimmen, ob Lichtenberg den ganzen furchtbaren Inhalt dieser wenigen Worte selbst erkannte, so wie ihn Jacobi in einem Taschenbuch für 1802 auf die eindringlichste Weise erklärte; doch verrathen uns manche seiner hingeworfenen Fragmente, daß er nur mit geheimmtem Schauder an die Zukunft denken mochte, die dem größtentheils gottberaubten Geschlecht nichts anderes bringen konnte, als verworrenen, unreinen Schmerz.

§. 130.

Gottfried August Bürger (geb. 1748, gest. 1794). Wir finden leider oft genug in der Geschichte unserer Poeten, daß ein widerwärtiges Schicksal von außen her auf sie eindringt, und alles vereinigt, um ihr Gemüth zu verletzen, oder doch der Poesie abwendig zu machen. Selten aber hat sich dieses Geschick einen so tief fühlenden und so reich blühenden Dichter zur frühen Vernichtung auserlesen als Bürgern. Stete Sorgen für die gewöhnlichen Bedürfnisse des Lebens, eine unfreundliche bürgerliche Existenz an einem Orte, der seinem Gemüthe unmöglich zusagen konnte, und zuletzt ein greller Schmerz, der ihn

in seiner häuslichen Lage traf, führten ihn sehr früh dem Grabe zu.

Hiezu kam noch ein Umstand, der dem kühleren Leser fast seltsam komisch erscheinen muß, der aber Bürgern, der nichts hatte als den reich blühenden Lorbeerkrantz, auf das tiefste ergriff und verwundete. Ich meine die bekannte Recension der Bürger'schen Gedichte (vom Jahr 1791) welche Schiller elf Jahre darauf dem vierten Bande seiner prosaischen Schriften wieder einverleiben ließ. Sie scheint auf das reizbare Gemüth des Dichters einen tieferen Eindruck gemacht zu haben, als man es billig finden kann. In der That enthält sie nicht viel mehr als einige abgerissene Gedanken über Objectivität und Idealität der Poesie, mit denen Bürger geschlagen werden sollte. Diesem aber imponirte zu sehr das metaphysische Gewand, worein sie gekleidet ist, und er konnte für seine allzuheftige Antikritik kein gleiches Prunkkleid auffinden. Bürger ist so sehr und so durchaus Dichter, daß ihm selbst die Pforten der Hölle (um uns dieses vortrefflichen biblischen Auspruchs zu bedienen) kein Blatt aus seinem wohl erworbenen Dichterkranze rauben könnten, viel weniger der edle Schiller, der dem Dichter gewiß nicht wehe thun wollte, und diesmal nur in der individuellen Beziehung sich vergriff.

Bürgers Leben war der eigentliche Verbrennungs- und Vernichtungsproceß, den eine verfehlte, dann eine zwischen Sittlichkeit und Geseklosigkeit schwankende Neigung, endlich ein großer Irrthum in der Liebe selbst vollendete. Der Bessere wird die letzteren Worte nicht ohne den höchsten Schauer aussprechen können. Will der gestimmt möge man auch bei dem Gedanken an seinen Tod, sich des rührenden Epigrammes auf den Seidenwurm erinnern:

Arte mea pereo, tumultum mihi fabricor ipse:

Fila mei fati duco, necemque neo.

Wohl ihm, daß seinen frühen Tod der Gedanke versöhnen durfte, daß wenigstens zwei Drittheile seiner Gedichte niemals untergehen werde, sondern ihm bei der gerechten Nachwelt die Unsterblichkeit seines Namens sichern müsse. —

S. 131.

In Beziehung auf die Beurtheilung der Bürgerschen Gedichte in den „Charakteristiken und Kritiken,“ füge ich noch hinzu: Bürger ist nach Flemming der erste Wiederhersteller des Sonetts, ja er verdient es, in dieser Hinsicht dicht neben diesen größten Deutschen Dichter des siebzehnten Jahrhunderts, gestellt zu werden. Als Romanzendichter ist er, besonders in Hinsicht der mimischen Lebendigkeit, und der Fülle in der Klarheit, unübertroffen. In der Pracht der Sprache und

dem goldenen Strom der Worte kommt ihm kein Dichter des achtzehnten Jahrhunderts völlig gleich, wovon wir uns am schnellsten überzeugen können, wenn wir einige der berühmteren Verse des „hohen Liedes“ etwa einem gebildeten Spanier vorlesen, ein Versuch den der Verfasser dieser Schrift einst selbst gemacht hat.

Uebrigens ist es mir recht wohl bekannt, daß das genannte Gedicht kein vollständiges und zusammenhängendes Ganze sei, und wir sind allenfalls selbst erbötig, die Fugen und den Kitt nachzuweisen mit dem sie verhüllt werden sollten. Von den Gedichten an Molly, besonders aber von dem: „Als Molly sich losreißen wollte,“ mögen wir nichts weiter sagen, als daß wir uns von ihnen beinah dieselben Wirkungen versprechen dürfen, als von Tamino's Zauberflöte. Vielleicht noch größere, da bekanntlich die meisten Thiere, die sonst nützlichen Hunde abgerechnet, sich ohne hin ziemlich musikalisch erweisen.

Der größte Fehler, den Bürger jemals beging, war, daß er auch scherzen wollte, welches ihm, wenigstens in gedruckten Schriften, niemals geglückt ist.

Daß übrigens einige rohe Schriftsteller und Nicht-Schriftsteller ihn im Allgemeinen für ein wenig roh erklärt haben, muß der Literaturhistor

rifer selber mit anführen; sonst ist es freilich am besten, sich an dergleichen Unziemlichkeiten nicht zu erinnern.

§. 132.

Christoph Friedrich Neander (geb. in Kur- land auf dem Pastorate Ekau 1724, gest. 1802). Die ersten schriftstellerischen Versuche dieses Mannes fallen in die Zeit der „Belustigungen des Verstandes und Witzes“ (1741, 42, und folgende Jahre) und es tragen die von ihm in jenes Journal gelieferten prosaischen und poetischen Aufsätze noch manche Spuren von Unreifeit. Ungleich wichtiger sind seine beiden Sammlungen geistlicher Lieder (Riga 1766 und 1774), von denen manche auch in die neuesten Gesangbücher aufgenommen worden sind. Zwar findet sich in denselben nicht jene großartige religiöse Begeisterung, und das reiche und tiefe Leben welche die Gesänge eines Gerhard, Simon Dach, Klopstock u. s. w. auszeichnen; doch verdient N. als populärer didactischer Dichter, der in einer einfachen Sprache manche Theile der Sittenlehre eindringlich darstellte, Anerkennung und Würdigung. Der Charakter seiner Gedichte ließe sich vielleicht am kürzesten durch das Eine Wort: Ruhige Gefasstheit ausdrücken, und diese war es denn auch, welche sein Leben, selbst in den schmerz-

lichsten Augenblicken bezeichnete. Es scheint zweckmäßig, bei dieser Gelegenheit eine Stelle aus dem Werke der Frau Gräfin von der Necke über Meander hier mitzutheilen, welche jenen angeführten Charakter, wie er sich in den bedeutendern Momenten des Lebens und den gelungenem Gedichten offenbarte, auf eine einfach rührende Weise bestätigt.

„Im Jahre 1784 traf sein fühlbares Herz ein harter Schlag, den er als Christ und Philosoph, selbst im ersten Augenblicke mit seltener Seelenruhe ertrug. — Er liebte alle seine Kinder mit gleicher Zärtlichkeit, doch schien der eine der Liebling der ganzen Familie zu sein, und eben der ward zu Jena von einem berüchtigten Rauscher im Zweikampfe hämischerweise erstochen. So ohngefähr äußerte Meander sich gleich bei der ersten Nachricht, die sein Vaterherz verwundete. — „Gottlob! daß nicht mein Sohn der Mörder ist! daß er keinen Anlaß zum Zweikampfe gab! Gott befehle seinen Mörder und lasse diesen, durch den traurigen Vorfall gerührt, einen besseren Menschen werden!“ — Die trauernde Mutter tröstete er mit den Worten: — „Was würden wir empfinden, wenn wir die Stelle beträten, wo seine Kindheit spielte, wo er als Jüngling Bäume pflanzte, und wenn uns dann das Andenken ver-

folgte, daß unser Sohn mit dem Verbrechen eines Mordes besleckt gestorben sei? Jetzt können wir froh nach dort hinüberblicken.“ (Vergl. das angeführte Werk, Berlin 1804. S. 88, ff.)

Abgerechnet, daß diese Erzählung ihre Wichtigkeit im Allgemeinen in sich selbst trägt, ist sie auch dem Literaturhistoriker bedeutend, weil in ihr der beste Commentar zu manchen Liedern des Dichters sich findet.

Außer jenen angeführten Werken schrieb Neander: Das Glück der Schelme, — Einladung zum Genuße des Frühlings, — mehrere kleine Gedichte, — Scipio, ein Singspiel in drei Aufzügen, — die Himmelfahrt Christi, ein Oratorium, — eine Hymne an Gott, — Letztliche geistliche Lieder.

Noch verdient bemerkt zu werden, daß selbst Herder gestand, er habe Neandern viel zu danken, ein kurzes Wort, dessen Bedeutung nicht zu verkennen ist.

§. 123.

Matthias Claudius (geb. 1743). Es ist bekanntlich eine gar herrliche Sache um den Gläubigen, wie ihn uns Der gelehrt hat, der fast zu heilig ist, um seinen Namen häufig auszusprechen. Wenn nun schon ein rein gläubiger Mensch

und Schriftsteller einen sehr erfreulichen Anblick gewährt, so wird dieser Genuß noch sehr vermehrt, wenn wir denselben auch mit rüstiger Fröhlichkeit, großem poetischen Talent und guten einfachen Kenntnissen ausgerüstet erblicken. Claudius trat in einer Zeit auf, in welcher ein mit gutem Fug frech zu nennender Unglaube und eine höchst unerquickliche vornehme Seichtigkeit an der Tagesordnung war, die er zuweilen ernsthaft, öfter aber mit angenehmem Scherz und Spott bekämpfte. Er hatte den Muth, gerade das herrliche Gegentheil von seiner Zeit zu sein, und man würde ihm dies schwerlich haben hingehen lassen, wie es ihm in der That eine geraume Zeit so hinging, hätte man es nur wirklich geglaubt, daß es so mit ihm stehe, wie es in der That stand. So aber meinte man, da er ohnehin einen scherzhaften und muntern Charakter zeigte, es sei ihm mit seinem Eifer für den Glauben und für das ächte alte Christenthum, kein rechter Ernst, und er wähle nur diese Methode, um auch in der Aufklärung Original zu sein. Zugleich hatten seine Lieder sowohl als seine prosaischen Aufsätze einen so ganz eigenen Zauber, daß sie einem selbst dann gefielen, wenn man sich auch dagegen setzte, und allerdings ist es nicht zu leugnen, daß wir in Claudius einen der köstlichsten,

naivsten und gewüthvollsten Dichter besitzen, die Deutschland je gehabt hat.

Endlich aber, da er es gar zu arg machte, da er den Fenelon übersezte, und in der Vorerinnerung rund heraus erklärte, daß er dem Glauben dieses Mannes wahrhaft zugethan sei, und daß während es Hunderten und wieder Hunderten erlaubt sei, sich als Ungläubige zu geriren, auch ihm hoffentlich verstattet sein werde, auf seine eigene Hand gläubig, und in diesem Glauben selig zu sein, da er endlich sogar den wohlbekannten Urian, eine lustige „Nachricht von der neuen Aufklärung“ singen ließ, so riß endlich auch den langmüthigsten Kritikern die Geduld. Man meinte, selbst der vortrefflichste umfassendste Purpurmantel der Poesie könne dergleichen Verstandesfehler nicht ganz verhüllen, ja man bediente sich keinesweges solcher milden Metapheren, als wir uns eben bedient haben, sondern erklärte seinen Unwillen rund heraus, und fast mit gröblichen Worten.

Claudius selbst schien aber bereits so verstockt zu sein, daß er wenig oder gar keine Notiz davon nahm, sondern immer nur da fortfuhr, wo er es gelassen hatte. Wenn deshalb unsere gewöhnlichen Literaturhistoriker, die ihn denn doch nicht ganz umgehen können, von ihm reden müssen, so
sieht

sieht man ihnen fast die Verdrießlichkeit an, daß sie gezwungen sind, Einiges an ihm zu rühmen.

Daß man ihn heutzutage überhaupt nur selten noch liest, darf nicht sehr befremden, da er, so viel mir bewußt, — in einigen der letztverstrichenen Messen nichts Neues hat drucken lassen, ein Umstand, der in Deutschland oft schlimme Folgen hat, und den auch ich innig bedauere.

S. 134.

Christian Friedrich Daniel Schubart (geb. 1739, gest. 1791). Alle seine Poesien bezeichnen lediglich den heftigen Anlauf des Dichters, während von dem Ziele nur gesprochen wird, andere sind bloß pathetische Exclamationen und poetische Gedankenstriche. Man könnte sagen, er fasse zuweilen die Dichterharfe mit beiden Händen, statt mit leisen Fingerspitzen ihre zarten Saiten zu berühren, ja man dürfte vielleicht hinzusetzen, es scheine, als wenn er sogar mitunter das Instrument selbst an den Felsen schleudere, damit es nur Getöse gebe, und Geprassel, welches freilich der Poesie nicht zusagen mag. Indessen hat dieses Getöse, so unharmonisch es auch war, zu seiner Zeit dennoch gar wohl gefallen. Jetzt ist es, wie billig, völlig verklungen, doch darf der Literaturhistoriker es leider nicht verschweigen, daß man besonders in den achtziger Jahren an der

„Fürstengruft,“ dem „ewigen Juden“ und ähnlichen durchaus rohen Gedichten ein großes Verhagen fand.

§. 135.

Heinrich Christian Voie (geb. 1745, gest. 1806). Da er die schönste Zeit seines Lebens mit Bürger, und den Stölbergen zusammen lebte, so wurde die Neigung zur Poesie dadurch in ihm rege gemacht, auch hätte es ihm allerdings schwer werden müssen, umgeben von lauter poetischen Freunden, sich selbst das künstlerische Talent ganz und gar abzusprechen. Er gab deshalb bereits in seinem vier und zwanzigsten Jahre eine nicht eben kleine Sammlung seiner Gedichte heraus, die indessen kein sonderliches Glück machen konnten, da sie im Grunde nur das aus der dritten Hand zurückgaben, was man bereits besser aus der ersten Hand hatte. Wirklich schien er nun auch, durch die kalte Aufnahme geschreckt, seinem poetischen Talente zu mistrauen. Er legte sich auf die Kritik, und wurde in dieser Hinsicht gar bald das Orakel seiner Freunde, gab aber auch, wie dieses, gar manche zweideutige und verkehrte Antworten. Das Merkwürdigste an ihm ist deshalb doch wohl nur, daß er im Jahr 1770 in Gesellschaft mit Gotter den ersten Deutschen Musenalmanach herausgab, wofür wir ihm allerdings dan-

ken wollen, ohne uns durch die Mehrzahl seiner talentlosen Nachfolger in diesem Gefühle irre machen zu lassen.

S. 136.

Benjamin Michaelis. Dieser nicht talentlose, doch sehr unreife Schriftsteller, verdient nur um deswillen hier angeführt zu werden, weil er durch versificirte satyrische Versuche, nach denen die Deutschen Kritiker am meisten verlangten, da sie ihnen am seltensten geboten wurden, zu seiner Zeit ein nicht geringes Aufsehen machte. Er würde ohne Zweifel mehr geleistet haben, wäre er nicht durch manche berühmte, doch unkritische und allzumilde Freunde verwöhnt und verhätschelt worden. Das zerstreute, verworrene und dürftige Leben, welches ihm, wie wir besonders durch des Gießener Schmid Vorrede zu der letzten Ausgabe seiner Werke wissen, zu Theil geworden war, hinderte ihn besonders an wissenschaftlicher Ausbildung, und als er endlich einen Ruheplatz und freiere Muße fand, nahm ihn schon als sechs und zwanzigjährigen Jüngling der Tod hinweg. Seine Satiren scheinen keine sonderliche Achtung zu verdienen, denn ihnen fehlt die innere Kraft und Haltbarkeit, so wie nicht minder die Kenntniß der bedeutenderen Lebens-Verhältnisse, zu deren Erwerbung M. auch wohl schwerlich Gelegenheit

finden mochte. In der rein fantastischen Oper ist er mehr an seiner Stelle, wie selbst die noch unvollendeten Proben, die er in dieser Gattung nachgelassen, deutlich zeigen.

§. 157.

Friedrich Heinrich Jacobi (geb. 1743). Da es sehr schwer ist, in der Darstellung der Verdienste eines Mannes, den man ganz besonders verehrt, und dessen man fast täglich mit neuer Liebe gedenkt, sich selbst zu genügen, wenn man dabei wegen des beschränkten Raumes einer Literaturgeschichte doch nicht alles über ihn würde sagen können, was man gern sagen möchte, so scheint es am zweckmäßigsten, über ihn gerade nur das Allernothwendigste zu sagen. Er ist auch sonst wohl schon der Deutsche Platon genannt worden, nur weiß ich nicht, ob man jedesmal auch den ganzen Inhalt dieser Benennung recht klar und deutlich gefühlt hat. Man soll aber eben recht genau einsehen was alles Großes und Herrliches in jenem Griechischen Platon war, um nicht minder dadurch anzuerkennen, was wir Deutschen in unserm Jacobi besitzen. Dieser letztere aber ist nicht bloß ein Deutscher, sondern auch, was bei uns das Höchste sagen will, ein rein-christlicher Platon.

Ueberaus hoch soll es ihm auch angerechnet werden, daß er Jahrzehnte lang völlig einsam stand, und weder einen ihm ganz genügenden philosophischen Freund hatte, wie Socrates, noch einen so geistvollen Feind als Xenophon. Er und Kant sind unter allen Philosophen, von Karl dem Großen an bis Franz dem Zweiten, die leuchtendsten Häupter, ja ich darf ihn wohl unbedenklich dem letzteren noch vorziehen, da seine Philosophie, als eine rein christliche, ihre Wurzel in dem Christenthum findet, und mit völliger Befriedigung jeder Sehnsucht, wieder in dem christlichen Glauben endigt. Wir wollen, wie gesagt, nicht in das Einzelne gehen, sondern nur noch hinzusetzen, daß seine Briefe über die Lehre des Spinoza, sein David Hume, und sein Allwill gewissermaßen mit ewigen Lettern geschrieben sind, und wir halten die Hoffnung fest, daß die Zeit nun endlich nahe heran gekommen sei, wo jeder Bessere in der innigen Verehrung für ihn, den edlen Philosophen und Dichter, mit uns übereinstimmen werde.

S. 158.

Friedrich Leopold Graf von Stolberg (geb. 1750). Wir möchten seine Gedichte in zwei Theile zerlegen, von denen der eine, wie es scheint ohne innere Nothwendigkeit erzeugt, nur ein allgemei-

nes, oft sehr kraftvolles, zuweilen aber auch nur stürmisches Streben nach Erhabenheit bezeichnet, der andere und größere aber zu dem vorzüglichsten gehört was wir besitzen und schon wegen der tiefen inneren Herzenslaute, welche in demselben reden, unserer ganzen vollen Liebe werth ist. Er ist der Einzige zu seiner Zeit, der eine tiefe Ahnung von dem herrlichen Deutschen Ritterwesen hatte, das hinterher größtentheil nur von literarischen Knappen, unbeholfen genug, dargestellt wurde.

Ich kann mich nicht enthalten, -hier einige Worte aus dem Briefe eines mir sehr theuern Freundes mitzutheilen, die er bei Gelegenheit der zu strengen Kritik Stolbergs in meiner, 1805 erschienenen Geschichte und Kritik der Deutschen Poesie und Beredsamkeit, an mich richtete: „Gedenken Sie, außer der von Ihnen nach Würden geschätzten Romanze vom Ritter Rudolf, des Liebes eines schwäbischen Ritters an seinen Sohn — ein rechter Ehrensaal voller Waffen und voller Kriegesprüche — des Zurufs an Stilling, des Deutschen Soldaten in der Fremde und des Gedichtes an Homer, welches anfängt: „Du guter alter blinder Mann!“ — Ich mache mich anheischig, aus diesem letzteren einen Nichtgriechen mehr Homerischen Geist ahnen zu lassen,

als aus einer ganzen Bossischen Uebersetzung. Damit stehn wir denn nun aber an einem Wenzdepunkt. Niemand hat wohl so viel Schaden durch einseitiges Bewundern und Studiren der Antike erlitten als Friedrich Stollberg. Dahin gehören nun seine Pferderückenbrecher-Worte, dahin sein vornehmes Herabschauen, wo ihm und allen Neuern Hinaufschauen geziemt, dahin endlich seine von Ihnen so treffend charakterisirten Ausläufe zur Begeisterung, sein athemloses Schreien: sie ist da! die Begeisterung da!“ u. s. w. Dennoch zeigt sich oft selbst in diesen verfehlten Strebungen ein Hauch der ächtesten herzerührendsten Poesie, sobald ihm nur das Ritterliche irgendwo in den Weg tritt. Als z. B. wo er im Freiheitsgesange aus dem 20sten Jahrhundert von seinen schlachtgefällten Enkeln singt. So daß ich mich überzeugt halte, er würde als ächter, ausschließender Ritterdichter eine der edelsten und kräftigsten Erscheinungen gebildet haben, welche unsre ganze Poesie kennt. Zum Schluß sei es mir noch erlaubt, das herrliche Gedicht in der Berner Rüstkammer zum Beweise anzuführen: „Das Herz im Leibe thut mir weh, wenn ich der Väter Rüstung seh!“ —

Der Uebertritt des Grafen Stollberg zur katholischen Religion, hat in Deutschland eine ziem-

lich beträchtliche Anzahl von Schriften in Prosa und Versen veranlaßt, die indessen zum Glück für ihre Verfasser, wohl schwerlich auf die Nachwelt kommen werden. Ein einziger Aufsatz ausgenommen, der nicht einmal mit Bewilligung des Verfasser gedruckt wurde, und den wir deshalb, weil wir dies höchlich mißbilligen, nicht näher bezeichnen wollen.

§. 139.

Diesem geistreichen Dichter schließt sich würdig an sein Bruder Christian Graf von Stollberg (geb. 1748), der innig mit ihm vereint, die meisten seiner Gedichte gemeinschaftlich mit denen seines Bruders dem Publikum übergab. Er zeigte in denselben zwar nicht die vielseitige Geistesbildung und die reichblühende Fantasie des Letzteren, wohl aber eine anziehende milde Kraft, und eine sorgsam gefeilte Diction, so daß manches, was so eben von den Werken seines Bruders gesagt worden ist, auch in Beziehung auf die seinigen Anwendung leidet. In jeder Hinsicht ist es deshalb zu bedauern, daß dieser Dichter schon seit geraumer Zeit von dem Deutschen Publikum Abschied genommen zu haben scheint. — „Er will nicht schreiben, ach Gott! und Mävinus will“ — Dieser betübte Ausruf Pope's drängt sich dem Freunde der Deutschen Literatur gewiß

nicht seltener auf, als es bei dem Engländer der Fall gewesen sein mag.

S. 140.

Jean Paul Friedrich Richter (geb. 1763). Da ich über diesen mir im höchsten Grade theuern Dichter schon in mehreren Schriften, am ausführlichsten aber in der Latona (S. 159 bis 190 und 202 bis 212) gesprochen habe, so würde ich nur das erst vor kurzem Mitgetheilte zu wiederholen haben, weshalb ich diejenigen, denen es um eine ausführliche Kritik zu thun ist, auf das genannte Werk verweise. Hier stehe nur noch eine kurze Warnung und ein kurzes Urtheil. Die erstere betrifft die Einseitigkeit von zweierlei Lesergattungen, deren eine nur den Satiriker und Humoristen, und deren andere nur den sentimentalen Dichter in ihm zu genießen versteht. Beide Theile verkümmern sich selbst den Genuß durch Irrthum, denn Richter ist ein vollständiger romantischer Dichter, der mehr hat als Einzelnes. Das zweite ist fast noch einfacher und lauter: Richter ist der reichste und gemüthlichste aller Dichter des achtzehnten Jahrhunderts und zur Bestätigung dieses Satzes glauben wir nur gelassen an seine Blumen, Frucht, und Dornenstücke, an den Titan u. s. w. erinnern zu dürfen.

Auf Werke dieser Art kann man nie zu oft hindeuten.

§. 141.

Johann Baptist Alxinger (geb. 1765. gest. 1798). Er wandte sein gesammtes Leben an die Verfertigung von zwei Rittergedichten Doolin von Mainz und Blumberg, und lieferte etwas ganz so Gutes und etwas ganz so Verfehltes, als man nur immer mit einem von Genialität entblößten Fleiße in der Poesie liefern kann. Auf ihn anwendbar, wahrscheinlich durch die Lektüre seiner nüchtern correcten Gedichte entstanden, ist das bekannte Schillersche Epigramm:

Frei vom Tadel zu sein ist der höchste Grad
und der kleinste,

Denn nur die Ohnmacht führt, oder die
Größe dazu.

§. 142.

Friedrich von Matthiſſon (geb. 1761). Wenn das Christenthum die Religion der Sehnsucht und das Todes ist, auf welche Idee wir bereits oftmals hindeuteten, so wollen wir, weit entfernt von jenem vorlauten Geschrei, das die Sentimentalität verdammt, es unsern Dichtern völlig zugeben, daß jenes Wesen der Religion auch in ihren Gedichten vorherrschen müsse. Nur vergesse man nicht, daß jene Sehnsucht stets er-

haben und klar und beruhigt, und die Idee des Todes stets als ein Gedanke der Liebe erscheinen müsse. Darum rühmten wir Höltz, der auf dem rechten Wege dahin war, denn alle Schmerzen die er uns schildert, haben Tröstungen in sich selbst, und in dem Gedanken an den Frühling, die Liebe, die Dichtkunst und den süßen Tod. Wir erwähnten ferner, daß der Schmerz nur dann weichlich genannt zu werden verdient, wenn er in sich selbst zerrissen ist, und in das Leere strebt, daß er aber zur reinen Poesie wird, wenn er die fromme und kräftige Beruhigung in sich trägt, der allein die harmonisch milde Sprache zusagt.

§. 143.

Von Matthiſſon können wir nicht ein gleiches Rühmliche sagen, denn selbst in den Gedichten seiner früheren Zeit, durch die er sich am meisten ausgezeichnet, herrscht doch nur dunkle Schwermuth und eine oft drückende Trübseligkeit, die der Dichter schlechthin nicht in sich aufkommen lassen soll und aufkommen lassen darf, ja wir sind nicht selten in die Versuchung gekommen, als passendes Motto jener Gedichte, die Anfangsworte der Emilia Galotti vorzuschlagen: „Klagen, nichts als Klagen, Bittschriften, nichts als Bittschriften!“ — Diese Bittschriften um Freude

und Ruhe, an die Natur gerichtet, können nicht wohl gewährt werden, wenn man sich nicht vorher auf einen Standpunkt erhoben hat, von dem aus man das göttliche und natürliche Prinzip der Dinge anzuschauen und ewigen Trost sich anzueignen im Stande ist. Man hat an diesem Dichter die Melodie der Sprache sehr gelobt, doch gestehe ich, daß ich nur wohlklingende Worte bei ihm gefunden habe. Indessen möge selbst das als etwas Verdienstliches anerkannt werden.

Bekanntlich besitzen wir von Matthisson auch eine lyrische Anthologie der Deutschen, in 16 bis 18 Bänden, die wir indessen unmöglich billigen können, indem hier seine Feile auf eine unzumuthliche Weise gewaltet und oft den trefflichsten Dichtern der Vergangenheit ihr Charakteristisches genommen hat. Wenn wir es nicht wagen und nicht wagen dürfen, an den Dichtern Griechenlands und Roms, selbst nicht an denen vom zweiten und dritten Range, irgend etwas zu verändern, so sollen wir auch dieselbe heilige Scheu gegen die Poeten unseres Vaterlandes ausüben. Nur auf diese ganz einfache Weise kann durch eine Anthologie etwas für Historie und Aesthetik Nützliches gewonnen werden. Auf dem andern Wege wird natürlich nur, um es mit einem Worte zu sagen, die Matthissonität vorherrschen,

und das darf sie billigerweise doch nur in Matthiſſon ſelbſt.

Ferner können wir die Auswahl ſelbſt faſt zur Hälfte nicht billigen, ſo wie auch, daß ſo manche bedeutende, auf ihre Zeit mächtig wirkende Dichter ausgelaffen worden ſind, wobei wir indessen nicht entſcheiden wollen, ob dies mit Vorbedacht oder nur aus Vergeßlichkeit geſchehen iſt.

Es mögen wohl etwa funfzig Jahre verfloſſen ſein, als Klopſtock (freilich in einer andern Beziehung) den Deutſchen zurief: „Seid nicht allzugerecht!“ jezt möchte man oft ihnen zurufen: „Seid nur immer gerecht.“

§. 144.

Johann Gaudenz, Freiherr von Salis (geb. 1762). Da er durch genaue Freundschaft mit dem vorhergehenden Dichter verbunden iſt, ſo wird er gewöhnlich mit ihm zuſammen genannt, und auch wir wollen nicht von dieſer hergebrachten Sitte abweichen, da ſich allerdings, ſowohl im Inhalt als in dem äußeren Bau der Gedichte manche Aehnlichkeit auffinden läßt. Aehnlichkeit; keinesweges aber Gleichheit. Denn in ihm iſt bei aller einzelnen Behmuth, die wir nicht tadeln wollen, da ja ſelbſt ſchon in dem Worte „Behmuth“ der Muth mit bezeichnen wird, mehr Kraft und Beruhigung, als in den Matthiſſon:

sehen Gedichten, und es ist deshalb als ein nicht unbedeutender Verlust anzusehen, daß Salis seit anderthalb Jahrzehnten fast gänzlich geschwiegen hat. Nur in einem Falle wäre es kein Verlust, wenn er nämlich wirklich zu Ende, und rein fertig, sich ausgesprochen hätte; doch an einen solchen Fall glauben wir bei ihm nicht, dessen Werth wir gern und lebhaft erkennen.

Wir würden ihn schon dann für einen Dichter halten, wenn er auch nur das einzige, einfache, aus der tiefsten Seele strömende Lied: „Das Grab,“ geliefert hätte.

S. 145.

Johannes von Müller, (geb. 1752, gest. 1809). Sobald man ihm nur nicht den Namen des tiefsinnigsten aller tiefsinnigen Historiker, den des Tacitus beilegen will, unterschrieben wir gern jeden Ruhm der ihm als tief gründlichem Geschichtsforscher und Geschichtsschreiber in hohem Maaße gebührt. In seinen Werken ist jede Redeform gemessen und kräftig, und der ganze Vortrag zieht unwiderstehlich an durch Concinnität und einfache Gediegenheit. Da ist kein falscher Schimmer, kein Prunk der Rede; die Gleichnisse scheinen sich von selbst darzubieten, und ihren tiefsinnigen Inhalt auf die anspruchloseste Weise zu verbergen, jedes Wort schließt sich kunstvoll

und harmonisch an einander, und den ganzen Vortrag bezeichnet jene ruhige Klarheit und Sicherheit, die ihres Zwecks nicht verfehlen kann, das gesammte Gemüth des Zuhörers in Anspruch zu nehmen, und es eben so kräftig zu erheben als wohlthätig zu beruhigen. — Man hat seinen Styl besonders in den neuern Zeiten häufig nachgeahmt, doch ohne Glück und Kraft, nur starr und eckig.

Uebrigens ist Johann von Müller, der im Anfange seiner literarischen Laufbahn von dem Publikum ein wenig vernachlässigt worden zu sein scheint, in den letzten zehn bis zwölf Jahren, besonders aber seit seinem Tode, so vielfältig besprochen und beschrieben worden, daß wir uns eine größere Ausführlichkeit im Urtheil über ihn, gar wohl erlassen dürfen. Ueber sein Leben, so wie über seine Schriften hat die Kritik ihr Buch beinah schon geschlossen.

§. 146.

Leonhard Ferdinand Huber, (geb. 1764, gest. 1804). Da ich in dem ersten Theile meiner Latona (S. 101 bis 131) ausführlich über den Geist seines Lebens und seiner Schriften geredet habe, so scheint es zweckmäßig, hier nur ein gedrängtes Urtheil über ihn zu geben. Durch den Tod des wackern Mannes haben nicht bloß dessen

nähere Freunde einen schmerzlichen Verlust erlitten, sondern auch die ganze liberal gebildete Lesewelt vermißt in ihm einen Schriftsteller, der sich durch eine gewisse moralische und ästhetische Rechtheit auf eine anziehende und erfreuliche Weise bemerkbar gemacht hatte.

Huber ermangelte freilich der eigentlich gelehrten Bildung, sein Geist war nicht genährt durch das Studium der Alten, nicht mit Sicherheit ausgebildet durch Logik und Philosophie, und wir müssen ihm sogar einen bedeutenden Umfang und Tiefe des Geistes absprechen; doch wenn sich dieser Mangel durch irgend etwas ersetzen oder verhüllen läßt, so könnte man in der That bei Huber zuweilen in Versuchung kommen, jene höheren Ansprüche zu vergessen. Man fand bei ihm ein redliches, durch Leiden gestärktes, liebesvoll klares Gemüth, den eigentlichen Boden, auf dem allein die Poesie sich erzeugen kann, die nie mit einem unreinen oder schwächlichen Herzen sich vertragen mag; man erkannte in ihm einen combinatorischen Scharfsinn, einige gute leitende ästhetische Ansichten, einen Styl, der, anfangs freilich von einer gewissen Mühseligkeit erkältet, sich in den letzten Jahren zu mehrerer Freiheit hinzuarbeitete u. s. w. — So ist es denn als ein verdienstliches Werk anzuerkennen, daß man uns
eine

eine Darstellung seines anziehenden Lebens gegeben, und den Anfang gemacht hat, mehrere seiner zerstreuten Schriften nebst denen noch ungedruckten zu sammeln.

§. 147.

Unter seinen Schriften hat die meiste Celebrität davon getragen sein Trauerspiel: „Das heimliche Gericht,“ nicht sowohl wegen seines inneren Werthes, (denn der bessere Kritiker mußte bald finden, daß es nicht aus einem poetischen Gemüthe sondern nur aus einer sehr kühlen und einseitigen Reflexion hervorgegangen sei, und dem Haufen hat es nichts anders als Langeweile geben können) sondern wegen der steten Lobeserhebungen, mit denen die Freunde es ausstatteten, und wegen des Umstandes, daß Huber, der sonst nur mit sehr gemäßigter Neigung an seine Jugendarbeiten dachte, sich auf den Titelblättern fast aller seiner Schriften als den Verfasser jenes Drama nannte.

Von höherer Bildung zeigen seine Erzählungen, in denen manche der bedeutendsten Verhältnisse der Liebe und Ehe auf eine anziehende Weise dargestellt worden sind. Die erste Pflicht eines Schriftstellers, nie eine Zeile zu schreiben, von deren Wahrheit er nicht innig überzeugt ist, hat Huber stets redlich erfüllt.

Manches in seinen Erzählungen gewinnt da, durch eine rührende Bedeutsamkeit, daß er nicht selten selbst und mit Schmerzen erlebt hatte was er schilderte.

Mehrere seiner Kritiken, vorzüglich die über Goethe, sind nicht bloß dem Litteraturhistoriker merkwürdig, sondern verdienen auch ohne geschichtliche Rücksicht eine nicht geringe Achtung durch Eindringlichkeit und Unbefangenheit.

§. 148.

Johann Caspar Lavater (geb. 1741, gest. 1801). Dieser vielberühmte Schriftsteller, der während seines folgereichen Lebens das seltsame Schicksal erlebte, entweder vergöttert, oder auf die wegwerfendste Weise getadelt zu werden, giebt dem denkenden Leser den reichsten Stoff zum Nachdenken über das Wesen der Poesie und der Religion. Es ist nichts Seltenes, daß der feurige und talentvolle Jüngling seine tiefe Neigung und Leidenschaft für die Poesie, als den Beruf zu derselben ansieht, aber das spätere Alter, jeder Täuschung abhold, entscheidet dann oft auf eine schmerzliche Weise. In Lavater war jene Neigung und jene Leidenschaft mit großem Talent verbunden, und ruhte in einem tiefen und reinen Gemüth; alles war vorhanden um die Poesie als

das reinste Göttergeschenk, dessen er wohl würdig war, nun wirklich zu empfangen. Aber er empfing sie nicht, sondern nur Anklänge, die seine ewige Sehnsucht höchstens auf Momente beschwichtigen, niemals vollendet beruhigen konnten.

Er war ohne Zweifel ein kräftig religiöser Mensch, aber er vermochte es nicht, die religiösen Empfindungen in einer stillen und harmonischen Sprache auszusprechen.

S. 149.

Man kann es oft nicht vermeiden, als religiöser Schriftsteller bewußtlos polemisch dazustehen, aber man soll nicht geffissentlich in einer religiösen Polemik seine Kräfte verbrauchen. Man soll sich selbst vor dem Scheine hüten, als prunkte man mit christlichen Gefühlen. Es ist groß und herrlich, als ein Märtyrer für die Wahrheit des Christenthums zu leben und zu sterben, aber man soll nicht ein Märtyrer werden wollen: schon um deswillen nicht, weil man dann kein wahrhaftiger und demüthiger sein könnte, und den Lohn dahin hätte.

Es ist gefahrvoll, irgend eine einzelne Seelenkraft, und wäre es auch die schönste und herrlichste, alle andere geistige Fähigkeiten in sich überragen, und beherrschen zu lassen, weil selbst das

trefflichste Talent dann gar leicht in Schwärmerei ausartet. Denn was ist Schwärmerei anders, als das Resultat der einseitigen Cultur, und der vernachlässigten harmonischen Ausbildung?

Die Begierde nach Ruhm ist zwar der edelste Fehler des Menschen, ein Fehler, der als das Mittelglied, ja sogar als der Vereinigungspunkt von manchen trefflichen und glänzenden Eigenschaften bestehen kann; dennoch bleibt er immer ein Fehler, und wird am gefahrvollsten in edlen Naturen, die wohl gar zuletzt dahin gerathen, ihn für eine Tugend zu halten. Jeder Fehler aber, der den Schein und den Schimmer des Vortrefflichen an sich zu ziehen weiß, wird zum Gift für den, der ihn hat, zum Gift für den besangenen Zuschauer und den noch besangeneren Schüler.

Die Polemik ist eine Wissenschaft, die einen sehr bedeutenden Reichthum an Geist, und ein nicht bloß reines, sondern auch ganz ruhiges Herz erfordert. Lavaters Polemik ist größtentheils würdig und bescheiden, doch streift sie, dünkt uns, in letzterer Hinsicht, an eine gewisse Gattung von Bescheidenheit, die, mit sich selbst in einem beinah liebäugelnden Verhältniß, dem Stolz nicht ganz fern steht.

Wir haben über Lavater, in dessen Leben

und Schriften das Gute und Würdige, das Irrige und Verkehrte ohne Zweifel überwiegt, nur in Fragmenten geurtheilt, doch wird der sinnige Leser deren Zusammenhang leicht finden, und wohl beurtheilen, in wie weit sie ihn angehen sollen.

§. 150.

Ludwig Theobul Rosgarten (geb. 1758). Es ist ein betrübter Beweis von der Unmündigkeit eines beträchtlichen Theils des Publikums, so wie es sich noch in den neunziger Jahren gerirte, wenn wir erwägen, daß man diesen Schriftsteller für einen Dichter hat gelten lassen. Alles ist bei ihm krankhaft und krampfhast, mühsames Flattern in das Wilde, pathetischer Ausbruch einer exaltirten Verwirrenheit, leere Deklamation, und um so leerer, je mehr auf Fülle Anspruch gemacht und von derselben geredet wird. Gemüthliche Einfachheit ist diesem Schriftsteller so durch und durch fremde, daß er sie selbst dann, wenn er sie von außen her erhält, mit unschonender Hand vertilgt.

So hat er es z. B. nicht lassen können, das köstlich einfache, durchaus keusche und reine Gedicht: „Nataliens Neujahrsge dicht an sich selbst“ (im dritten Theil der Blumen: Frucht: und Dorrenstücke) auf seine Weise zuzurichten, und mit widerwärtigem schwülstigem Pathos zu umgeben.

Mich dünkt, Rosegarten könne eigentlich nur Einem Kritiker gefallen, und zwar einem, der bereits länger als ein halbes Jahrhundert todt ist. Ich meine — Benjamin Neukirch, der in der Vorrede zu dem ersten Theile von „des Herrn von Hofmannswaldau und anderer Teutschen Gedichten“ die Entdeckung gemacht hat, daß das eigentliche Wesen und die wahrhafte Schönheit der Poesie in nichts anderem bestehe als — in den Beiwörtern. In dieser Hinsicht hätte er sich bei den Rosegartenschen Gedichten zur Gnüge ergötzen können, denn in der That schwimmen sie sämtlich in einem Strom von Beiwörtern, oder vielmehr: es schlagen die Wellen dieses Stromes darüber zusammen, und verhüllen sie.

§. 151.

Da dieses Urtheil vielleicht einigen Lesern zu streng erscheinen könnte, so belegen wir es mit zwei Stellen aus seinen Gedichten, denen wir indeß leicht einige hundert ähnliche beifügen könnten. Das Gedicht: „Die Harmonie der Sphären“ beginnt folgendermaßen:

Horch, wie orgelt, wie braust die Aeolsharfe
der Schöpfung!

Droben und drunten und rings tönet ihr
bebendes Gold.

Helios Flammengeschoss, Selenens silberner
Bogen,

Hesperus Stralengespann flirren im sphä-
rischen Tanz, u. s. w.

Sodann der Ruf an die Liebe, von welchem
wir nur zwei Zeilen geben wollen:

O Liebe, Bund der Herzen,

Medeembad des Alters u. s. w.

Wer solcherlei für Poesie halten will, der
würde wenigstens sehr unrecht thun, wenn er
nicht auch folgendes dafür anerkennen wollte:

„Karl der Sechste, von Gottes Gnaden erwähl-
ter Römischer Kaiser, zu allen Zeiten Mehrer
des Reichs, König in Germanien, Hungarn, Böh-
men, Erzherzog zu Oesterreich, Herzog zu Bur-
gund u. s. w. Denn hier werden — die Titel
eben so vollständig vorgetragen.

Wenn wir aber Rosegarten nicht für einen
Dichter halten, so sprechen wir ihm doch keines-
weges manche anderweitige Verdienste ab, z. B.
um die Geschichte der Englischen Poesie und um
die Literatur der Legenden, von denen er man-
che mit zartem Sinne wieder erzählt hat.

S. 152.

Karl Heinrich Heydenreich (geb. 1763,
gest. 1801). So sehr ich auch bemüht bin, jeden
Schein der Ueberstrenge und Härte im Urtheil

von diesem Buche fern zu halten, so gestehe ich doch, daß ich meiner innigsten Ueberzeugung nach, über diesen Schriftsteller kein anderes Urtheil habe, als was bereits in dem Jahre 1796 Göthe und Schiller in den Xenien metrisch aussprachen. Es heißt nämlich dort, daß er in der Poesie herzlos mit Worten geklingelt habe, und in der Philosophie es pfäffisch so forttreibe. Ich gestehe ferner, daß ich eher mit allen andern literarischen Fehlern Nachsicht haben will, als mit dem tönenden Erz und der klingenden Schelle. Heydenreichs Schriften wurden während seines Lebens mit nicht geringem Beifall aufgenommen; jetzt liegen sie ungeachtet und vergessen, und man darf nicht läugnen, daß das Publikum in dieser Hinsicht jetzt richtiger urtheile als vor funfzehn oder zwanzig Jahren.

§. 153.

Th. Hermes. Mit Recht hat man in den neueren Zeiten die sogenannte moralische Tendenz als unstatthaft für den Romandichter und als Störerin jeder rein künstlerischen Wirkung zu betrachten angefangen. Leider aber hat sich die Ansicht hie und da dermaßen verwirrt, daß man wohl gar statt der moralischen Tendenz eine unmoralische eingeführt hat, wodurch in der That das Uebel nur ärger werden mußte. Der Roman

soll allerdings lehren, aber nicht wie ein dazu
 besoldeter Informator, sondern wie das Leben
 selbst, in seiner Mannigfaltigkeit und Vollstän-
 digkeit. Der Roman soll lehren (man verstatte
 die scheinbare Wiederholung) aber er soll nicht
 lehren wollen. Schönheit und Sittlichkeit glei-
 chen den beiden Flügeln des Adlers, und es ist
 die Aufgabe des Menschen, beide zu gleicher Zeit
 mit Freiheit zu bewegen. Man vertraue der wah-
 ren Schönheit, daß sie ewig auch gut sein
 müsse, so wie nicht minder, daß das Unsittli-
 che, verhülle es sich auch wie es wolle, stets als
 häßlich erscheinen werde. Nach diesen Bemerk-
 ungen wird man das Urtheil über die Romane:
 „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen,“
 „Manch Hermäon“ u. s. w. leicht finden. Es
 sind gute moralische Exempelsbücher, denen es nicht
 an einzelnen glücklich angelegten Situationen, und
 fließender Darstellung, wohl aber an Gedrängt-
 heit und innigem Zusammenhang, an tiefen Cha-
 raktern und überhaupt an künstlerischer Bildung
 mangelt. Daher kommt es denn auch, daß jene
 Schriften, die ehemals gar viel gelesen wurden,
 heut zu Tage nur wenig mehr beachtet werden,
 denn sie sind in der That veraltet: ein Schick-
 sal, das dem künstlerisch gebildeten Roman nie
 begegnen kann, weil er in der That zu allen Zei-

ten redet, und zu allen Zeiten zu reden werth ist. Die strenge Kritik, die oft ein weithinschauendes Ahnungsvermögen hat, prophezeihte den Hermesschen Werken schon bei ihrer Erscheinung das spätere Schicksal, und man muß einräumen, daß sie sich nicht getäuscht hat.

S. 154.

Diese Bemerkungen passen ebenfalls gänzlich auf

Gottwerth Müller (in Ikehoe) dessen Siegfried von Lindenberg eine nur geringe Erfindungsgabe beurfundet, obwohl er durch die nicht selten gar alltägliche und wohlfeile Spaßhaftigkeit dem Deutschen Publikum mehr zusagte als billig scheint. In späteren Jahren lieferte er „Friedrich Brack, oder die Geschichte eines Unglücklichen,“ „Sara Reinert,“ und ähnliche Romane, die von größerer Anstrengung zeigend, einem großen Theile des Publikums werth geworden sind, obwohl die strengeren Kritiker in mancher Beziehung ihr Veto dazwischen riefen. Die allerneuesten Erzeugnisse dieses Schriftstellers zeichnen sich durch Trockenheit und Gedehntheit auf die unerfreulichste Weise aus, und machen sie selbst für das Publikum ungenießbar, welches ehemals mit Liebe bei ihm verweilte.

S. 155.

Johann Christoph Friedrich Haug (geb. 1761). Es gab eine Zeit, wo es die Deutschen Aesthetiker sehr beunruhigte, daß ihre landesmännischen Dichter immer nur mit großen und ernstesten Werken sich befaßten, aber in Hinsicht des Ländelns und Scherzens bei weitem nicht mit unseren westlichen Nachbarn sich messen könnten. Haug darf sie beruhigen, denn wir besitzen von ihm eine sehr beträchtliche Anzahl von Sinngedichten, die wir unbedenklich den besseren Französischen gegenüber stellen können. Nur möchten wir wünschen, daß er seine leicht hingaukelnde, oft recht angenehme Satire nicht gegen gewisse sehr schätzbare Philosophen richtete, die er in der That mehr schätzen würde, wenn er sie besser verstände. Am liebsten ist uns sein Scherz, wenn er mit rein behaglichen Gegenständen, die er recht bequem übersehen kann, zu thun hat, z. B. mit Herrn Wahls großer Nase, die er auf eine zum Theil recht ergötzliche Weise in hundert Sinngedichten verewigt hat. Es giebt eine Gattung von bequemem Scherz, den man im gewöhnlichen Leben guten und angenehmen „Spaß“ nennt, worin Haug sich ganz besonders auszeichnet, und es würde einen unverständigen Hochmuth verrathen, diese Art des Witzes ganz wegwerfend be-

handeln zu wollen. Das Einzige, was sich etwa mit einigem Rechte dagegen sagen ließe, wäre, daß sie sich im flüchtigen Gespräch doch noch besser ausnehme, als im ruhig festen Druck. Um so mehr ist indessen Haug auf Mannigfaltigkeit bedacht gewesen.

§. 156.

Neubert. Der Name dieser Schriftstellerin war eine lange Zeit unbekannt, obwohl mehrere ihrer romantischen Darstellungen ein zahlreiches und befreundetes Publikum gefunden hatten. Unter ihren Romanen zeichnet sich am meisten aus: „Thekla von Thurn“ eine Erzählung, die in ihrer Erfindung eine anziehende Fantasie und in ihrer Ausführung Besonnenheit und Klarheit bezeugt. Der Charakter der Zeit, in der jene Geschichte spielt, die einzelnen Helden des dreißigjährigen Krieges, die Schreckensscenen in dem von Tilly eroberten und belagerten Magdeburg, die Schlacht bei Lützen u. s. w. alles dieses ist hier zwar mit weiblich sanftem Pinsel doch nicht ohne Wahrheit und Kraft dargestellt worden. Weniger genügend scheint „Hermann von Unna,“ in welchem mitunter eine verletzende Schauerlichkeit mit Erhabenheit verwechselt worden ist. Die neueren Werke dieser Schriftstellerin fallen in das neunzehnte Jahrhundert.

§. 157.

August Friedrich Ferdinand von Kotzebue (geb. 1761). Ohne uns an das polemische Verhältniß zu kehren, das zwischen der Kritik und dem Herrn von Kotzebue obwalten soll, wollen wir es nur im Allgemeinen für sehr verkehrt und unstatthaft erklären, über ihn so hochfahrend und leichtsinnig herzufallen als es nicht selten geschieht. Wenn wir erwägen, daß außer dem Lopez de Vega, der als ewiges Wunder dasteht, kein Dramatiker sich mit Kotzebue an Fruchtbarkeit messen kann, die denn doch, wenn sie nicht etwa ganz wirkungslos im Stillen bleibt, von Talent im Allgemeinen zeigt, wenn wir ferner bedenken, daß vielleicht kein Deutscher Dichter eine so ausgezeichnete Celebrität gewann, als er, indem man seine Schauspiele in Lissabon und Archangel, in Island und Sicilien lieft, und gern aufführen sieht, so müssen wir doch gestehen, daß hier irgend ein guter Grund für dieses halbe Wunder vorhanden sein müsse, wenn wir nicht etwa durch einen ungeheuern Machtpruch fast alle Europäischen Partiers ästhetisch zu annihiliren gesonnen sind, welches denn doch ein gefährliches Unternehmen sein möchte.

Sind es etwa bloß dramatische Zauberkräfte, deren sich Kotzebue schuldig gemacht? ist es das

bloße Talent, mit einer Art von Faustischem Höl-
lenzwang gegen das Publikum zu operiren? Wir
zweifeln in der That, doch nähme man dies, seltsa-
mer Weise, auch wirklich an, so würde auch
dazu ein bedeutendes Talent gehören, und dies
anzuerkennen, dürfen und können wir uns auf
keine Weise weigern.

§. 158.

Wir sagten „Talent,“ und möchten dieses
Wort besonders accentuiren, um es desto genauer
von der Genialität zu unterscheiden, auf welche,
wie es scheint, K. selbst keinen Anspruch macht.
Indem wir das, was in der Kunst und in der
Genialität ewig als unbegreiflich und geheimniß-
voll anerkannt werden soll, völlig auf sich beru-
hen lassen, und vollkommen anerkennen, möchten
wir die Genialität, ganz einfach, als die gleich-
mäßige Bildung aller edeln geistigen Kräfte im
Menschen, hingerichtet zum steten Produciren
und Reproduciren, bezeichnen. Was aber aus
dem Mittelpunkte oder der Harmonie des geistigen
Menschen hervorgeht, wird auch stets auf das
Höchste im Menschen einzuwirken im Stande sein,
und zwar mit jener ruhigen Klarheit und Sicher-
heit, die ein vollendetes abgeschlossenes Kunstwerk
stets in sich trägt und aus sich verbreitet.

S. 159.

Rozebue begnügt sich, auf das Einzelne im Menschen zu wirken, ja er verschmäht selbst die momentanen Erfolge nicht. Schon um deshalb müssen wir ihm eine bedeutende Anlage für das Trauerspiel absprechen. Man weiß, wie oft K. nach diesem Lorbeer gerungen hat, man wird sich vielleicht erinnern, wie er schon früh in seiner Adelheid von Wulfingen das Aeußerste des Gräßlichen versuchte, um die Herzen der Zuschauer in die Presse zu nehmen, wie er späterhin in seiner Oktavia durch die höchste Einfachheit ergreifen wollte, während diese sogenannte Einfachheit nichts weiter war, als der ganz alte Nührungsprunk, mit dem er es schon so oft und bei der Menge fast immer mit Glück versucht hatte. In seinem Heinrich Reuß von Plauen versuchte er sogar, anderer falscher Mittel zu geschweigen, ein großes, tief geheimnißvolles Symbol des Christenthums, über das er sonst in früheren Schriften nicht ohne Leichtsinns gescherzt hatte, auf das Theater zu bringen. Um eine wehmüthig weiche Stimmung und den Erguß der Thränen zu befördern, ist ihm fast nie ein Mittel zu schlecht gewesen. In seinem „Kind der Liebe“ müssen wir eine entehrte Matrone bettelnd auf der Landstraße erblicken, und einen Sohn, der um ihr

eine Flasche Wein zu verschaffen, sich vornimmt zu stehlen, und im Nothfall auch zu morden. In seinem „Opfertod“ führt er uns einen Mann vor, von dem wir gleich bei seinem ersten Auftreten erfahren, daß er seit zwei Tagen keine Speise zu sich genommen habe, und wir sind gezwungen, da ihm jedes Erwerbsmittel fehl schlägt, ihn drei lange Acte hindurch vom Hunger gequält, halb ohnmächtig und schattenähnlich herumwandeln zu sehen. Selbst der Anblick des empörendsten Jammers wird uns nicht erlassen.

Wir sehen jenen unglücklichen hungernden Mann, wie ihm endlich sein satt gewordenes Kind eine Semmel reicht, und wie er mit sich selbst kämpft, ob er sie verzehren soll, oder nicht. Da hört er plötzlich, daß sein alter treuer Hund gestern Abend von dem Nachbar gepeitscht worden ist, weil er sich im Hunger an fremdem Eigenthum hat vergreifen wollen, rasch giebt er die Semmel weg, und das eigene gräuliche Gefühl, der bedingendste Drang des bedingenden Lebens, bleibt ungestillt. Und von diesem Stück sagt K. in der Vorrede, es sei vielleicht sein bestes. — — Im „Bajard“ wird uns eine höchst edle Frau vorgestellt, (deren Tugend nur leider zuletzt völlig in das Leere geht, und zu einer heillos mechanischen Fertigkeit wird) und ihr zur Seite wird
der

der Ehemann gestellt, bei dem gemeine Spitzbüberei und giftmischer Mord zur Tagesordnung gehört. Ich bin überzeugt, daß jede andere Nation, die nicht so unendlich duldzaam ist als die Deutschen, ein Schauspiel wie dieses, nicht zu Ende kommen lassen würde, denn die heiligsten Gefühle in unsrer Brust soll der Dichter ehren, nicht aber die Nerven widrig schraubend zerreißen wollen.

S. 160.

Wie unbarmherzig Kokebue mit den Kindern verfährt, die er so sehr häufig in seinen Schauspielen aufführt, ist bekannt genug, und sowohl die Hussiten vor Raumburg, als Rolla's Tod geben ein trauriges und hinreichendes Zeugniß davon. In dem letzteren Schauspiel wird ein armes, kaum einige Monate altes, unschuldiges Wesen, wie ein Ball, aus einer rohen Hand in die andere geworfen, und endlich halb zerquält und zerrissen, (wir würden das niedersächsische Wort „zermalkert“ gebrauchen, wäre es nicht den meisten Lesern unverständlich) und mit Blut besprüht auf dem Theater vorgezeigt. Durch solche Mittel den Haufen zu packen kann freilich nicht schwer fallen. Ueberhaupt dünkt uns, gehören die Kinder in ihrer lieblichen Unschuld nicht auf das Theater, sondern nur der Mutter,

der Amme, dem treuen Schullehrer. Das Gefühl, das jeder würdige Mensch für ein schuldlos reines Kind hat, ist so unbeschreiblich zart und heilig, daß ich selbst unter den größten Dichtern nur sehr wenige würde nennen können, die die Darstellung desselben genügend behandeln. Am besten ist es deshalb, auch wohl im Allgemeinen, wenn man, wie gesagt, die Kinder ganz vom Theater wegläßt.

§. 161.

Indem wir aber Kogebuen das Talent für das Trauerspiel nicht zugestehen können, räumen wir ihm ein nicht unbedeutendes für das bürgerliche und das romantische Drama, und ein sehr ausgezeichnetes für das Lustspiel und die Posse willig und gern ein. Zwar äußert sich dieses Talent gewöhnlich mehr in einzelnen Situationen, als in den Verhältnissen der dargestellten Charaktere, und es fehlt überall die feste Hand, aber wir fühlen denn doch klar, daß die Summe von leichtem Witz und Scherz zu einem wahrhaft guten, in sich geschlossenen Lustspiel vollkommen hinreichen würde, wenn K. sich nur einmal fest vornähme, ein solches zu liefern. Doch auch so, wie er sie jetzt giebt, als halbe oder dreiviertel Lustspiele sind sie, besonders in einer so dürren und sandigen dramatischen Zeit wie die unsrige, nicht

bloß eines halben oder dreiviertel Dankes, sondern eines ganzen wohl werth. Wir führen hier zum Belege unseres Urtheils die Lustspiele und Poffen: Die Verwandtschaften, der Wildfang, die Deutschen Kleinstädter, der Wirrwar, Carolus Magnus u. s. w. an, die in der That einen nicht geringen Reichthum an ergötzlichen Scenen und angenehmen Scherzen in sich tragen.

Es ist mir nicht unbekannt, daß auch über die genannten Lustspiele einige bitterlich ernsthaftes Kritiker als über verfehlte und übertriebene Späße die Achseln gezuckt haben, doch dünkt uns, sie seien um dieses Vernehmthums willen, nicht sonderlich zu beneiden. Auch ließe sich fragen, ob nicht in jenem Achselzucken, eine Ironie gegen die Zuckenden selbst mit obwalte.

S. 162.

Es ist mir ferner nicht unbekannt, daß K. selbst auf seine Trauerspiele einen ungleich höhern Werth legt, als auf seine Poffen; vielleicht weil er sich dadurch für die größere Anstrengung die ihm die ersteren gekostet haben, selbst belohnen möchte. Doch kann uns dieser Umstand in unserm Urtheile nicht wohl irre machen.

Es sind nun bereits mehr als fünf und zwanzig Jahre verflossen, seitdem Kokebue, ungeachtet aller gerechten und ungerechten Antastungen

von Seiten der Kritiker, als der Liebling des Publikums dasteht, während so manche andere Dichter, für welche die Recensenten schon im voraus einen Triumphwagen bei der Hand hatten, sich kaum ein halbes Jahrzehnt in der Gunst desselben erhalten konnten. Schon um deswillen ist es nicht bloß verstatet, sondern durchaus notwendig, daß in einer Deutschen Literaturgeschichte, eine ausführliche Recension seines schriftstellerischen Charakters gegeben werde. Da man ferner nicht selten gefragt hat, ob seine neueren Schauspiele mit den älteren einen gleichen Werth oder Unwerth behaupten, so scheint es zweckmäßig, auch von diesen letzteren zu reden.

Wir nehmen deshalb den funfzehnten und sechzehnten Band seiner neuen Schauspiele zur Hand.

§. 163.

Hier begegnet uns zuerst: „Die kleine Zigeunerin,“ bei der wir anfangs in dem glücklichen Bahn standen, sie bilde ein Lustspiel. Aber wie sehr fanden wir uns getäuscht! Ein jämmerlicher Sohn, mit dessen Einwilligung ein aufgeklärter Vater in den Thurm gesperrt worden ist, aus dem heraus er zuweilen bitter lacht, schlimme Worte ausstößt und mit den Ketten dazu klirrt, ein Großinquisitor, der von einer gewissen behag-

lichen Nachlosigkeit ordentlich fait macht, und es dem Publikum zu wiederholten Malen selbst einschärft, er sei ein gar schlimmer Gesell, die kleine Zigeunerin selbst, die ihre große Tugendhaftigkeit durch hergebrachte Naivetät mildert, ein Liebhaber und eine Liebhaberin, die die alten kaum mehr klingenden Wortmünzen von Herzen und Schmerzen, Tugend, Zärtlichkeit, u. s. w. an einander schlagen lassen, das war es Alles, was wir hier vernahmen; vom Lustigen ist nicht die Rede.

Von dem zweiten Stück: „Das Intermezzo oder der Landjunker in der Residenz,“ giebt der Titel selbst eine genügende Ansicht, dennoch wird man es eben nicht bereuen, den alten hergebracht grellen Gegensatz der Stadt und des Landes hier von neuem flüchtig zu berechnen. Wenn wir noch hinzusehen, daß wir hier etwa zwölf wichtige und acht und vierzig verfehlte Einfälle finden, und daß das Uebrige unbedeutend ist, so glauben wir dem Stück sein Recht wiederfahren gelassen zu haben.

§. 164.

Von „der blühenden Aloe oder dem blinden Gärtner“ würden wir gänzlich schweigen, wenn uns nicht die Vorrede merkwürdig schiene. Kokebue giebt uns hier nämlich eine Ansicht von der Musik, wie wir sie noch nie vernommen haben.

Er erklärt nämlich, es sei ihm gar sehr zuwider, daß die Musiker, manche Zeile oder gar ganze Verse wiederholen ließen, was eben so seltsam herauskomme, als wenn ein Dichter die Stellen in seinem Werke, die er für besonders gut halte, drei oder viermal dicht hinter einander abdrucken lassen wolle. Er geht in der Liebe für eine gewisse flache Begreiflichkeit in der Musik so weit, daß ihm selbst Himmels Composition der Fanchon noch lange nicht leicht und verständlich genug ist. Nur die Composition in dieser blühenden Aoe von einem jungen noch unbekannten Musiker empfiehlt und lobt er eindringlich, doch theilt er sie leider nicht mit. Wir gestehen unsre eifrige Begierde nach dieser Musik, um zu erfahren, wie sich wohl die zarteste aller Künste auf diese Weise gebärden möge.

Der sechszehnte Band enthält den „verbannten Amor oder die argwöhnischen Eheleute“. Die Leiden des Eifersüchtigen, so qualvoll sie immerhin sein mögen, haben für den ruhigen Zuschauer, dem sie, in eine beschränkte Zeit concentrirt, auf der Bühne erscheinen, kaum im Moment des Sehens etwas ernst Ergreifendes, ja bei der leisesten Reflexion fast nur etwas Komisches. Daß freilich Shakspear im Othello ein großes tragisches Gemälde von jener Leidenschaft,

voll tiefen Lebens und ergreifender Kraft dargestellt hat, kann niemandem unbekannt sein. Doch wolle man zuvörderst das ganz einfache Wort erwägen, daß dem vollendeten Genie nichts unmöglich sei, sodann möge man nur sich selbst fragen, ob man die Wirkung, die selbst dieser treffliche Othello hervorbringt, mit der, welche z. B. Hamlet, Lear, Macbeth erregt, vergleichen dürfe. Mit einem Wort: Die Leidenschaft der Eifersucht in Verbindung mit der Idee der männlichen Würde scheint der objektiven Wahrheit zu entbehren, und es ist zu bezweifeln, ob man z. B. einem Sokrates, wenn er jetzt wieder aufstände, auch nur einen historischen Begriff von ihr beibringen könnte.

Wir wollen deshalb Kokebue recht sehr loben, daß er nicht wagte, was Shakspear, dessen Genialität alles vermochte, wagen durfte. Unser Verfasser benutzte nämlich jene Leidenschaft zu einem Lustspiele, für das sie sich ganz besonders eignet, und zwar zu einem wirklich ergötlichen Lustspiele, dem wir das Verdienst einiger recht angenehmen Situationen, des fröhlichen Wikes, ja sogar, was bei Kokebue so selten der Fall ist, des besonnenen technischen Baues nicht absprechen dürfen. Nur die beiden jungen Liebenden veranlassen weitläufige Scenen voll hergebrachter Schlaf-

fer Nührung, mit deren alltäglichen Redensarten man schon hinlänglich bekannt ist.

S. 165.

Von dem Lustspiel: „Sorgen ohne Noth und Noth ohne Sorge,“ sagt der Verfasser in der Vorrede, es habe das Schicksal erlebt, an mehreren Orten verboten zu werden, weil er sich hie und da kleine Anspielungen auf die jetzigen Zeiten erlaubt, in der Meinung, daß solches einem Lustspielsdichter wohl gezieme. Um nun aber durchaus kein Aergerniß zu geben, sei er sein Stück noch einmal sorgfältig durchgegangen, habe jedes Wörtlein abgewogen, alle Auswüchse weggeschnitten u. s. w. — Ich habe dieses Stück in seiner frühern Gestalt auf der Bühne gesehen, und jetzt allerdings mehrere Auslassungen bemerkt, wobei ich wohl glaube, daß es dem Verfasser mitunter schwer geworden sein möge, manchen grellen und pikanten Scherz auszustreichen, um so mehr aber hätte ich gewünscht, daß auch S. 36 einer Revision unterworfen worden wäre. Wir wollen das dort sich Findende mittheilen: Lerche. Da kennst du meine Mutter nicht, die ist noch aus der alten Welt, die vertraut auf den lieben Gott. Wachtel. Lebt der liebe Gott auch noch? Nun Gott sei Dank. Ich muß dir sagen, Brüderchen, es kommt mir bisweilen vor, als sei er mauses

todt.“ — Wir räumen sehr gern ein, daß man wahrhaft religiös sein, und dennoch auch mit dem Heiligsten poetisch scherzen könne, wie dies z. B. der edle fromme Hans Sachs gethan. Wir räumen ferner ein, daß kein Gebildeter an jenem Spaß ein Vergerniß nehmen, sondern ihn bloß — sehr fade finden werde; doch da wir in Hinsicht der Religion (nicht minder als Lerches Mutter) zu der alten Welt gehören mögen, so meinen wir, so veraltet auch das Wort klingen dürfte, daß man des zarten Gefühls schonen müsse. Was zu Hans Sachsens Zeiten gefahrlos war, ist es jetzt nicht mehr, und die Menge, welcher jetzt so manche Stütze morsch und zertrümmert, so mancher Strohalm zerbrochen vor die Füße geworfen wird, soll jetzt mehr geschont werden, als jemals.

§. 166.

Bei aller einzelnen Scherzhaftigkeit dieses Stücks müssen wir es tief unter das vorige setzen, denn der Wiß ist mitunter sehr platt, die Charaktere sind zum Theil veraltet und das Ganze ist locker und lose bearbeitet. Moliere, Holberg, und Baumarchais sind gar sehr benutzt worden, und bei dem Karlskirten Magister gereicht eine Vergleichung mit dem im Horribilicribrifax, einem Lustspiel des alten trefflichen, bei weitem noch nicht

genug gekannten und geehrten Andreas Gryph, Kokebue'n keinesweges zum Vorthail. Noch müssen wir einer anscheinenden Kleinigkeit erwähnen, die allerdings den Verfasser von beinaß zweihundert Dramen nach gerade in einige Verlegenheit setzen kann. Wir meinen die Namen der Personen, in deren Bildung er oft sehr unglücklich ist, indem er dabei meistens einer gewissen höchst wohlfeilen und platten Scherzhaftigkeit folgt. Ueber den Kaufmann „Bebefrost,“ der in diesem Stücke erscheint, wollen wir mit dem Verfasser nicht hadern, da vielleicht etwas nicht ganz unbehaglich Mimisches in demselben liegt; doch Namen wie: „Schundrian“ und ähnlichen kakophonische, sollten, dünkt uns, nie von der Bühne herab gehört werden.

§. 167.

In den neuesten Zeiten hat Kokebue uns auch mit einigen kleinen Lustspielen in gereimten Versen beschenkt, und da diese Gattung noch so wenig unter uns bearbeitet worden ist, und er seinen Beruf dafür, auf eine unzweideutige Weise beurfundet hat, so wäre es sehr zu wünschen, daß er nicht davon abließe, sondern sich immer mehr darin zu vervollkommen strebte.

Als Romandichter können wir selbst dann, wenn wir von dem hohen Maaßstabe, den wir

an solche Werke zu legen gewohnt sind, ganz abstrahiren, Koskebuen doch nur eine sehr untergeordnete Stelle einräumen. Er ist entweder steif, pathetisch und breit (besonders in den früheren Erzeugnissen dieser Art, z. B. in Iddegarte, Königin von Norwegen), oder er befeißigt sich einer Naivetät und Scherzhaftigkeit, die nicht selten gezwungen, noch öfterer alltäglich und kraftlos unsittlich erscheint. Geübter zeigt er sich in der Novelle, auch zum Theil angenehmer, vielleicht schon um deswillen, weil er hier durch den beschränkten Raum im Zaum gehalten wird.

Als Reisebeschreiber haben ihn selbst seine wärmsten Freunde vor dem Vorwurf des flüchtigen Beschauens und des noch flüchtigeren Niederschreibens der Urtheile, selbst über die wichtigsten das ganze Gemüth des Menschen in Anspruch nehmenden Gegenstände, nicht retten können. Bei manchem seltsamen Urtheile über die Meisterstücke der Baukunst und Malerei, so wie er sie in seiner Reise nach Italien ausspricht, kann die vollendete Ungenirtheit allerdings ergötzen, doch sehr ungern nur und mit großem Ekel erinnert man sich an die Späße, die er mitunter sogar gegen die christliche Religion richtet.

§. 168.

Als Kritiker ist er bloßer Empiriker, und

als solcher mitunter recht lobenswerth, besonders wenn er von dem redet, was auf der Bühne den sogenannten Effekt macht, worauf er sich allerdings gar wohl versteht. — Gegen die sogenannte neuere Deutsche Schule in den schönen Künsten hat er sich sehr früh in ein bitter polemisches Verhältniß gesetzt. Ja, dieser Haß ist bei ihm beinahe zu einer fixen Idee geworden, doch die Masse von Geist und Wiß die er seit etwa zwölf Jahren zu diesem Zweck verwandt hat, ist eben nicht sonderlich zu nennen. Mit dem bloßen Schelten in das Leere ist bekanntlich nichts gethan und nichts geholfen.

Wir wiederholen es, Kogebue ist beinahe unser Lopez de Vega, und verdient in mancher Hinsicht den Beifall, den er wirklich empfangen hat; daß er es aber nicht ganz ist, beruht zum Theil auf dem gänzlichen Mangel an Anstrengung, und auf dem Nichtwollen. Hier aber ist es, wo der Tadel und zwar der gerechteste, den größten Spielraum findet.

S. 169.

Christoph August Tiedge (geb. 1754). Da dieser edelgesinnte Dichter besonders durch seine *Urania*, bei einem großen Theile des Publikums eine ausgebreitete Celebrität erworben hat, und häufiger gelesen wird als die meisten seiner Zeit-

genossen, so halten wir eine ausführliche Kritik über ihn an diesem Orte nicht für zweckmäßig. Selbst wenn wir einige kleine Misverhältnisse in dem Plan des genannten Gedichts nicht verkennen dürfen, so spricht doch überall eine edle Gesinnung und die feurige Liebe für Religion in den sanft harmonischen Versen, und es gehört um deswillen zu den erfreulicheren Zeichen der Zeit, daß dieses Werk ein fast allgemeines Interesse erregt hat, und einer fortdauernden Liebe sich erfreut.

Als didaktisch elegischer Dichter steht er über den meisten Dichtern dieser Gattung, und übertrifft sie in Hinsicht des ernstesten Fleißes und des technischen Baues in einzelnen größeren Gedichten, unter denen besonders „Die Schlacht bei Runersdorf“ als tief empfunden und klar ausgeführt anzuerkennen ist. Ein sehr leichter Reim kommt ihm überall zu Hülfe und schließt sich an die sehr zarten Gedanken innig und mit besonderer Feinheit an. Hätten wir lauter Dichter wie Tiedge, so würde unsere Sprache gewiß nie in den Ruf der Rauheit gekommen sein, sondern in den der Sanftmuth und Weichheit.

S. 170.

Obwohl man die Charaktere aus der großen Welt, welche sein „Frauenspiegel“ aufzeigt, als wahr anerkennen muß, und die Darstellung der

Verderblichkeit einer jeden Gattung von Eitelkeit, auf eine nicht geringe Verdienstlichkeit Anspruch machen darf, so glauben wir doch, daß die etwas polemische Stimmung, die hier nicht ganz fehlen konnte, weniger geeignet sei für die poetische Darstellung, als jener Stoff, den sich der Elegiker sonst zu wählen pflegt. Wir meinen den kräftig sanften, ruhig klaren Stoff, der, wie wir sagen möchten, die Melodie schon in sich selbst trägt. Wir finden in der Idee der Weiblichkeit den schönsten Gedanken, der das Leben erhebt und stärkt, besänftigt und harmonisch begränzt, und wir beklagen es, daß der Stoff des Frauenspiegels nicht zuließ, diese Idee auszuführen, die sonst wohl des größten Dichters werth wäre.

§. 171.

Johann Friedrich Jünger (geb. 1755, nach Andern 1759, gest. 1797). Wir haben oben bei Kokebue erwähnt, daß es denn doch immer etwas Bedeutendes sei, den Beifall des Publikums beinahe dreißig Jahre hinter einander zu besitzen. Aber wir finden eben nichts Bedeutendes darin, durch einige in einem erträglich leichten Dialog verfasste Komödien, auf ein paar Jahre dem Publikum so ziemlich zu gefallen. Dabei müssen wir ferner noch erwägen, daß selbst die dünne Ader von Wit, die sich durch seine Lustspiele schlängelt,

nicht eigentlich sein Eigenthum ist, sondern größtentheils Molieren, Destouches, Marivaux u. s. w. zugehört. Dieser gänzliche Mangel an Deutschem Geist und Deutschem Witz ist es denn auch, der fast alle seine Stücke so bald in Vergessenheit gebracht hat, so daß sie jetzt nur wie eine Art von Seltenheit, schwächlichen Schatten gleich, erscheinen. Es giebt eine gewisse Gattung von Unsittlichkeit, die fast alle seine Schauspiele bezeichnet, eine Gattung, die unsere alten Vorfahren durch ein gar nicht vornehmes und übelklingendes, doch kräftiges Wort ausdrückten. Es heißt: „Löfflei.“

Es ist mir nicht unbekannt, daß ein sonst geübter Deutscher Purist, durch das genannte Wort die angenehme „Galanterie“ hat in's Deutsche übersetzen wollen; doch ist dies, wie billig, keinesweges angenommen worden, da sich wohl schwerlich ein größerer Misgriff im Wörtertausch denken läßt.

§. 172.

C. F. Schröder. Je auffallender der Contrast ist zwischen der großen Fruchtbarkeit unserer Dichter in fast allen Gattungen der Poesie, und der Sterilität derselben im dramatischen Fach, je mehr Aufmerksamkeit verdient der bessere Schriftsteller, der es unternimmt, diesem Mangel abzuhelpen.

Höchst ausgezeichnet, vielleicht unübertroffen als Schauspieler, verfaßte Schröder für den Gegenstand seiner Liebe, das Theater, mehrere Schauspiele, die sämmtlich bei ihrer ersten Erscheinung mit besonderer Theilnahme von dem Publikum aufgenommen wurden.

Es sind zum Theil Familiengemälde, in denen freilich heut zu Tage uns vieles als veraltet vorkommen muß, da das Familienleben selbst seit der Zeit eine bedeutende Umgestaltung erlitten hat, so wie nicht minder die Theorie des Schönen überhaupt, dem Lust- und Schauspiel einen fröhlichen, und dem Trauerspiel einen tiefern Charakter zuerkannt hat, als die Mehrheit der damaligen Kritiker annahm. Für das eigentliche Lustspiel arbeitete Schröder mit anziehendem Talent und es verdient eine besondere dankende Anerkennung, daß er manche dramatische Werke der Briten z. B. Beaumont und Fletcher, und ähnlicher Dichter vom zweiten Rang, den Deutschen bekannt machte, indem er nur ihre fröhliche Laune und ihren reichen Witz mittheilte, und sorgsam tilgte was als unziemlich oder gar zügellos, in den Originalen das feinere Gefühl beleidigt. Lustspiele wie „Der Ring,“ Stille Wasser sind tief,“ u. s. w. erhalten sich noch immer auf der Deutschen Bühne, die sonst keinesweges in dem Rufe der Festig-

Festigkeit und Unwandelbarkeit in der Liebe steht, und werden durch manche sehr gelungene Situationen den Beifall stets verdienen, den ihnen der heiter gebildete Zuschauer so gern bringt.

§. 173.

Friedrich Gedike (geb. 1754, gest. 1803).

Ich habe diesem unvergeßlichen Manne, der mir stets überaus theuer und hochachtungswürdig erscheinen wird, ein eigenes Werk gewidmet, in welchem ich das Wesen seines inneren und äußeren Lebens und Wirkens zu entwickeln versuchte. In jener Schrift handelt der dritte und vierte Abschnitt, von Seite 68 bis 117, von Gedike's schriftstellerischem Charakter, aus welchen ich hier Einiges in gedrängter Kürze wieder mitzutheilen gesonnen bin. Doch wird nur von ihm als Dichter die Rede sein. Armuth und Gelegenheit veranlaßten Gedikes frühere Gedichte, und es entwickelte sich bald bei ihm ein nicht gemeines Talent, seine Gedanken in wohlklingenden und metrisch gemessenen Worten auszusprechen. Er war gezwungen, seinen Pegasus vor den Wagen mancher Spieß- und Pfahlbürger zu spannen, um wo möglich einen Triumphwagen daraus zu machen. Für den Schmetterlingsstaub, der, nach alter Sage, auf den Flügeln der Psyche ruht, und der gewöhnlich bei dergleichen gewaltsamen

Proceduren verloren geht, erhielt Gedike gewöhnlich ein kleines Geldgeschenk, das denn doch wenigstens einigen dürftigen Alltagen des Lebens ihre Magerkeit rauben konnte.

S. 174.

Aber der nervige, feurig, kraftvolle Jüngling vermag Vieles zu ertragen, und es ist keinesweges unmöglich, auch dergleichen Anstrengungen, wie die eben genannten, zuletzt mit Scherzhaftigkeit und heimlicher Ironie zu betreiben. Für den armen Knaben, der so oft ungekannt und unbeachtet im Winkel stehen muß, und wenn er ja einmal von der gepukzten Gesellschaft um etwas gefragt wird, nur in alltäglichen currenten Gedanken antworten darf, wenn er nicht für einen wunderbar exaltirten Menschen will gehalten werden, mit dem nicht wohl zu conversiren ist, für einen solchen ist es schon nicht ohne Freude, wenn ihm einmal irgend eine feierliche Gelegenheit, bei der man seine poetischen Künste auffordert, Veranlassung giebt, die platte Welt zu vergessen, die um ihn ist, und sich zu berauschen in erhabeneren Ideen, die das halb erstarrte Herz wieder mit milder Lebenswärme erregen. Die Groschen, für die die Welt jene Gedanken umsetzt, werden ihn freilich wieder an das gemeinere Werkeltagsleben erinnern; aber der kräftigere Jüngling erschrickt

vor demselben durchaus nicht, wenn ihm nur zuweilen ein freier Blick in das gelobte Land der Kunst verstattet ist. — Fest auf der Erde stehend soll der Mensch zu dem Himmel hinauf schauen; aber nicht irre umherflattern zwischen beiden wie der kokette Schöngeist.

§. 175.

In den reiferen Jahren blieb das isolirte Streben nach Erhabenheit ein charakteristisches Merkmal der Gedikischen Gedichte, und nicht selten möchte wohl mehr ein mathematisch als dynamisch Erhabenes erreicht worden sein. Jene unbewußte Naivetät verlor sich, doch wurden die Gedanken gedrängter, der Ausdruck geschmückter. Ohne Zweifel verlangte Gedike selbst, als Dichter nicht höher zu stehen, als die Mehrheit seiner Zeitgenossen stand, und es sind auch fast alle seine Gedichte Erzeugnisse der Zeit, doch ist er wirklich besser als sie war. — Was aber beehrte das Zeitalter? Wahrheit weniger als Pracht, bescheidenen Schmuck weniger als Pug. Die sinnige Einfachheit, ein ursprünglicher Zug bei den acht altdeutschen Dichtern, wurde nicht sonderlich mehr geschätzt, und man schien derselben gleichsam nur noch eine historische Merkwürdigkeit einzuräumen. Mehr als jemals wurden poetische

Buhlerkünste getrieben, und wer darin am geküßtesten erschien, der hieß ein klassischer Dichter.

In neueren Zeiten, wo sich in der That ein freier Geist geregt, hat man manche dieser literarischen Götzen herabgeworfen, und die Unbedeutenheit oder Nichtigkeit der gerühmten Verdienste klar genug dargethan. Aber ein großer Theil des Publikums ist dabei in die Irre gerathen, und weiß seitdem nicht recht, wie es mit dem ganzen kritischen Wesen daran ist, und welche Parthei es ergreifen soll. Denn von Partheien hat es nun einmal gehört. Es giebt aber jetzt keine andere als die es ewig gab, und ewig geben wird: die Parthei der Gründlichkeit, und die der Seichtigkeit; doch das Gerede davon bleibt.

S. 176.

Gewiß gehörte Gedike zu der Parthei der ersteren, wie in der Wissenschaft, so in der Kunst; dennoch konnte es ihm zuweilen begegnen, daß auch er einigen damals sehr gefeierten Dichtern zu viel Einfluß über seine eigenen Produktionen gestattete. Man nimmt in seinen Gedichten zuweilen ein Misverhältniß zwischen der intensiven und extensiven Thätigkeit wahr, ein oft überströmendes Feuer, welches dann plötzlich wieder mit kühler Mäßigung und abgemessener Berechnetheit wechselt. Die Form steht mit dem Inhalte oft

nur in einem zufälligen Verhältniß, es fehlt jene entschiedene Nothwendigkeit, warum das Ganze so ist und schlechthin nicht anders sein kann. Er strebt fast immer nur nach dem vollsten, tieffsten, erhabensten Ton, darum fehlt aber auch zuweilen der leitende Uebergang, das sanfte Ineinanderfallen der Gedanken und Worte. Es ist, als fasse er die poetische Harfe, um sie ganz mit allen ihren Afforden in der Gewalt zu haben, mit beiden Händen, zu stark an, sie, die nur mit den zarten Fingerspitzen sollte berührt werden. Dies gilt von den meisten seiner lyrischen Gedichte, die wir deshalb lieber im Allgemeinen als Ergießungen eines denkenden Geistes, eines empfänglichen, von regem Streben besetzten Gemüths ansehen wollen; wobei die metrische Form zuweilen nur zufällig ist. Die Gedanken die er uns hier mittheilt, sind oft kühn und neu, und wenn sie gleich fast immer die Farbe des Zeitalters an sich tragen, so ist doch auch dabei billig anzuerkennen, daß es von nicht geringer Kraft zeigt, in der Zeit die Zeit zu objektiviren.

§. 177.

Auch im Epigramme hat sich Gedike versucht, und in der That zuweilen mit einem Glück, das uns wünschen läßt, er möge uns mehrere hinterlassen haben. Nur scheint er diese poetische

Gattung zu einseitig, nämlich bloß als modernes Sinngedicht aufgefaßt zu haben, da er doch ohne Zweifel mehr Talent für das reine Epigramm d. h. die „Ueberschrift“ hatte. Leichte Beweglichkeit, verständige Fröhlichkeit, der sich leicht fast jeder Moment des Lebens als Pointe darbietet, ist zu der ersten Gattung erforderlich, zu der zweiten entschiedene Oberherrschaft der Vernunft, klare Ansicht, oder besser: Uebersicht der Lebensverhältnisse als einer Gesamtheit. Ein solches Epigramm ist die poetische Kritik der Sittlichkeit, und, wenn es den höheren gerechten Forderungen wirklich entspricht, eben so wohl als eine kleine vollständige Welt zu betrachten, als ein Helldengedicht mit der ausführlichsten Weite. Ich möchte sagen, in dem reinen Epigramm herrsche die tugendhafteste Poesie, wenn das Wort nicht befremden könnte.

Die ganze Wärme und Tiefe in dem Charakter Gedike's leuchtet am klarsten hervor aus den „Blättern der Liebe,“ welche meiner Biographie angehängt worden sind. Dies selbst gar wohl erkennend, machte G. es seinem Biographen gewissermaßen zur Pflicht, die genannten Briefe durch den Druck bekannt zu machen, und ich nahm um so weniger Anstand, jenem Wunsche nachzukommen, je mehr diese Blätter der Liebe durch

Kraft und Innigkeit mein Gemüth ansprachen. Auch jetzt noch steht meine Ueberzeugung fest, die ich bei der Erscheinung jenes Werkes aussprach, daß man ohne jene Briefe zu kennen, Gedike's inneres Wesen überhaupt nicht kennt.

An einer würdigen und vollständigen Ausgabe der sämtlichen Werke Gedike's fehlt es uns noch; doch darf man vielleicht hoffen, daß selbst die jetzige, ein wenig dürftige Zeit, ein Unternehmen der Art vielleicht begünstigen werde.

S. 178.

Johann Christian Brandes (geb. 1735, gest. 1799). Dieser Mann, der uns auch durch seine oft wunderbar verschlungenen Schicksale, die er uns in der Selbstbiographie (Berlin 1799 und 1800, in 3 Theilen) schlicht und einfältig erzählt hat, interessant geworden ist, verdient es auch als Schriftsteller, daß er wenigstens nicht ganz vergessen werde. Zwar wollen wir die Ariadne auf Naxos, den Grafen Olsbach und ähnliche gepreßte und trübselige Stücke keinesweges rühmen; doch dünkt uns, habe in ihm ein nicht unbedeutendes Talent für das Lustspiel gewaltet, das nur leider fast immer von prosaischen Rücksichten gehemmt und nie recht zur Reife gekommen ist. Unter seinen Lustspielen möchten wir das vielleicht am wenigsten gekannte, und doch nicht selten als lasciv

und scurrilisch getadelte: „Die Hochzeitfeter,“ oder „Ists ein Mann oder ist's ein Mädchen?“ als eines der glücklichsten angeben. Die Idee, daß ein junger hübscher Mann, der sich aus manchen von außen gekommenen Gründen versteckt halten muß, und nie mit der Sprache herausgehen darf, von Vielen für ein verkleidetes Mädchen gehalten wird, und sogar einen Heirathsantrag an sich ergehen lassen muß, giebt zu einigen sehr ergötzlichen Scenen Anlaß, und hätte bei einer geistreichen und witzigen Bearbeitung, ein kleines, aber vollständiges Lustspiel bilden können *).

§. 179.

Adolph, Franz, Friedrich, Ludwig, Freiherr von Knigge (geb. 1752, gest. 1796). Dieser Schriftsteller, von dem wir auch mehrere ernsthafte und komische Romane, oder vielmehr Historien im Allgemeinen besitzen, unter denen besonders die „Reise nach Braunschweig“ ehemals für ein gar witziges und lustiges Buch gehalten wurde, hat als Hauptwerk einen sehr ausführlichen Traktat über den Umgang mit Menschen geschrieben, welcher in früheren Zeiten für einen

*) In Berlin wurde im Jahre 1809 dieses Stück unter dem Titel: „Die Schwiegermutter,“ mit nicht geringem Glück, von neuem auf die Bühne gebracht.

Sammelplatz des Scharffsinnes und der psychologischen Genauigkeit gehalten wurde. Ich kann meine Meinung von diesem Buche nicht besser aussprechen, als wie sie bereits in meinem Roman Otto (Bremen 1810 S. 170) mitgetheilt worden ist. Der Verfasser hat die Menschen so leicht übersehbar rangirt, daß es nun eine rechte bequeme Sache ist, mit ihnen umzugehen. Wie ein guter Gärtner die Kartoffeln von den Rüben, und die Bohnen von dem Spargel sondert, so hat jener Autor es mit den Menschen gemacht, und es ist wirklich mit einigem Vergnügen verbunden, zwischen diesen Menschen-Beeten herumzugehen, und zu wissen, wie man mit ihnen daran ist. Nur dürfte es nicht ohne spaßhaften Zank ablaufen, wenn einmal zwei junge Menschen, entschlossen mit einander umzugehen, sich beide zugleich aus jenem Buche instruirten, und wechselseitig sich in die Karte sehend, gleiche Lust in sich fühlten, ihre Menschenkenntniß an einander zu versuchen und zu vergrößern.

§. 180.

Witunter versucht Knigge die sogenannte Lebensklugheit im Allgemeinen zu lehren, vermag aber nichts zu geben, als von der Oberfläche geschöpfte Anweisungen, wie man mit genauer Noth durch die Welt kommen kann, es sei nun durch

Drängen, Winden, Schleichen oder Trippeln. Die Lebenswissenschaft ist, wie ja auch der bloße Name schon sagt, eine reine Scienz, und muß deshalb billigerweise auch mit wissenschaftlichem Geiste unternommen werden, ja wir würden ein solches Werk im höheren Sinne nur dann für ganz geglückt erklären können, wenn sich jener scientifische Geist dem rein künstlerischen zugesellt hätte. Fehlt aber gar, so wie hier, dem Verfasser beides, so kann nicht davon die Rede sein, als werde Lebensweisheit, oder auch nur Lebensflugheit vorgetragen, sondern lediglich Lebenspiffigkeit, der man denn doch eher wehren, als sie befördern helfen sollte. Wünscht man indessen sich mit der letzteren vertraut zu machen, obwohl wenig Erfreuliches dabei herauskommen möchte, so wird man in manchen französischen Memoires aus der Zeit der letzten Ludwige, ja selbst in manchem französischen Roman eine reichere Ausbeute finden als das Kniggesche Werk gewähren kann, das nach jener Lebenslist nicht immer ohne Unbehülfslichkeit streben lehrt. — Es ist deshalb als ein gutes Zeichen der Zeit anzusehen, daß Bücher dieser Art jetzt wenig mehr beachtet und gelesen werden.

§. 181.

Karl Philipp Moritz (geb. 1757, gest. 1793).

Bei sehr vorzüglichen und mannigfaltigen Talenten, die ihm besonders zu dem leichten Auffassen der äußeren Umrisse einer Wissenschaft behüßlich waren, und bei der Gabe, das rasch Erlernte in einem angenehmen Vortrage wiederzugeben, hat dieser Schriftsteller dennoch nichts wahrhaft Bedeutendes und Bleibendes geleistet; weil es ihm an jener höheren wissenschaftlichen Anstrengung, so wie nicht minder an jenem tieferen philosophischen Geiste fehlte, der allein das Feste und Unwandelbare ergreifen läßt.

Moriz war Grammatiker, Rhetor, Romanen- und Liederdichter, Verfasser von Predigten, Kritiker, Reisebeschreiber, Antiquar, Kinderschriftsteller u. s. w. aber alles nur halb, und so giebt er den Beleg für die alte Wahrheit, daß nur ächtes Genie die Anschauung und das Vermögen zu intelligiren stärkt und nährt, da hingegen ein leichtes Talent nur den Verstand schmückt, oft aber auch schwächet. Das Vorzüglichste unter dem was er geleistet, läßt sich nicht in einem einzelnen Werke finden, sondern in zerstreuten Andeutungen über das Wesen der Schönheit und des Styls. Was den Letzteren betrifft, so haben sowohl seine Vorträge über denselben, als auch seine eigene Darstellung selbst unbezweifelte Verdienste, und er gehört mit zu den wenigen, die

sich nie vom falschen Schimmer und Hochtönen der Wortfülle bestechen ließen, sondern die Schönheit des Styls lediglich in der ruhigen Klarheit und innigen Lebendigkeit fanden. Hätte es ihm genügt, bloß Darsteller und Redner sein zu wollen, so würde er vielleicht einen der ersten Plätze unter den Deutschen Schriftstellern jener Gattung eingenommen haben. So aber ist alles nur isolirt, fragmentarisch geblieben, und man muß die genügenden Stellen oft mühsam in seinen Reisen nach England und Italien. Anton Reiser, Andreas Hartknopf u. s. w. zusammen suchen.

Der Nekrolog vom Jahre 1793 giebt eine sehr ausführliche Darstellung des Lebens und Wirkens dieses Mannes, doch ist das Urtheil, welches ihm, mit Ausnahme der Phantasie, jede andere Seelenkraft abspricht, offenbar zu hart. Er hat unlängbare Beweise genug gegeben, daß es ihm keinesweges an hellem Verstand und gebildetem Urtheil fehlte; doch im Vertrauen auf seine Talente wagte er es, mit der Wissenschaft und Kunst zu spielen, und wie ein solches Unternehmen an dem Unternehmer selbst sich räche, das lehrt die Literaturhistorie aller Völker, durch eine nur zu große Menge von Beispielen.

§. 182.

August Gottlieb Meißner (geb. 1753, gest.

1807). Das Talent einer oft glücklichen Erfindung und einer, wenn auch nicht künstlerischen, doch anziehenden, oft nur zu pikanten Darstellung, machten ihn eine geraume Weile zu einem der gelesensten und gefeiertsten Deutschen Schriftsteller. Einige seiner Skizzen gewinnen durch Form und Inhalt ein nicht geringes Interesse, da hier die Schranken der Erzählungsgattung selbst, seiner Vorliebe für das Ausführliche, auch wohl für das Weitläufige, den gehörigen Widerstand leisten. Leider aber wußte er auch für die traurige ja verderbliche Zwittergattung, den historischen Roman, der ohnehin noch durch den Dialog verwässert wurde, die Liebe der Deutschen zu gewinnen, und er sanktionirte auf diese Weise einen Irrthum, der sowohl dem historischen als ästhetischen Studium nicht anders als gefährlich sein kann. Man braucht seinen Alcibiades nur zu nennen, um einen Beleg für dieses Urtheil zu finden, so wie späterhin sein Julius Cäsar deutlich zeigt, wie schwer es ist, sich der reinen Historie hinzugeben, wenn man früherhin durch fantastische Uebertreibung sich an ihr versündigt hat. In den letzteren Jahren seiner litterarischen Laufbahn veränderte sich auch sein Styl auf eine nachtheilige Weise, denn fast überall sah man in demselben Mühseligkeit und Geziertheit, und eine ge-

wisse steife und welke Pracht, die um so unangenehmer auffallen mußte, je mehr man die Anstrengung sah, welche für diese verfehlte Darstellungsweise aufgewandt worden war.

S. 183.

Rüttner. Sein Werk „Charaktere Deutscher Dichter und Prosaisien“ hat ihn auf eine rühmliche Weise bekannt gemacht, da es zu einer Zeit erschien, wo die Neigung für die Geschichte und den Werth der älteren vaterländischen Dichter in Deutschland noch geringer gewesen zu sein scheint, als sie jetzt unter uns herrscht. Indessen bedurfte Deutschland damals nur eines Weckers, um die alte Liebe wieder zu gewinnen, und als solcher ist Rüttner allerdings zu betrachten und zu schätzen.

Die Fehler jenes Buches sind leicht aufzufinden, doch dürften einige derselben, z. B. manche Wiederholungen in der Darstellung ähnlicher Dichter, in einem Werke, welches hundertfünfzig Schriftsteller beurtheilt, wohl auf Entschuldigung Anspruch machen können; weniger aber die zu große Freigebigkeit im Loben. Wenn übrigens einige neuere Litteraturhistoriker Rüttners Verdienste ganz herabzuwürdigen trachten, da sie doch zum Theil auf seinen Schultern stehen, so

verrath dies eine Ungerechtigkeit, die nicht im Charakter des Deutschen liegen sollte.

§. 184.

Johann Heinrich Voß (geb. 1751). Sollten auch in der Sammlung der zahlreichen Gedichte dieses Schriftstellers nur diejenigen auf eine besondere Auszeichnung rechnen dürfen, die seiner Jugend, und der idyllischen Gattung angehören, so würde doch dadurch der Name des vortrefflichen Mannes nichts von seiner Ehrwürdigkeit verlieren, indem wir in ihm den ersten wahrhaft poetischen Uebersetzer der klassischen Dichterwerke Roms und Griechenlands besitzen. Abgerechnet, daß keine moderne Nation solche Uebersetzungen jemals wird aufweisen können, so läßt sich sogar mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit behaupten, daß selbst unter den Deutschen ihm Niemand mehr den ersten Lorbeer hierin entreißen werde.

Alles, was sich nur von einem solchen Uebersetzer fordern läßt, leistet Voß mit einem Aufwande von Kraft, Talent und Fleiß, wie wir ihn nur höchst selten erblicken, und es scheint mir daher sehr ungerecht, die Kühnheit und Gewagtheit mancher seiner neuen Sprachfügungen als Empörung gegen den Genius der Deutschen Sprache rügen zu wollen. Sollte auch jene Kühnheit zuweilen das Maaß überschreiten, und zur

Willkürlichkeit übergehen, so möge wenigstens nicht unbedacht bleiben, daß unter den seltenen Erscheinungen die vielleicht die seltenste ist, wenn sich die Kraft nicht zuweilen überbieten sollte. Ist dieses auch Vossens begegnet, wie es nicht kann bezweifelt werden, so möge endlich jene bekannte Sentenz des Horaz:

— Ubi plura nitent in carmine, non ego
paucis

Offendar maculis, quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura —

die so oft misbraucht worden ist, hier eine richtige Anwendung finden. Die glücklichste und durchaus tadellos scheint mir die Uebersetzung der Virgilischen Eklogen und des Lehrgedichts vom Landbau, mit der sich das Studium jenes Dichters beinah als geschlossen ansehen läßt. —

§. 185.

— So schrieb ich im Jahr 1805, mit Schonung verhüllend oder doch nur leise hindeutend auf das, was als mangelhaft und verkehrt in Vossens literarischem Streben erscheinen muß. Seit jener Zeit hat er einige schriftstellerische Thaten begangen, die, wenn man sie kurz zusammen drängt, den Standpunkt genau bezeichnen werden, auf welchem er jetzt steht und festgewachsen ist. Er gab uns zuvörderst eine Uebersetzung des
Horaz,

Horaz, die mit ihrer eckigen Schroffheit, hinstarrenden Dumpfheit und trocken öden Schwere für den gewandten feinsinnigen Römer ein betrübtes Grab bereitet. Sodann kämpfte Voß, bei Gelegenheit der Bürgerschen Sonette, gegen die Form dieser Dichtungsart selber, und erklärte, er verachte sie gänzlich, wobei nur die einzige Bemerkung zu machen sein dürfte, warum er wohl dergleichen Erklärung, die ihren Untergang in sich selbst trägt, öffentlich mitzutheilen der Mühe werth hielt. Bei dieser Gelegenheit vergaß er sich so weit, daß er die beiden großen altdeutschen Dichter, Paul Flemming und Andreas Gryphius mit fruchtloser Rauheit und betrübtem Ungeßüm angriff, wobei wir ganz ehrlich gestehen wollen, daß wir jene Invectiven drei bis viermal hinter einander lesen mußten, ehe wir unsern eigenen Augen recht glaubten. Bei dieser und einer andern Gelegenheit kamen überhaupt die altdeutschen Gedichte nicht ohne Dräuen und Schelten weg; doch bleibt der Trost, daß die meisten derselben in ihrer rüstigen Kraft und inneren Vortrefflichkeit nicht wohl anzusechten sind, sondern bestehen werden, wie sie bestanden sind.

Endlich wählte sich Voß die Romantik selbst zum Gegenstande seiner Polemik, muthig strebend, den reinen und betrübten Gegensatz von

von jenem schönen christlichen Wunder zu geben, welches das Wasser in Wein verwandelte. Zu vörderst wäre wohl nöthig gewesen, ein wenig zu bezeugen, daß er auch eine klare philosophische Ansicht von der Idee der Romantik habe, wenigstens daß er ihre innere Nothwendigkeit historisch entwickelt hätte, damit nicht sein ganzer Kampf wie es der Fall gewesen, zu einem bloßen unerquicklichen Gerede geworden wäre.

§. 186.

Was meine eigene Ansicht von der Romantik betrifft, so gab ich sie bereits im Jahr 1802 in den musikalischen Fragmenten, und führte sie weiter aus, in der kleinen Schrift über Carlo Gozzi's dramatische Poesie (Venig 1803). Ich gebe sie hier von neuem, und zwar fast ohne alle Zusätze, da eine wissenschaftliche Ueberzeugung keiner Veränderung fähig ist.

Der Charakter des romantischen Drama (so wie der Oper) sei Freiheit nach allen Seiten hin. Kein Schicksal bedinge hier die Handlungen des Helden, in üppiger Ungebundenheit tandle er mit dem Zufall, und in schöner Harmonie der Kräfte, von keiner feindlich engenden Außenwelt beschränkt, nehme er ruhig den Diefel von den ihn umgebenden Menschen auf, keine ängstliche Motivirung erkälte das schöne Leben, das sich hier nur dann

wohlgefällt, wenn es sich losgesprochen hat von allen den Fesseln, die ein einseitig grübelnder Verstand ihm auferlegen wollte. Die Charaktere treten auf kühn und unangekündigt, und entwickeln sich in Begebenheiten und Handlungen, die schnell an einander vorüber eilen dürfen, und durch sich selbst zum schönsten Ziel sich verschlingen. Nichts stehe hier allein; sondern alles schließe sich an einander in blühenden Situationen, die selbst der sinnlichen Anschauung genügen mögen, welche hier, wo alles sich befriedigt sieht, gleichfalls Ansprüche machen darf, erfreut zu werden u. s. w.

Der Mond am heiteren Himmel ist schön; bricht er aber durch Gewölk und Nebel hervor, so nennen wir den Anblick romantisch.

Im Romantischen, um mich figürlich auszudrücken, ist ein Oscilliren der Empfindungen auf die Seite des Sinnlichen (Angenehmen) und Geistigen (Erhabenen). Daher erregt das Romantische die Phantasie und bringt ein Interesse hervor. Die sinnliche Natur wird nicht gedemüthigt, wie im Erhabenen, und die geistige nicht vernachlässigt, wie im Angenehmen. Ein rauschender Bach ist romantisch, ein stürzender Fluß erhaben. Der letzte wird nur dann romantisch genannt werden können, wenn seine Furchtbarkeit sich verbirgt, und er etwa den Prospekt

begrenzt u. dgl. Ueberhaupt scheint jeder erhabene Gegenstand romantisch zu werden, sobald er als Theil eines Ganzen, welches nicht erhaben ist, betrachtet wird, z. B. Ruinen unter Gesträuch, in einer anmuthigen Gegend, der Ocean bei einer Villa u. dgl. Ueberall in diesen Fällen macht das Oscilliren der Empfindung zwischen dem Erhabenen und dem damit zugleich angeschauten Angenehmen, die Natur des Romantischen aus.

§. 187.

Ich glaube wohl, daß bei dieser Ansicht das Romantische neben dem Schönen ohne Erröthen seine Stelle behaupten kann, wenn es auch das durch das Ansehen bekäme, als wenn es das Schöne in seiner Endlichkeit (Entzweiung) wäre, denn die Endlichkeit wäre ja in so fern wieder aufgehoben, als beide Entgegengesetzten zusammen, und nicht Eins davon in seiner Einzelheit angeschaut würde. Das Anschauen Entgegengesetzter in ihrer Tendenz zur Einheit während der Entgegensetzung aber ist Harmonie, das Anschauen derselben als zu der Einheit verschmolzen (durcheinander neutralisirt) ist Indifferenz (Identität durch Synthesis). Schönheit ist eine solche Identität, daher darf man sie mit dem identischen Licht in der Natur vergleichen. Romantik ist

Licht und Wärme, oder Lichtwärme als in sich einig und eins.

Ich gestehe, daß ich mir heut zu Tage kaum die Mühe geben würde, das was an sich schon klar ist, und die ewige Bedeutung in sich trägt, noch ausführlich zu entwickeln. Wer das Wesen der Romantik nicht anschaut, der schaut auch das Wesen des Christenthums nicht in seiner ganzen Göttlichkeit an, denn sie ist die schönste und farbigste Blüthe desselben, und es ist schwer zu sagen, ob das Unternehmen, sie mit der Griechheit schlagen zu wollen, mehr vom Irrthum des Verstandes als vom Mangel an gemüthvoller Phantasie zeige, da sich allerdings beides vereinigen muß, um ein so vollendet irrendes Unternehmen zu beginnen. In der reinen Romantik ist eine reichere und vollständigere Welt als in der Griechheit, denn um es mit einem Worte auszudrücken: Griechische Tugend hat durch die Christlichkeit erst Farbe gewonnen, und Sophokles findet sich im Shakspear; nicht aber Shakspear im Sophokles.

S. 188.

Alloys Blumauer (geb. 1755, gest. 1798).
Es begegnet uns, wie wir schon früher bemerkten, in der neuern Literatur nicht ganz selten, außer dem rein poetischen Humor, den man mit

Necht den Belthumor genannt hat, auch auf eine niedere, doch noch immer angenehme Gattung des Wikes zu stoßen, die wir ganz einfach als den reinen Scherz oder noch besser, wie man im ganz gewöhnlichen Leben sagt, den reinen „Spaß“ bezeichnen möchten. In dieser Hinsicht verdienen einzelne Parthien in der travestirten Aeneis Lob, welches durch die leichte Beweglichkeit des Versmaasses und der fließenden Reime noch erhöht wird. Wir sprechen indeß nur von dem ersten Drittel dieser unvollendeten Travestie, denn der Rest wird durch mancherlei Unziemlichkeiten, besonders aber durch eine abgenutzte und gemeine Polemik gegen die Christlichkeit und den sogenannten Aberglauben höchst unschmackhaft, ja widerlich. Ueberhaupt hat Blumauers unläugbar komisches Talent, an einer gewissen Gattung von Roheit und der unverhehlten Behaglichkeit in der Roheit, eine unangenehme Begleiterinn. Sollte es eines Belegs für dieses Urtheil bedürfen, so würden wir außer anderen, auf ein gewisses Gedicht hindeuten, bei dessen bloßer Ueberschrift schon alle Mäusen und Grazien, wie erschreckt, davon fliehen müssen.

§. 189.

Ludwig Heinrich von Nicolay (geb. 1737).
Wenn wir erwägen, wie mannigfaltige und wich-

rige Staatsämter dieser Schriftsteller bekleidete, indem er seit 1770 in Petersburg bald als Bibliothekar, dann als Staatsrath, Chef und Director der Akademie der Wissenschaften, und Geheimrath lebte und wirkte, so muß es uns doppelt merkwürdig dünken, wie er dem ungeachtet so Mannigfaltiges und Vieles in der Poesie geben konnte.

Die neueste Ausgabe seiner Werke, welche unter dem Titel: „Vermischte Gedichte und prosaische Schriften,“ in acht Bänden (Berlin 1792 bis 1810) erschienen ist, enthält: Fabeln und Erzählungen, Briefe (in Versen), Singsgedichte, Elegien, das Schöne, eine Erzählung in Prosa, Idäa oder männliche und weibliche Tugend, Entwurf des politischen Zustandes in Europa vom Verfall der Römischen Macht an bis auf das sechzehnte Jahrhundert, (nach Robertson) Galvine in sechs Gesängen, Alcinens Inseln, in zwei Büchern, Gryphon und Orille, neue Fabeln in zwei Büchern, Cerbin und Bella in sechs Gesängen, der Zauberbecher, Aufselm und Lilla, Richard und Melisse, Gudula, eine Romanze, Morganens Grotte in vier Büchern, Reinhold und Angelika eine Rittergeschichte in zwölf Gesängen, der falsche Beichtvater, Ritter Theobald, Frau Brigitte, Bankbau, Balladen, das Landgut Mon-

repos in Finnland, und die Nachlese einiger Sinn-
gedichte. Da die Kritik ihr Urtheil längst gespro-
chen, so genüge es hier an einer bloßen Aufzäh-
lung seiner Werke.

S. 190.

August Lafontaine (geb. 1758). Obwohl
die ersten schriftstellerischen Versuche dieses Man-
nes, die durch einen seltsamen Irrthum auf das
Römisch: starke und tragisch Erhabene ausgingen,
nur von geringer Anlage zeigten und fast ganz
ohne Werth waren, so schmeichelte sich doch das
Publikum, er werde mit der Zeit noch etwas bei-
weitem Besseres leisten, und als es endlich „Die
Gewalt der Liebe“ erhielt, ward es dergestalt
davon entzündet, daß es fast glaubte, es reihe
sich Lafontaine schon jetzt an die kleine Zahl der
ausgezeichneten Romandichter; wenigstens besäße
man schon jetzt in ihm einen sehr angenehmen
Erzähler, dem auch eine gute Gabe der Erfin-
dung nicht abzuspochen sei. Lafontaine wußte
die milde Meinung des Deutschen leselustigen
Publikums durch seinen Quinctius Heymeran von
Flamming, die Familie Halden u. s. w. zu er-
halten, indem er ernsthafte und scherzhafte Sce-
nen an einander reihte, und in einem lesbaren
Style vortrug. Damit aber auch die Liebhaber
des auf eine entschiedene Weise Sentimentalen

und Rührenden nicht ganz leer ausgehen möchten, so sorgte er für dieselbe in seinem *Saint Julien*, der bekanntlich viel bewegliche Scenen enthält. Auf diese Weise wurde L. der Liebling des Deutschen Publikums; doch nur eine kurze Zeit. Man fing an einzusehen, daß der Stoff seiner Erzählungen gewöhnlich dürftig sei und sich in dem engen Kreise mittelmäßiger Charaktere und Situationen herum bewege, man fand, daß er den Styl immer mehr und mehr vernachlässige, ja sogar mit der Harmonielosigkeit und Zerhacktheit der Perioden ein wenig prunken wolle. Endlich entdeckte man auch, was freilich klar genug war, daß es ihm gänzlich an Originalität fehle und daß er nachahme was ihm gerade vor die Hand komme, Treffliches, Gutes, Mittelmäßiges und Schlechtes. Jean Paul, Yorik, Fielding, Goldsmith, Marmontel u. s. w.

S. 192.

Das Gefährlichste und Unheimlichste war indeß die Nachahmung des trefflichen Ersten. Es kümmerte ihn wenig, daß ein so reicher und genialer Dichter nicht wohl nachzuahmen sei, sondern er machte sich mit gelassenem Muthe an die Sache. Er versuchte es bald mit Richters glänzender Seite, dem Witz und unerschöpflichen Humor; aber selbst das Streben nach bloßer Leich-

tigkeit mislingt schon deshalb, weil man danach strebt und das Streben sichtbar wird; wie viel mehr das Bemühen um jenen die Welt und die Menschheit umfassenden Witz und Humor.

Lafontaine wurde bizarr, wenn er witzig, unbehülflich taumelnd, wenn er humoristisch sein wollte, ja man sah sogar seiner Bizarrerie und seinem Taumel das Gemachte und Gezwungene an, und konnte nicht einmal zum behaglichen Belachen gelangen. Dann bemühte sich L. um Richters Sentimentalität, vergaß aber leider, daß sie aus einem tiefen und glühenden Gemüthe entspringt, und keinesweges in Worten besteht, die sich mit mechanischer Fertigkeit nachsallen lassen. Nur einige Worte faßte er auf, und legte sie seinen mittelmäßigen Geschöpfen in den Mund, ohne daß sich erklären läßt, wie dieselben auch nur zu so guten, einzelnen Worten möchten gekommen sein. Hier aber glaubte nun L. ganz in seiner Sphäre zu sein, und streuete eine Menge eigener weichlicher Redensarten: „sehrende Augen, theure Heltige, weinendes Lächeln der Liebe, tief dunkle Erde, heiße Schmerzen, die wie ein Blüthenkranz oder wie eine Königskrone getragen werden, weit hinschauender Seelenblick, Engel hluter dem durchsichtigen Schleier eines sterblichen Mädchenkörpers,“ u. s. w. mit besonderer Frei-

gebigkeit, wie Türkisches Garn durch das lose Gewebe seiner Gedankenversuche hindurch, wohl wissend, daß die Mehrheit der Leser schon zufrieden gestellt wird, wenn man sie nur in eine mäßige Wörter-Nährung versetzt.

§. 192.

Wir haben es an einigen wichtigen und freundlichen Schriftstellern, z. B. an Gozzi gelobt, daß sie uns durch den bloßen Namen der Personen auch ihren Charakter schildern, wir wissen vollkommen, was wir zu erwarten haben, wenn Pantalou, Brighella, Truffaldin u. s. w. auftreten, und wir sehen mit Heiterkeit voraus, mit welcher Gattung von Wit uns diese beweglichen Menschen erfreuen werden, völlig überzeugt, daß hier an keine Täuschung könne zu denken sein.

Solche stehende Charakterrollen hat nun auch Lafontaine, und wir wissen genau vorher zu sagen, was es für eine Bewandniß habe mit seinen Landedelleuten, seinen bejahrten Husarenobristen, Schiffskapitainen und Wachtmeistern, und den einnehmenden jungen Rittmeistern, wir kennen seine Minister als bedenkliche Charaktere und versprechen uns von seinen Kammerjunkern nie viel Gutes. Wir wissen es genugsam, wie sich seine vollendet schönen und tugendhaften Fräulein gebehrdend und wir haben es seit vielen Jahr-

ren bei ihm durchforscht, daß auch, die reichste junge Gräfin aus dem ältesten Hause, sich in einen jungen Menschen von weniger oder gar keiner Geburt recht wohl verlieben könne, welches die unbesorgten Oheime oder Eltern und Tanten oft erst zu spät entdecken, wenn das tiefe Herzeleid und große Getümmel gar nicht mehr abzuwenden ist.

Auch seine koketten Mädchen haben wir bis in ihr Innerstes erkannt, und wir wissen es, daß sie sich im Jahre 1811 noch eben so benehmen als in den Schriften von 1791, in denen ihre Künste bereits auseinandergesetzt worden waren.

In den neueren Zeiten hat sich Lafontaine indessen mit diesen firirten Charakteren noch nicht begnügt, sondern ist noch einige Schritte weiter gegangen. Er giebt sich jetzt nicht einmal mehr die Mühe, auf eine neue Historie, oder auch nur auf neue Situationen zu denken, sondern giebt ganz ruhig alles Alte, in einer nur wenig veränderten Form wieder.

S. 193.

Ich weiß nicht, wie der Herzog oder Graf oder Baron hieß, der einst d'Alembert um den ersten Theil seiner Schriften bat. Der Autor sandte ihm denselben, und erhielt ihn nach wenig

gen Tagen mit der Versicherung zurück, das Buch sei köstlich zu lesen, und er bitte um den zweiten Theil. D'Alembert, den Mann wohl kennend, sandte ihm von neuem den ersten und erhielt ihn zurück, mit der Versicherung, dieser zweite Theil sei noch vorzüglicher, und er bitte um den dritten. So ward der erste von neuem gesandt, und galt als dritter, dann als vierter, fünfter, sechster und letzter. Dieser ward endlich zurückgegeben, mit der Anerkennung, er sei über die Maassen vortrefflich, und besonders müsse man das rühmen, daß dieser letzte Theil eine kurze Recapitulation aller früheren gebe.

Ist es nicht wirklich, als halte Lafontaine das Deutsche Publikum für einen solchen Grafen oder Baron, und thut er nicht im Ernst fast dasselbe, was d'Alembert aus Scherz, und nur zur Bestrafung vornehmthuender Eitelkeit unternahm? Indessen irrt er gar sehr; bis dahin ist es mit unserm Publikum noch nicht gekommen. Es hat wirklich den Scharfsinn gehabt, einzusehen, daß die während des letzten Jahrzehnts erschienenen Lafontainschen Schriften, eigentlich schon im vorletzten erschienen sind, und zieht sich deshalb allgemach, von der doppelten, dreifachen, ja vier- und fünffachen Lectüre zurück, die man ihm zumuthet.

Zum Schlusse müssen wir leider auch noch einen beträchtlichen Theil der Lafontainschen Schriften für unsittlich erklären, indem nämlich die Ansicht des Lebens überhaupt, so wie es in denselben geschildert wird, wohl geeignet ist, die Kraft und den Muth der unreifen Jünglinge und Mädchen, die ja fast allein noch Lafontaine lesen, niederzudrücken, oder auf eine falsche Bahn zu leiten. Ferner ist fast in allen das Verhältniß der Eltern zu den Kindern, der Vormünder zu den Mündeln, des Bürgers zum Staate auf eine höchst willkührliche, eitel verkehrte, den genannten Lesern und Leserinnen vielleicht gar gefährliche Weise geschildert worden. — Wie wenig der Verfasser überhaupt mit sich selbst und mit dem Leben einig sei, zeigt er deutlich genug, wenn er zu philosophiren wagt, wo er gewöhnlich mit weichlichen Seufzern, oder mit dem Ausruf: „Arme Menschen!“ schließt. — Daß jede bedeutende Frage an Gott, an die Natur, und an uns selbst, auch eine ewige befriedigende Antwort finden müsse: in Gott, in uns, und in der Natur, daß es deshalb auch für den besonnenen Philosophirenden, und für den Religiösen, keine Klagen ohne Trost geben könne, davon, so scheint es, hat Lafontaine keine Kenntniß an sich gebracht.

§. 195.

August Wilhelm Iffland, (geb. 1759).

Wie bei manchen anderen Nationen die Centrifugalkraft vorherrscht, so bei den Deutschen, im Leben wie in der Kunst, die Centripetalkraft: ein einfaches Wort, das selbst bei einer nur mäßigen Kenntniß der vaterländischen Geschichte, sich leicht rechtfertigt. Bei diesem ewigen Streben nach der Mitte hin, oder bei dieser schon gewonnenen Ruhe in der Mitte, gedeihet das epische Gedicht, der lyrische Aufschwung der Gefühle und die romantische Erzählung am besten. Die Deutschen sind fast alle: monologische Naturen, und als solche erreichen sie das Vortrefflichste, was nur zu erreichen ist. Seltener aber gelingt ihnen das Drama, schon wegen des einfachen Umstandes, weil sie sich meistens nicht an den Dialog im Leben gewöhnt haben, der ihnen deshalb auch in der Kunst nicht geläufig ist. Bei der Tragödie indessen wird dieser Mangel leicht überwogen durch die großartige Kraft in der Ruhe, durch die Erhabenheit der Gesinnung und durch das oft kühn ironische Auffassen des leidenschaftlichsten und bewegtesten Lebens von jenem Standpunkt der Ruhe aus. Im Lustspiele aber wird der Deutsche als Deutscher, obwohl im Besiße des köstlichsten Witzes und Humors, fast immer Schwierigkeiten

finden und sein eigenes Ideel nicht erreichen, eben weil jener Wit und Humor fast immer nur monologisch ist.

Wir mögen uns sperren wie wir wollen, so werden wir doch einräumen müssen, daß Koberbue, dem die höhere Deutschheit gänzlich abgeht, für den dialogischen Wit ein seltenes Talent mitgebracht hat, und daß nur wenige Deutsche Lustspielsdichter des achtzehnten Jahrhunderts in dieser Hinsicht sich mit ihm messen dürfen, wobei nur zu beklagen ist, daß zwei Dritteile jenes dialogischen Scherzes bei K. unerquicklich und fade oben auf schwimmen.

Wir wissen nicht, ob Jffland bei seinem Auftreten als dramatischer Schriftsteller, diese einfachen Bemerkungen vor Augen schwebten, und ob mehr Instinkt oder lange Ueberlegung ihn zu der bekannten Wahl seiner litterarischen Laufbahn veranlasseten. Für die Tragödie fehlt es ihm an Tiefe und Umfang der Phantasie, für das Lustspiel an leichtem Scherz und muthwilliger Beweglichkeit. Dennoch fühlte er ein entschiedenes Talent in sich, das nicht durch die bloße mimische Menschendarstellung auf der Bühne, so kunstreich sie auch sein mochte, befriedigt werden konnte. Da wählte er das dramatische Familiengemälde, zu dessen Bearbeitung ein durch mannigfaltige Erfah-

Erfahrungen, die ein rasch bewegtes Leben geboren hatte, gebildeter Geist, und ein mäßiger Witz, ein gewisser ökonomischer Humor hinreichend zu sein schien.

§. 196.

Es ist mir keinesweges unbekannt geblieben, daß man seit etwa zwölf Jahren angefangen hat, die ganze Gattung der Familiengemälde zu verworfen, und mit einem oft sehr glücklichen Humor die meisten jener Gattung anheimfallenden Stücke zu bekämpfen. Was den letzteren Umstand betrifft, so hat man daran recht wohl gethan, und ich werde es nie verhehlen, daß auch ich mit fröhlichem Eifer das Meinige dazu beizutragen gesucht habe. Ein anderes aber ist die Gattung, ein anderes sind die meistens schwächlichen und verzerrten Abbilder, die man unter dem Namen der Familiengemälde gegeben hat.

Die Gattung soll in Ehren bleiben, denn wahrlich, wenn es dem Deutschen gefiele, sich zu rühmen, so dürfte er es in Hinsicht der Art und Weise wie er das Familienleben ansieht und führt; und hoffentlich wird es auch die Nachwelt verdienen, daß ihr ein treues Abbild davon in schlichten Erzählungen oder in gutem einfachen Dialog auf der Bühne bleibe. Wie manchen halbgelehrten Folianten würden wir nicht freudig weg-

geben für einige gute deutsche Familiengemälde aus dem sechszehnten oder siebzehnten Jahrhundert. Wie würden wir uns freuen, die gute alte Weise unserer Ahnen, wie wir sie jetzt nur in ihrem gesammten Wirken historisch erkennen, in Schauspielen aus jener Zeit treu dargestellt zu erblicken.

Ohne deshalb im mindesten mit Iffland rechten zu wollen über die Wahl jener dramatischen Gattung, gehen wir zu der Frage über, was er in derselben geleistet habe, eine Frage, die um so weniger hochfahrend und leichtsinnig beantwortet werden sollte, je bequemer dieser Hochmuth und Leichtsinn sich handhaben läßt. Auch ist es, dünkt mich, gerade jetzt an der Zeit, da das Publikum von seiner alten Vergötterung für Ifflands Schauspiele längst zurückgekommen und in den entgegengesetzten Fehler der kältesten Gleichgültigkeit zu verfallen scheint, auf den Werth einiger unter jenen vielen Dramen aufmerksam zu machen.

§. 197.

Das erfreulichste Schauspiel, welches uns fast zu Anfange der dramatischen Laufbahn Ifflands begegnet, sind die Jäger, ein Werk das wir nicht als eigentliches Drama betrachten, sondern als eine dialogisirte Idylle, als solche aber fast durch-

gängig geglückt und rein gehalten erscheint. Es ist zur Gewohnheit geworden, Gessners Idyllen zu rühmen, obwohl man sie eben nicht mehr liest; und auch ich will gern in das Lob einstimmen, sobald lediglich von der Melodie der Sprache die Rede ist, durch welche der weichlich zerfließende, vielberühmte Schriftsteller allein sich auszeichnet; sonst aber (ich nehme durchaus nicht Anstand es zu sagen) würde ich recht gern den ganzen Gessner für das einzige, gute, redlich reine, und treue Ifflandische Schauspiel hingeben, und Fontenelle, Bronner u. s. w. noch obendrein.

In den Jägern herrscht durchgängig eine wackere, mit sich einige, altväterliche Land-Deutscherheit, eine fromme, wenn auch mitunter breite, doch nie unangenehme Kraft, eine nervige Rüstigkeit, ein frischer gestählter Lebensmuth, dem man gern folgt, es biete sich ihm nun Freude oder Gram.

§. 198.

Es ist merkwürdig, daß von jener einseitigen und engen Reflexion, jener Gedrücktheit der Charaktere und der angstvollen Ansicht des menschlichen Lebens, die in den meisten anderen Ifflandischen Stücken hervortritt, hier auch nicht die geringste Spur zu erblicken ist. Wenigstens würde man sich irren, wenn man die willkürliche und

für den Moment sehr anziehende Begränzung der Charaktere, die auch in den Jägern bemerkbar wird, mit jener gespannten Peinlichkeit verwechseln wollte, die in einigen seiner späteren Schauspiele obwaltet. Die Empfindung in jenem Stück ist kräftig, Deutsch, ohne Beimischung von Kränklichkeit; doch hin und wieder mit einer leisen Nüancirung vom Elegischen, das der Idylle vollkommen zusagt. Deshalb ist denn auch jeder, auch selbst der entfernteste Anstrich vom Romantischen und Fantastischen, den manche unserer berühmtesten Elegiendichter nicht vermieden haben, gänzlich verwischt worden. Auch Wit und Laune sind von diesem Gemälde ausgeschlossen, und man unterdrückt dabei die etwas frivole Frage gern, ob es Jfflandens wohl eben schwer geworden sei, sie auszuschließen; genug, daß sie wirklich ausgeschlossen werden mußten, um der Einheit und Einigkeit des Ganzen willen. So ertragen wir auch recht gern die an sich sehr gewöhnlichen, fast breiten Reden des Pfarrers über Toleranz, Humanität und Aufklärung, die ökonomischen Ansichten des Schulzen, und die Andeutungen über die bewährte Jägerpraxis des Oberförsters; ja wir ertragen sie nicht bloß, sondern hören sie auch mit Vergnügen, gerade weil sie wirklich hieher gehören. Die Geschicklichkeit, mit der dies alles

ist zum Ganzen geründet worden, beurfundet ein Talent, das sich um so deutlicher zeigt, wenn man sich aller der misglückten Nachahmungen erinnert, die dies Werk, so wie jedes wahrhaft originelle, in Deutschland erzeugte.

§. 199.

Außer dem Oberförster, der mit unlängbarer Wahrheit, als eine wirkliche Person dasteht, ist besonders Anton trefflich, und mit wenigen Zügen hingestellt. Es ist ein ehrlicher, gesunder Deutscher Jüngling, unter nervigen wackern Menschen auferzogen, und von dem Nordwind abgehärtet, der das trauliche väterliche Haus umstürmt. Die Liebe zu Friedriken nuancirt seinen Charakter mit einigen höheren Abundungen, die um so rührender auffallen, je unverständlicher sie ihm selbst zu sein scheinen. Es ist merkwürdig, welch ein besonderes Interesse der Verfasser durch ein einziges unschuldiges und herzliches Gespräch für dieses Verhältniß einzufloßen gewußt hat.

Es ist von besonderem Effekt, daß gerade nach der freundlichsten Unterhaltung, beim fröhlichen Becher, den das herrliche Rheinweinlied würzen soll, das Unglück herein bricht, das die Familie zu Grunde zu richten droht, so wie denn

überhaupt diese ganze Scene, bei einer auch nur leidlichen theatralischen Darstellung eines tragischen Eindrucks nicht verfehlen kann. Auch muß sie nicht eben schwer zu geben sein, da die Worte selbst das Mimische sehr bestimmt bezeichnen.

Man hat den fünften Akt getadelt, als gar zu thränenreich, und hie und da will man sogar etwas Empörendes darin gefunden haben, das dem Totaleindrucke schaden müsse. Allerdings hat er einige verfehlte Scenen; allein der Akt selbst war sonst sehr richtig gedacht, und mußte als etwas Nothwendiges, wenigstens zum Theil so gehalten werden als er gehalten ist. Zu den Einzelheiten, die besonders geglückt sind, scheinen mir auch noch die Worte der Oberförsterin „Hier steht auch alles noch, wie wir es vorhin verlassen haben,“ zu gehören, die wegen ihrer Einfachheit und Wahrheit ansprechen müssen.

Ueber die Fortsetzung der Jäger „das Vaterhaus“ sind die Stimmen so einig, daß davon nicht weiter die Rede sein kann.

§. 200.

Ich glaube bei jedem Leser von reinem Gefühl gerechtfertigt zu sein, daß ich über jenes ländliche Familiengemälde so ausführlich und mit besonderer Liebe gesprochen habe, indem es jetzt in der That selten zu werden anfängt, Jfflanden

als dramatischem Schriftsteller Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

Leider blieb indessen Iffland nicht auf jenem Wege, der uns die Jäger brachte, er schrieb die Mündel, Verbrechen aus Ehrsucht, und ähnliche Schauspiele, in denen leider nur der trockene Ernst des gemeinen Lebens, zwar kraftvoll, doch in unerquicklicher breiter Prosa hingestellt worden ist. Dennoch erkennen wir gern jedes Verdienst an, das sich nur irgend anerkennen läßt. Wir finden in den „Hagestolzen,“ eine gedrückte, gequälte, sorgsam zugemauerte — Poesie, der nicht viel mehr fehlt, als die Erlaubniß, sich Lust zu machen. Wir finden im „Frauenstand,“ ein verblühtes Mädchen, das ehemals einen Jüngling liebte, der jetzt als der Gatte einer Fremden neben ihr steht, und wir halten es für ein Analogon von tragischer Poesie, daß dieses Mädchen jetzt ihre ganze Kraft an den einzigen Moment setzt, in welchem ihr jener Mann das Geständniß thun soll, er sei unglücklich verheirathet. Auch in dem „Herbsttag, der Aussteuer, der Selbstbeherrschung, der Reise nach der Stadt“ u. s. w. finden wir manche wohl gelungene, angenehme Situationen, besonders dann, wenn wir dem Verfasser den Grundsatz zugeben, daß das Schauspiel nur durch die Darstellung auf der Bühne vollständig werden soll.

Ueber das Verfehltete der meisten Ifflandschen Stücke noch ausführlich zu reden, halten

wir für sehr überflüssig, indem dasselbe mit ganz besonderer Klarheit fast jedermann in die Augen leuchtet. Es beruht desselbe, um es mit sehr wenigen Worten zu sagen, auf der Ansicht vom Leben überhaupt, von dem Staat, von den Bürgerpflichten, vom Geld und von der Liebe.

§. 201.

Am Schlusse des Jahrhunderts befand sich das Deutsche Theater fast ausschließlich in der Gewalt Ifflands und Kotzebues: indem die früheren Dramatiker der Deutschen fast ganz übersehen würden, und die gleichzeitigen besseren dem an die höchste Bequemlichkeit gewöhnten Publikum zu schwer zu genießen waren. Goethe's Dramen wurden fast ganz von der Bühne entfernt, Schiller lebte nur in seinen weniger geglückten Dichtungen auf derselben, und von Lessing war gewöhnlich nur dann die Rede, wenn es galt eine gewisse Gattung von Vornehmthuerei durch den Schein von antiklassischer Belesenheit zu befriedigen, oder wenn die französische Poetik durch die aristotelische sollte geschlagen werden. Wie man mit Shakespeares Werken verfuhr: darüber wollen wir lieber ganz schweigen, denn es ist in der That schmerzlich, daran zu gedenken.

Als Romandichter galt nur Lafontaine; und wenn man auch nebenbei noch Goethe's Meister und Richters Hesperus bewunderte, so erholte

man sich doch bald wieder bei jenem der so gar sehr leicht verständlich, weich und behaglich erschien.

§. 202.

Taschenbücher erschienen jährlich in großer Anzahl, allein die wenigsten von ihnen dauerten auch nur das Jahr lang aus, für welches sie bestimmte waren. Vergeblich sah man sich nach einem neuen lyrischen, tragischen oder epischen Dichter um, der auch nur auf eine halbweg erträgliche Weise mit den früheren Deutschen Poeten in dieser Gattung hätte in die Schranken treten dürfen. Es schien fast alles nur für den Moment berechnet, und selbst diese traurig enge Berechnung trog nicht selten.

Auch in der Kritik herrschte Lähmung. Man getraute sich nicht mehr recht, mit der größtentheils veralteten Baumgartenschen Aesthetik hervorzutreten, die Wolfische Philosophie hatte in dieser Hinsicht wenig Ausbeute gegeben, die Kantische war für diesen Zweck noch wenig verarbeitet worden, und Schillers tiefsinnige ästhetische Aufsätze waren größtentheils unverstanden geblieben, oder gar rasch versportet und abgewiesen worden.

§. 203.

Wenn aber die Noth am größten ist, so ist — zwar nicht immer die wahre Hülfe am nächsten, doch gewiß immer eine kleine Anzahl von Menschen, welche Kraft und Kühnheit genug haben, helfen zu wollen. So auch damals. Es begann noch in den letzten Jahren des abgescbies

denen Säkulum eine philosophisch ästhetische Revolution, durch die sich das litterarische Deutschland gewissermaßen in drei Theile zerlegte: in die Alten, welche sich bereits zur Ruhe gesetzt hatten, und das worauf sie ruhten für das einzig Wahre und Rechte hielten, in die Neuen, die den alten Thron umstürzten, und ein neues Evangelium verkündigten, und in die, welche die damalige Revolution nur für einen nothwendigen Durchgang hielten, sonst aber meinten, man solle sich weniger mit Worten als mit Werken bekämpfen. Sie vermahnten oftmals, nicht jegliche Kraft an die Theorie und Polemik zu wenden, damit nicht über dem Kampfe, der Sieg verloren gehe. Noch könnte man auch eine vierte ungemein große Parthei annehmen, die leider gar nicht recht in das Reine bringen konnte, wovon denn eigentlich die Rede sei, und eben deshalb nicht begriff, wie man sich so streiten könne über Dinge, die doch wenigstens nicht sonderlich in das praktische Leben gehörten. Es waren die ästhetischen Latitudinarien oder Indifferentisten, an welchen Deutschland leider immer einen betrübten Ueberfluß gehabt hat, während man sie in Frankreich fast gar nicht kennt, wo die Poesie, wenigsten das Theater, als schlechtthin interessant sein sollend betrachtet wird.

§. 204.

Eine genaue, ruhig besonnene Darstellung jenes philosophisch ästhetischen Kampfes, eine klare

Schilderung aller der Männer und Jünglinge, die auf irgend eine Weise an demselben Theil nahmen, eine freundlich gerechte Auseinandersetzung dessen, was in dem ersten Jahrzehnt des neunzehnten Jahrhunderts von den Deutschen Dichtern geleistet wurde, besitzen wir noch nicht, obgleich in mancher Hinsicht schon Einzelnes dafür geleistet worden ist. Gegenwärtigem Werke kann eine solche Schilderung nicht zugehören, da sich dasselbe nur dem achtzehnten Jahrhundert gewidmet hat. Ich glaube indessen diese Schrift nicht besser schließen zu können, als wenn ich hier mit kurzen Worten andeute, wie eine Geschichte der Deutschen Poesie während des ersten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts, nach meiner Ansicht könnte ausgeführt werden.

§. 205.

Wir bemerken zuerst als Verkünder der neueren Zeit: Fichte's Wissenschaftslehre und Schillers Horen, zu welcher Zeitschrift die bedeutendsten Schriftsteller Deutschlands mit größerer Vertraulichkeit sich zu vereinigen schienen, als es bis dahin gewöhnlich war. Dann traten auf, theils vereint, theils einzeln, folgende Schriftsteller, bei denen wir stets diejenigen Werke nennen werden, die uns als die charakteristischsten, wirkungsreichsten, den meisten Kampf veranlassenden; nicht immer aber als die vortrefflichsten erscheinen. Wir werden sogar in historischer Hinsicht manches anführen müssen, was unserm

ästhetischen Gefühl keinesweges zusagt, völlig überzeugt, daß der besonnene Leser gar wohl werde zu unterscheiden wissen. — August Wilhelm Schlegel (Metrische Uebersetzung des Shakspear. Gedichte. Charakteristiken und Kritiken. Ehrenpforte. Jon. Vorlesungen über die dramatische Literatur). Friedrich Schlegel (Charakteristik Forsters und Lessings. Das Athenäum. Markos. Altfranzösische Ritterromane. Gothische Kunst. Vorlesungen über die neuere Geschichte). Novalis (Fragmente. Gedichte. Heinrich von Ofterdingen). Ludwig Tieck (Stete polemische Verührung mit der neueren seichten Aufklärung und der prosaischen Ansicht der Poesie, der gestiefelte Kater, die verkehrte Welt, der Prinz Zerbino, poetisches Journal u. s. w. Der blonde Ekbert, Märchen. Genoveva. Bearbeitung der Minnelieder. Alt-Englisches Theater). J. Schleiermacher (Beurtheilung Engels im Athenäum. Reden über die Religion. Uebersetzung des Platon). A. F. Bernhards (Bambocciaden. Kritiken. Kynofarges. Philosophische Sprachlehre). J. G. Seume (Gedichte. Popular-philosophische Schriften. Reisebeschreibungen). J. D. Falk (Satyrische Schriften. Regeneration seit 1802. Prometheus. Vermischte Aufsätze, das Leben und die Kunst betreffend. Neuere satyrische Schriften. Elysium und Tartarus). Friedrich Rochlik (Musikalische Zeitsuna. Glycine. Denkmale glücklicher Stunden). Gustav Schilling (Guido von Cohnsdom und

ähnliche Romane). Karl Spazier (Musikalische Aufsätze. Herausgabe der Zeitung für die elegante Welt). August Wahlmann (Novellen. Herodes vor Bethlehem. Maske. Gedichte. Nach Spaziers Tode, Redakteur der Z. f. d. e. W.) K. L. v. Woltmann (Geschichte der Reformation, Geschichte und Politik, Zeitschrift. Johann von Müller. Der westphälische Frieden). G. Merkel (Frauenzimmerbriefe. Der Freimüthige). Sophie Brentano (Gedichte. Amanda und Eduard. Bunte Reihe kleiner Schriften). Friedrich Hölderlin (Hyperion). Karoline Pichler (Gleichnisse). K. L. M. Müller (Novellen, Gedichte, Uebersetzungen). Clemens Brentano. (Godwi. Die lustigen Musikanten. Ponce de Leon. Des Knaben Wunderhorn). August Klingemann (Romano. Memnon. Ueber die Jungfrau von Orleans. Mehrere Recensionen in der Zeitung für die elegante Welt. Theater). Colfin (Regulus. Coriolanus). Franz Horn. (Guiscardo. Luna. Henrico. Geschichte der deutschen Poesie. Octavio von Burgos. Nero. Tiberius. Otto. Kampf und Sieg *) Latona). Zacharias Werner (Söhne

*) Otto, welcher im Jahr 1810 erschien, hat erst einen öffentlichen Beurtheiler gefunden, welcher zwar das gesammte Wesen desselben nicht bezeichnete, jedoch Einzelnes recht wohl erkannte. Ueber den Roman: Kampf und Sieg, (2 Theile, 1811) habe ich bis jetzt (December 1811) noch keine öffentliche Stimme vernommen.

des Thales. Kreuz an der Ostsee. Weihe der Kraft). F. von Schütz (Lacrimas. Niobe. Der Graf von Gleichen). Friedrich Laun. (Mehrere Romane und Erzählungen, unter denen wir das „Schloß Riesenstein“ und die Beiträge zum „Gespensterbuch“ für die bedeutendsten halten). August Apel (Bedeutende Beiträge zur allgemeinen Literaturzeitung und musikalischen Zeitung. Polyidos. Gespensterbuch. Cicaden). Graf von Benzel Sternau (Das goldene Kalb. Pygmäen: Briefe. Jason). Th. Hell (Dramen, Erzählungen, Gedichte). Adam Müller (Vermittelnde Kritik. Elemente der Staatskunst). Julius v. Boß. (Romane. Die Griechheit. Künstlers Erdenwallen. Versuche, den Harlequin wieder auf die Bühne zu bringen. Polemik. Politische Schriften). Christoph Weißer (Sinngedichte. Epigrammatische Anthologie). Friedrich Baron de la Motte Fouqué

Mit Entschiedenheit darf ich sagen, daß er das Höchste und Beste giebt, was ich bisher in der romantischen Poesie zu leisten im Stande war, und ich fordere hiedurch unsere besseren und strengen Kritiker freundlich auf, mir ihr Urtheil über denselben nicht vorzuenthalten. Wohl weiß ich, daß unsere meisten Kritiker nur die Schriften beurtheilen, die sich allenfalls auch im Halbschlummer ganz bequem recensiren lassen; doch nicht minder weiß ich, daß auch noch gar manche geistvolle, gründlich tiefe Kunstkenner unter uns leben, deren Urtheil ich sehr hochachte. Diese sind es, die ich hiedurch besonders auf jene beiden Romane aufmerksam machen möchte.

(Dramatische Spiele. Alwin, ein Roman unter dem Namen Pellegrin. Der Held des Nordens, in drei Schauspielen. Vaterländische Schauspiele, enthaltend: Waldemar und die Ritter und die Bauern. Eginhard und Emma. Die Jahreszeiten, enthaltend Undine *). Heinrich von Kleist (Die Familie Schrockenstein. Käthchen von Heilbronn. Erzählungen. Der zerbrochene Krug). Ludwig Achim von Arnim (Des Knaben Wunderhorn. Die Gräfin Dolores. Halle und Jerusalem). Oehlenschläger (Aladin, oder die Wunderlampe. Hakon Jarl). Carl Giesebrecht. (Armidä. Mnemosyne. Dramatische Studien. Ein noch ungedrucktes Trauerspiel „Conrad v. Hohenstaufen“). Caroline Baronin de la Motte Fouqué (Roderich. Die Frau des Falkenstein. Erzählungen. Briefe über Zweck und Richtung weiblicher Bildung). Louise Brachmann (Gedichte. Novellen). Friedrich Kind (Gedichte. Malven.

*) Es ist hier nicht der Ort, diesen Dichter ausführlich zu beurtheilen. Nur das eine Wort stehe hier über ihn, daß er fast der Einzige unter den Deutschen Schriftstellern ist, der den ganzen großen herrlichen Geist des Mittelalters klar erkennt und darzustellen vermag. Es ist eine heilige Pflicht, jeden würdigen Deutschen aufmerksam zu machen auf den reinen und tiefen, frommen und kräftigen Geist dieses Dichters, der, wenn er auch nichts weiter geschrieben hatte, als das tief sinnige zarte Märchen „Undine,“ schon um deswillen der innigsten Liebe und eines reichen, vollblühenden Dichterkranzes werth wäre.

Zulpen, von denen der zweite Theil seine trefflichste Novelle „die Todtenglocke“ enthält). Otto Heinrich, Graf von Loeben (Guido. Gedichte. Arkadien). St. Schütz (Der Dichter Myrthengrün. Gedichte. Gedanken und Einfälle über Leben und Kunst. Novellen). Görres (Ueber die Deutschen Volksbücher. Recensionen). Ernst Wagner (Willibalds Ansichten des Lebens. Reisen aus der Fremde in die Heimath). von der Hagen (Neue Ausgabe der Nibelungen und des Heldenbuchs). Doen (Sendschreiben über den Titurel. Bedeutende Verdienste um altdeutsche Literatur). Jakob Grimm (Sehr geistreicher Kenner der altdeutschen Literatur). Büsching (Herausgeber mehrerer Volkslieder. Bearbeiter des altdeutschen Gedichts „Der arme Heinrich“). Wolfart (Guntha. Die Katakomben). G. W. Fink (Volkslieder mit Musik, zwar wenige nur, doch unter den wenigen einige voll des wahrhaftesten Gefühls und angenehmer Fröhlichkeit). Hans Karl Dippold (Geschichte Karls des Großen. Gedichte). Gramberg (Kränze. Poetisches Taschenbuch. Sophonisbe, Trspl.) Karoline v. Wolzmann (Blätter der Liebe. Heloise). Karl Streckfuß. (Novellen. Gedichte). Treizschke (Gedichte. Operetten. Bemühungen um Gozzi). A. G. Eberhard (Novellen).

§. 206.

Es kann vielleicht manche Leser befremden,
daß

daß hier auch manche Namen genannt worden sind, die nur eine geringe Bedeutung in sich tragen, mitunter so gar nur die Mittelmäßigkeit und Verfehltheit bezeichnen. Historische Beziehung machte die Erwähnung auch dieser nothwendig, denn selbst die Mittelmäßigkeit, und die Bedeutungslosigkeit kann eine betrübte Bedeutung erhalten, wenn sie auch nur — man verstatte das Wort — einem kleinen Streifchen von Zeit, so wie einem Theile des Publikums die Farbe leihet. Manche schrieben ihren Namen nur auf eine rasche Welle der Zeit, doch die Welle wird Eis, und Viele halten dann das Eis für Marmor.

Wenn wir indessen die gesammte Reihe der angeführten Namen genau durchgehen, so werden wir freilich überhaupt, zu manchem traurigen Gefühle Gelegenheit finden; doch wird, so Gott will, auch der Trost nicht ausbleiben. Einige der angeführten Dichter tragen ihn in der That auf die erfreulichste Weise in sich, und strömen ihn reichlich aus.

Jenes traurige Gefühl indessen, findet leider gar manchen Grund, z. B. die anspruchsvolle Selbstgefälligkeit, das liebäugelnde Imponirenwollen des lauten Hochmuths, den egoistischen Sektengeist, der doch nicht einmal die Kraft hat, eine Sekte zu bilden, viel weniger eine Schule. Wir bemerken ferner: Zu viele Kraft geht verlo-

ren in der steten Hinneigung zur analysirenden Kritik, welche bei den meisten neuesten Dichtern über die producirende Kraft die Oberhand gewonnen hat. Man verschwendet das Talent, welches, mit Religion und Fleiß vereinigt, selbstständige Dichterwerke zu schaffen im Stande wäre, für den bloßen Streit um Poesie.

§. 207.

Manche wollen besser schreiben als gut, und schreiben darum schlecht, manche haben sogar ihre ganze eigene Natur verloren, und gehen gefesselt nur in vorgezeichneten Bahnen. Manchen scheint der Inhalt des Gedichts fast nur ein lästiger Hausrath, und sie streben nur nach der Form, oft sogar lediglich nach der Form der Form. Zwei Drittheile der neuesten Gedichte, erscheinen uns wie trübe und doch dünne Luft, ganz besonders sind die meisten Sonette in diesem Geiste gedichtet, der kein Geist ist.

Man prunkt mit dem Heiligsten, man schleppt gleichsam das heilige Feuer der Besta auf den geschwägigen Krämermarkt, man läßt die Poesie verflüchtigen und verrauchen, wie Vitriol und Naphtha, und die purpurrothe Fahne der Deutschnheit zum Fenster hinaus flattern.

Manches Talent geht unter im Streben nach charakterloser Allgemeinheit, welche man mit trauriger Vornehmheit „Griechheit“ zu nennen wagt. Mit Freiheit gegebene erfreuliche Begrenzung,

und bedeutungsvolle Tiefe, die sonst den Deutschen so eigen war, erblicken wir nur selten.

Auch der edle Stolz, ohne den kein Mann leben, kein Dichter dichten kann, ist bei einem großen Theil der Deutschen Schriftsteller verloren gegangen, und an dessen Stelle kam auf der einen Seite egoistischer Hochmuth, auf der andern kleinlaute Verzagtheit, wodurch die Fantasie gelähmt und das Gemüth erkältet worden ist.

Selbst die Freundschaft ist unter den Dichtern seltener geworden, und eitle Selbstsuchtheit ahndet nicht, daß jene wahrhaftige Tochter der Wissenschaft, auch die ewige Lebenslust habe für die Schöpfungen der Poesie. Nie aber ist eine Zeit gewesen, in der es den bessern Dichtern so heilige Pflicht hätte sein müssen, sich zu vereinigen in Wort und That, zu einem freien, edlen Dichterbund.

§. 208.

Was uns indessen Trost gewähren kann, sind einzelne große und herrliche Dichterheroen, deren ganzen Werth auseinander zu sehen, dem Werke selbst, welches sich mit der Geschichte des ersten Jahrzehnts des neunzehnten Jahrhunderts beschäftigt wird, überlassen bleiben muß. Ferner müssen wir anerkennen, daß bei aller Verkehrtheit und Mittelmäßigkeit einiger Einzelnen, dennoch die Gesamtmasse von Geist und Talent der heutigen Schriftsteller größer sei als zu irgend einer andern Zeit. Das Publikum, theilweise nüchtern,

erkältet und erschöpft, theilweise aber gebildeter als jemals, verlangt nach dem Bedeutenden und Trefflichen, und dieser Umstand läßt kein Entschlummern der geistigen Kräfte der Schriftsteller fürchten, sondern hat veranlaßt und wird noch veranlassen ein höheres Aufgebot der Talente und des Fleißes. Nicht mehr wie sonst kann in unserer Literatur mit gewöhnlicher Scheidemünze gezahlt werden, und so ist denn manches reine gediegene Gold zu Tage gefördert worden und noch gar vieles wird zu Tage gefördert werden. Auch die alte trauliche Liebe der Dichter untereinander, und des Publikums für seine Dichter, wird wiederkehren, und der Weltgeist, der in dem gegenwärtigen Jahrhunderte, fast möchten wir sagen, mächtiger die Flügel regt als je, und vernehmlicher zu uns spricht als je, er, der schon so manchen Irrthum zertrümmerte, er wird die Deutschen wieder hinführen, zu dem was da bleibende Wahrheit und ewiges Leben in sich hat, und Freude die Fülle: Zur Liebe für die Religion und Poesie, zur Liebe die um so inniger sein wird, da alles andere, wonach sie sonst strebte, ihr keine Befriedigung geben konnte. Mit dieser fröhlichen Hoffnung, mit dieser beruhigenden Aussicht will ich dieses Werk freundlich schließen.

Die schöne Litteratur
Deutschlands,
während
des achtzehnten Jahrhunderts.

Dargestellt
von
Franz Horn.

Zweiter und letzter Theil.

Berlin und Stettin,
bei Friedrich Nicolai.
1813.



Dem Leser.

Die Darstellung der schönen Litteratur der Deutschen während des achtzehnten Jahrhunderts, die ich in der Ostermesse 1812 dem Publikum übergab, ist mit einer so freundlichen Theilnahme aufgenommen worden, daß ich mich dadurch nicht etwa zu einer müßigen Behaglichkeit, sondern vielmehr zu neuer Arbeit, in Beziehung auf jenes Werk, veranlaßt fühlte. Ich erkannte zwei Mängel an demselben, die in naher Verwandtschaft mit einander, gar wohl eine Veränderung und Verbesserung zulassen. Eines Theils waren manche

deutsche Dichter und Prosaiſten mit einer faſt epigrammatiſchen Kürze behandelt worden, ſo daß man ſich wohl nach einer gewiſſen epiſchen Ausführlichkeit und dem weiteren Auszeichnen der ſchriftſtelleriſchen Charaktere ſehen konnte. Andern Theils vermißte ich ſelbſt manche wirklich ſchätzbare, ſo wie noch mehrere, wenigſtens in temporärer Beziehung, nicht unwichtige Schriftſtellernamen gänzlich, und es war voraus zu ſehen, daß auch dem Leſer, beſonders dem genaueren, jene Auslaſſungen bemerkbar werden müßten. So nun, nachdem ich jene beiden Mängel erkannt hatte, dachte ich auf Ergänzungen und Nachträge, die, da ich nunmehr die höchſtmögliche Vollſtändigkeit vor Augen hatte, dergeltalt anwuchſen, daß ſie ein ganzes Buch bilden, welches, unmittelbar ſich anſchließend an jenes frühere Werk, als deſſen zweiter und beſchließender Theil zu betrachten iſt.

Wenn es, nach einem alten Ausſpruche, verſtattet iſt, ſich des Fleißes zu rühmen, ſo

darf ich allerdings sagen, daß man ihn in beiden Theilen dieser Schrift nicht werde zu verkennen im Stande sein, so wie ich denn auch des heitern Glaubens bin, daß die eigne und entschiedne Ansicht, die sich in dem ganzen Buche freundlich mittheilt, hie und da einige Ideen geben und wecken könne, und besser sei als das stete Wiedersagen des schon Gesagten, welches zuletzt in ein betrübt unendliches Wiederholen des wiederholten Wiederholten u. s. f. übergehen kann.

Die bestimmte Ansicht von der Nothwendigkeit einer Litteraturgeschichte der Deutschen während eines so sehr bedeutenden Jahrhunderts, und der Umstand, daß wir in der That noch keine hatten, veranlaßte mich, meine Kraft zu wenden an die Hervorbringung dieses Werks. Wer je etwas Aehnliches gewollt hat, wird die unendlichen Schwierigkeiten kennen, die ein solches Unternehmen mit sich bringt; aber, wie im Leben, so in der Wissenschaft und Kunst, wächst die

Liebe mit den Hemmnissen, die besiegt werden sollen.

Ich schließe mit dem innigen Wunsche, daß der Schriftsteller bald aufstehen möge, der uns eine Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts geben kann, welche die meinige weit übertrifft. Ich hoffe dann der Erste zu sein, der ihm freudig dafür den Kranz reicht.

Berlin, am 10. Januar 1813.

F r a n z H o r n.

Inhalt,

nebst dem Namenverzeichnisse sämtlicher in diesem
zweiten Theile angeführten Schriftsteller.

Von der Erbben.	§ 1.
Nachtrag zu Thomafius.	§ 2.
Tenzel.	§ 3.
Raffenius und P. Müller.	§ 4. 5.
Riemer.	§ 6.
Menke.	§ 7.
Schmolk.	§ 8.
Stolle.	§ 9.
Nachtrag zu Neufirch.	§ 10. 11. 12. 13.
Zu Leibniz.	§ 14.
Zu Feind.	§ 15. 16.
Zu Poffel und Wernack.	§ 17. 18.
Zu Hunold.	§ 19. 25.
Zu Pietsch.	§ 21.
Bemerkungen über das Theaterwesen der Deut- fchen zu Anfange des Jahrhunderts, mit Hinsicht	

VIII

- auf die früheren Zeiten. Recitirendes Schauspiel.
 § 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28.
- Deutsche Opern. § 30.
- Gottscheds Bemühungen für das deutsche Theater.
 Angabe des Inhalts und Kritik der durch ihn
 herausgegebenen deutschen Schaubühne. § 31.
 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40.
- Zu Günther. § 41. 42. 43. 44.
- Picander. § 45. 46.
- Wochen- und Monatsschriften, deren Ursprung
 und Fortgang. § 47. 48. 49. 50. 51.
- Corvinus. § 52.
- Zu v. König. § 53.
- Mangel an bedeutendem Stoff bei den Dichtern.
 Gelegenheitspoesie. § 54. 55. 56. 57.
- Zu Bodmer. § 58.
- J. A. Schlegel. § 59.
- Youngs Einfluß auf den Geschmack der deutschen
 Dichter. Nachahmungen. § 60. 61. 62. 63.
- Zu von Creuz. § 64. 65.
- Abbt. § 66. 67.
- Hirschfeld. § 68. 69. 70.
- Stephanie der Jüngere. § 71.
- Von Sonnenfels. § 72. 73.
- Klop. § 74. 75. 76. 77.
- Allgemeine Bemerkungen in Beziehung auf die Ge-
 schichte der weiteren Ausbildung der deutschen
 Pöteratur. § 78. 79. 80. 81. 82.
- Zu Bürger. § 83.
- Maler Müller. § 84. 85. 86. 87.
- Jung-Stilling. § 88. 89. 90. 92. 92.
- Eschenburg. § 93. 94. 95. 96.

- Von Gemmingen. § 97. 98.
 Anton Wall. § 99. 100. 101.
 Schinf. § 102.
 Wezel. § 103. 104.
 Sophie la Roche. § 105.
 Forster. § 106. 107. 108. 109. 110.
 Spieß. § 111. 112.
 Fr. Schulz. § 113.
 Langbein. § 114. 115. 116.
 Ueber die Robinsonaden. § 117. 118.
 F. A. Müller. § 119. 120. 121. 122.
 C. B. Cramer. § 123. 124.
 Leonh. Wächter. § 125. 126.
 Starke. § 127.
 Grosse. § 128.
 Bentowitz. § 129.
 Demme. § 130.
 Hebel. § 131. 132.
 Hagemeister. § 133.
 Hagemann. § 134.
 Vulpinus. § 135. 136.
 Von Guden. § 137.
 Fessler. § 138. 139. 140. 141. 142. 143. 144.
 Biegler. § 145.
 Kratter. § 146. 147.
 Schikaneder. (nebst Bemerkungen über die roman-
 tische Oper) § 148. 149. 150. 151.
 Klamer Schmidt. § 152.
 Großmann. § 153. 154.
 Ischoffe. § 155. 156. 157.
 Max Koller. § 158.
 Brehner. § 159. 160.

Schlenkerf. § 161. 162.

Von Dertel. §. 163.

Stampeel. § 164.

Neubeck. § 165. 166.

Overbeck. § 167.

Schmidt. § 168.

Bouterweck. § 169. 170. 171. 172.

Nachtrag zu dem Verzeichniß der Dichter des neun-
zehnten Jahrhunderts. § 173.

§. 1.

Otto Friedrich von der Gröben gab im Jahre 1700 ein großes poetisches Werk, das den Titel führt: „Vergonens und seiner tugendhaften Areteen Lebens- und Liebesgeschichte.“ Das Gedicht ist eine fortgehende Allegorie des menschlichen Lebens, das hier einfach und gut mit einer Reise in das gelobte Land und zum heiligen Grabe vorgestellt wird. Das Unglück tritt auf als ein Bruder der Tugend, der hier den Namen Sfortunian führt. Wie oft dergleichen fortgesetzte Prosopopödien späterhin nachgeahmt worden sind, ist Jedermann zur Genüge bewußt.

Das Geburts- und Todesjahr dieses Dichters ist unbekannt, welches um so auffallender sein muß, da er aus einem der ältesten Adelsgeschlechter Preußens entsprossen ist.

§. 2.

(Zusatz zu S. 8.)

Thomastus ist bei dem größeren Theile der Deutschen nur sehr oberflächlich gekannt.

S. Horn Deutschl. Lit. II. Th.

[1]

Es ist das Gerücht zu ihnen gekommen, er habe gegen die Hexenprozesse und den in denselben nur zu häufig vorkommenden Teufel, der hier meistens eine klägliche Rolle spielt, mit Eifer gesprochen und geschrieben. Man schlägt aber dieses Verdienst denn doch ein wenig zu hoch an, indem dergleichen phantastische Fragen (dazu waren sie im protestantischen Deutschland zu seiner Zeit allerdings schon geworden) auch wohl ohne ihn gar bald würden gänzlich gesunken sein. Weniger weiß man, oder will es nicht wissen, daß er das gründliche Studium alter Sprachen ohne Scheu für abgeschmackte Pedanterie erklärte, daß er die Kebsweiberei dem natürlichen Recht durchaus nicht zuwider, daß er selbst der willkührlichen Gewalt der Fürsten schmeichelte, und daß endlich, was den Geschmack betrifft, eine solche Finsterniß in ihm herrschte, daß er den Lohenstein für besser erklärte als sechs Virgile. Für die Berühmtheit seines Namens hat die große Anzahl seiner damaligen Gegner am meisten gewirkt, unter denen sich allerdings gar manche fanden, zu deren Besiegung selbst mittelmäßige Kräfte hinreichten. Es sind hier zu nennen: Alberti, Carpzow, Masius, Placcius, Gabriel Wagner, Tenzel, Tschirnhäusen, Praschius,

Johann Friedrich Mayer, Albrecht Christian Nothe, Ludwig Stolze, Breithaupt, Fecht, Reinbeck (ohne Zweifel einer der gründlichen und edlern), Edzardi, Justinus Meyer, Albrecht, Joachim von Kräfwitz, Johann Andreas Grammlich, u. s. w. Wäre man heut zu tage allgemeiner und genauer unterrichtet über die Art, wie mehrere dieser Streitigkeiten geführt wurden, so würde man vielleicht weniger Aufheben von der Polemik der neueren Schriftsteller machen.

Zum Schlusse muß hier noch des Umstands gedacht werden, daß Thomastus der streng wissenschaftlichen Methode Wolf's sehr abgeneigt war: ein Umstand der allerdings ein neues Licht auf ihn wirft.

S. 3.

Wilhelm Ernst Tenzel, geb. 1649, gest. 1707, gehört freilich, wenn man es mit den Jahreszahlen genau nehmen will, mehr in das siebzehnte als in das achtzehnte Jahrhundert; da er aber für das letztere bei weitem mehr gewirkt hat, als für das erstere; so möge er auch hier eine Stelle einnehmen. Nachdem er mehrere grundgelehrte und steife Werke geschrieben hatte, z. B. de Phoenice, de Polycarpo, de Apophthegmate Ignatii, u. s. w., die aber kein

sonderliches Aufsehn erregt hatten, weil es damals eben nichts Neues war, grundgelehrt und steif zu sein, so schlug er mit einem male um; und suchte den Beifall des größeren Publikums durch eine gewisse behagliche Flachheit zu erringen, und in der That lächelte das Glück einem so humanen Streben. Obwohl feindlich gesinnt gegen den Thomasius*, strebte er ihm dennoch nach, und schrieb das Journal: „Monatliche Unterredungen von allerhand Büchern.“ (1689 bis 1706) die „curieuse Bibliothek,“ versah mit Anmerkungen die „Paquete aufgefangener Briefe“ u. s. w. Auf diesem Wege konnte freilich die Berühmtheit nicht ausbleiben, und die Unsterblichkeit wurde ihm von mehreren Seiten gleichsam in das Haus getragen. Nach Berühmtheit strebte er denn auch, so sehr, daß ihm jeder litterarische Streit, der nur einigermaßen Aufsehn machte, willkommen war. Auf das Publikum hat er gar sehr gewirkt, und sein kritisches Journal ist nicht selten, obwohl meistens ohne ihn zu nennen, von den folgenden Zeitschriftstellern zum Muster genommen worden *).

*) Dennoch gehört auch dieser Schriftsteller zu den vielen Deutschen, welche während ihres ganzen Lebens, trotz aller Gelehrsamkeit und Vielschreiberei, mit drückender

Wer ihn heutzutage noch lieft — und man sollte ihn wegen mancher brauchbaren literarhistorischen Notizen und Bemerkungen nicht ganz versäumen — wird freilich abgeneigt sein müssen, ihn für ein bedeutendes Haupt anzuerkennen, doch immer gern gestehen, daß er, verglichen mit der Mehrheit der jetzigen Journalisten, als ein wahrer Heros in Hinsicht der Gelehrsamkeit, des Fleißes und Nachdenkens erscheint.

I. 4.

(Zusatz zu S. 13.)

Lassenius. (Vorname, Geburtsort und Todesjahr sind unbekannt; doch fällt seine literarische Wirksamkeit in den Anfang des achtzehnten Jahrhunderts.)

Wenn fast sämtliche deutsche Redner des siebzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts in unendlicher Weitschweifigkeit, und in den langathmigsten, Brustverletzenden Perioden sich vernehmen ließen, so ist Lassenius schon um deswillen merkwürdig, weil er und Gottfried Polycarp Müller, als die einzigen genannt werden, die den entgegengesetzten Weg

Armuth zu kämpfen hatten, und es wird als eine betrübte Merkwürdigkeit angegeben, daß er bei seinem Sterben nicht mehr als 30 Thaler hinterließ.

einschlugen, und sich der möglichsten Kürze und Gedrängtheit im Styl befleißigten. Schade nur, daß Lassenius die schöne Gedrängtheit der Sprache, mit der Zerschnitttheit verwechselte, und diese formlose Zerhacktheit eben für das Rechte zu halten schien. In Gottscheds ausführlicher Redekunst (5te Auflage, Leipzig 1759) findet sich folgende in der That merkwürdige Stelle, aus einem seiner geistlichen Werke, die seinen Styl klar zeigt: „Ein Christ sieht den Tod in diesem Kleide nicht an. Was häßlich an ihm ist, läßt er ihm. Das Beste wählet er. Sein Grausen trägt der Tod nur vorn. Hinten ist er ganz lieblich. Es ist ein Wagen der zu Gott fährt. Die Rosse sind schnaubende wilde Thiere, gleichwol sieht man wohl darauf. Ist der Weg gleich krumm, führet er doch zum rechten Zwecke. Ist der Wagen nicht bequem genug? Der Führer ungestüm? Wie bald geht's über! Ist man einmal daheim, achtet man der Fuhrleute nicht mehr. Der Tod, Gottes Bot. Bringt er gleich sein Gewerbe nicht mit süßen Worten an; was schadets? er rede wie er wolle. Ein getreuer Knecht thut nicht mehr, als ihm sein Herr befohlen hat. Ein Gesandter auch nicht. Was Gott dem Tode befohlen hat, muß man für gesnehm halten. Vorhin war der Tod mein Feind.

Jetzt ist er mein Freund worden. Vorhin mein Henker. Der Tod der Sünden Sold. Jetzt ist er mein Erlöser. Mit ihm werde ich alles meines Jammers in der Welt entbunden. Vorhin war er mein Teufel. Er führte mich zur Finsterniß. Jetzt mein Engel. Er führte mich zum Lichte. Vorhin war er mein strenger Gläubiger. Ich sein Schuldner. Jetzt ist die Handschrift bezahlt. Ich bin frei.“ (S. Lassenii Oionitische Erquickstunden. Th. II., S. 15.)

§. 5.

Es ist nicht zu läugnen, daß diese in lauter Stückchen gebrochene Schreibart, besonders auf die Länge, Mißbehagen erwecken müsse, dennoch wäre es sehr zu wünschen gewesen, wenn die Deutschen auf diesem Wege hätten fortfahren wollen. Es ist fast, als müsse der leichte Schriftsteller, der sich zu einem solchen Style zwänge, sich selbst in seiner Leichtigkeit erkennen, denn dieser Pseudo-Lakonismus ist wenigstens ehrlich, da im Gegentheil der geschweifte Stylist einen Nebel um sich zieht, der wenigstens ihn selbst täuscht, doch auch ihn um so ungenießbarer macht. Einzelne dahin schwimmende Blüthen und Blätter gewähren wenigstens einen erträglichen Anblick als mühselig in einander gewundenes dürres Stroh.

Nähere Nachrichten von Lassenius Leben und Schriften vermag ich nicht zu geben, da die mir zugänglichen literaturhistorischen Schriften durchaus keine Auskunft von ihm geben. So kann ich auch von dem obengenannten Müller nur die kurze Nachricht mittheilen, daß er, außer geistlichen Erquickstunden, einen Abriß der gründlichen Oratorie geliefert hat, der aber billig verdächtig erscheinen muß, da Gottsched ihn in Gesellschaft von Benjamin Neufkirchs deutschen Briefen, die sonst wohl niemand loben möchte, als Muster anpreiset.

§. 6.

Dies unter Lassenius steht der überschmengliche Lobredner Niemer, der über den wahrhaft großen, edel bescheidenen Friedrich Wilhelm, Kurfürsten von Brandenburg, folgendes zu Tage gefördert hat: „Sein geringstes Lob ist, daß er unübertrefflich gewesen, und nur der Anfang zu seinem Preise, daß seines Gleichen nie gehört worden. Die Thaten Cäsars sind Kinderspiele gegen seine Kriege; der berühmte Scipio ist nur eine Nebensonne gegen diese Quelle des Kriegeslichts. Hannibals Heldenübungen gegen die Expeditionen unseres Großfürsten sind wie eine Komödie gegen den Verlauf einer wahrhaften Geschichte. Alle Helden der Griechen und Römer

hätten unter ihm, zu Felde und in Belagerungen, kaum Unterofficiere bedeuten können.“

Lehms, Wenzel, Königsdorf u. s. w. stimmen oft in einen ähnlichen Ton, doch bleibt N. unerreichtbar.

§. 7.

Johann Burchard Menke, geb. 1675, gest. 1732. Wichtiger durch das, was er als angesehenener öffentlicher Lehrer und bedeutender Geschäftsmann wirkte, als durch seine literarischen Werke, obwohl manches in seiner Charlataneria eruditerum noch keinesweges veraltet sein dürfte. Er ist der Stifter und Urheber der gelehrten Zeitungen in Deutschland, und, durch ihn geweckt und belehrt, bildete sich bereits im Jahre 1697 die Görlitzische poetische Gesellschaft, die sich 1722 durch eine öffentliche Schrift: de instituto societatis philoteutonicae unter seine unmittelbare Leitung begab. Er war es ferner, der den Grund legte zu der im Jahr 1728 gestifteten deutschen Gesellschaft zu Leipzig, welcher er bis zu seinem Tode vorstand, wo dann der Abt Mosheim diese Stelle übernahm. Seine Zeitgenossen haben ihn sehr hoch gehalten, und als einen bewährten Richter in allem, was nur irgend Beziehung auf schöne Wissenschaften haben mochte, anerkannt. Unter dem Namen

Phllander von der Linde schrieb er vier Bände Deutscher Gedichte, die gleich unerquicklich im ernsthaften wie im scherzhaften Ton, dennoch fast allgemein gelobt, die poetische Armut jener Zeit leider nur zu deutlich erkennen lassen.

Seine anderweitigen Verdienste mögen indeß stets die verdiente Anerkennung finden, und nicht vergessen werden, daß er für die Cultur der Deutschen Sprache, so wie für die Aufmunterung talentvoller Schriftsteller rühmlich gewirkt hat.

§. 8.

Benjamin Schmolz, geb. 1672, gest. 1737. Die Blüthe der geistlichen Poesie in Deutschland fällt in das siebzehnte Jahrhundert, und hat sich hinterher nie wieder zu jener Entschiedenheit und Natürlichkeit erhoben, wenn auch Kraft und Tiefe noch bei manchem Neuern anzutreffen war. Unter diesen Späteren hat vielleicht keiner ein so ausgebreitetes Publikum gefunden als Schmolz, ob er gleich nur ein Nachhall, oft nur ein schwacher Nachhall, von Gerhard, Flemming, Gryph und so weiter ist. Sein Eigenthümliches ist eine oft nicht erfreuliche Süßlichkeit, wodurch er dem sonst löblichen Streben, jeden geistlichen Begriff in eine sinnliche Anschauung und herzenssprechendes Bild zu ver-

wandeln, sehr geschadet, und in neueren Zeiten, worauf indessen nicht viel ankommen dürfte, Spott und Hohn davon getragen hat. Die Titel seiner Schriften tragen fast sämmtlich den Schein der Geziertheit, doch ist er vielleicht durch den Geist seiner Zeit, die sich nicht selten in kindlichen Spielen mit frommen Phantasien und Worten gefiel, zu rechtfertigen. Sie lauten: „Lustiger Sabbath in der Stille zu Zion,“ „Freudenöl in Traurigkeit,“ „das in gebundenen Seufzern mit Gott verbundene andächtige Herz,“ „eines andächtigen Christen allerheiligste Andachtsflammen,“ „andächtiger Herzen Vetalter zur allerheiligen Dreifaltigkeit,“ „schöne Kleider für einen betrübten Geist,“ u. s. w.

Den meisten Einfluß auf ihn scheint das Studium der Schriften des bekannten Christian Seriver (geb. 1626 gest. 1693) gehabt zu haben, dessen „Seelenschatz,“ „Arznei der Betrübten,“ „wohlvergnügte Seelenruh,“ und „rechtgläubiger Christen seeltige Brüderschaft“ u. s. w. während der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts noch sehr viel gelesen wurden und Erbauung gewährten. In der Literaturgeschichte des siebzehnten Jahrhunderts wird von diesem merkwürdigen Schriftsteller ausführlicher die Rede sein.

§. 9.

Gottlieb Stolle, geb. 1673, gest. 1744. Wie es scheint, war es zuerst drückende Armut, welche ihn zur Schriftstellerei veranlaßte, *) so wie man denn auch wohl in diesem Umstande den Grund seiner so vielseitigen und eben deshalb nicht selten oberflächlichen literarischen Thätigkeit finden mag. In der That schrieb er fast über alle Fächer des menschlichen Wissens: historische, besonders literaturgeschichtliche, mythologische, theologische, juristische, medizinische (eine Anleitung wenigstens zur Historie der medizinischen Gelehrtheit), rhetorische und poetische Werke. Nur in Beziehung auf die letzteren ist er hier zu betrachten. Als Dichter schrieb er unter dem Namen Leander aus Schlesien, und gab unter andern den fünften und sechsten Theil von „des Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesenen Gedichten.“

In der Vorrede tadelt er sowohl die großen Lobredner, als auch die Tadler der Poesie, woraus denn der betrübtte Satz hervor zu gehen

*) Zöcher erzählt in seinem Gelehrtenlexicon (Th. IV. S. 856.), daß St. eine geraume Zeit sich bloß mit trockenem Brodte behelfen mußte.

scheint, die Dichtkunst sei eigentlich eine mittelmäßige Sache, und man müsse in Beziehung auf sie völlig neutral bleiben. Nach einer so kläglichen Ansicht sollte man von ihm allerdings noch weniger erwarten, als er wirklich leistete. Unter seinen Gedichten, die er selbst fast alle „galant“ nennt, sind viele schlechte, rohe oder gezwungene Verse, und ob man es ihnen gleich wohl ansieht, daß er sich mit gutem Fleiß und löblicher Anstrengung auf die Verliebtheit und Zärtlichkeit gelegt habe, so will es ihm denn doch nicht immer glücken, unter dieser Schäfermaske anständig oder wichtig zu erscheinen. Eine Eigenschaft wohnt ihm indeß bei, auf die er sich etwas zu Gute thun darf: die Kürze, welche fast alle seine poetischen Versuche bezeichnet. Einige der bessern sind, da sie fast gänzlich verschollen waren, in dem Taschenbuch Luna für 1805 (S. 262 bis 66.) mitgetheilt worden. In den letzten vierzehn Jahren seines Lebens war Stolle Vorsteher der Deutschen Gesellschaft in Jena, deren Schriften er heraus gab.

§. 10.

(Zusatz zu S. 16.)

Benjamin Neukirch, geb. 1665, gest. 1729.
Er machte sich zuerst bekannt durch die Herausgabe des Lohenstein'schen Arminius, den er mit

anschwelenden Lobgedichten auf den Verfasser begleitete (1685), so wie überhaupt seine frühere Poesie nichts weiter war, als ein schwacher Nachhall jenes Breslautschen Choragus. Da er sich nun mehrere Jahre mit jener schwülstigen, von aufgeraffter Gelehrsamkeit starrenden Schreibart befaßt hatte, so wurde er ihrer endlich überdrüssig, und wollte es einmal auf eine andere, ihm natürlicher scheinende Weise versuchen. Er erklärte deshalb im Jahre 1700, in einem Hochzeitgedichte, welches er nach Breslau zu senden hatte, seine gänzliche ästhetische Verfehrung. Dieses Gedicht ist bei den damaligen und später folgenden Dichterspartheien so berühmt geworden, und so oft mit Ruhm oder Tadel belegt, daß eine Literaturgeschichte nicht wohl davon schweigen darf. Es beginnt folgendermaßen:

„Ihr Mäusen helft mir doch, ich soll schon wieder
singen,
Und ein verliebtes Paar in Deutsche Verse bringen:
Und zwar in Schlessien. Ihr kennt dies Land
und mich,
Ihr wißt auch, wenn ihr wollt, wie vor Budo-
rgis sich
Zum Theil an mir ergeht. Jetzt scheinen meine
Lieder

Ihm, wo nicht ganz veracht, doch mehr als sonst
zuwider.

Mein Reim klingt vielen schon sehr matt und
ohne Kraft,

Warum? Ich tränk' ihn nicht in Muskatellersaft,
Ich speiß' ihn auch nicht mehr mit theurem Am-
brakuchen,

Denn er ist alt genug die Nahrung selbst zu
suchen.

Zibeth und Bisam hat ihm manchen Dienst ge-
than:

Nun will ich einmal sehn, was er alleine kann.
Alleine fraget Ihr? Ja, wie gedacht, alleine,
Denn was ich ehemals schrieb, war weder mein
noch seine.

Hier hatte Seneca, dort Plato was gesagt,
Da hatt' ich einen Spruch dem Plautus abgejagt,
Und etwa anderswo den Tacitus bestohlen.

Auf diesem schwachen Grund, ich sag' es unver-
holen,

Baut' ich von Versen oft damals ein ganzes
Haus

Und ziert es noch dazu mit Sinnbildern aus."

S. 11.

Er erklärt es sodann ehrlich, daß er der
Abgeschmacktheiten selber lächen müsse, daß sie
aber dennoch gefallen hätten, und man ihn
sogar dem Opitz vorgezogen habe, den er doch

noch lange nicht erreichen könne. Er beschreibt ferner, wie sauer ihm jetzt das Dichten sei, seitdem er den Horaz gelesen, der den Poeten so viel Last aufgelegt habe. Ehedem sei es ganz anders und leicht gegangen.

„Kommt, sprech' ich oftermals, Gold, Marmel
und Porzhyr,

Nein, denk ich wiederum, flieht, fliehet weit
von mir,

Ihr seid mir viel zu theur bei diesen schweren
Jahren,

Ich habe jung verschwendt, ich will im Alter
sparen.“

Er findet sich dann in den Gedanken, daß seine Verse jetzt den Schlesiern nicht mehr gefallen werden, und kommt endlich auf das Paar, welches er besingen will, dem er das zweideutige Zeugniß giebt, daß bei dessen Liebesgluth Rupidens blinder Rath nicht das Geringste gethan habe, so wie denn überhaupt Cupido und Venus nichts anders als „gemalte Fabelgötzen“ seien. Er preist sie glücklich, daß sie beide schon wissen, wie man sich vermählen müsse, und deshalb kein Kind (Amor) zum Führer zu erwählen brauchen; überhaupt rühmt er ihnen nach, daß sie bereits bei Jahren seien, wo man nicht mehr leicht an die Ueberschwenglichkeit der Liebe glaubt

glaubt *). — Und dieses Gedicht, gegen dessen vollendete Platitude, jeder Lohensteinische Schwulst wahrhaft erfreulich und anziehend ist, hat man nicht bloß zu der Zeit als es erschien, vortrefflich gefunden, sondern noch volle sechszig Jahre darauf in Lehrbüchern und ästhetischen Lexicis angepriesen!

§. 12.

Neukirch schrieb der Gedichte gar viele, unter denen auch manche Satiren sind, ferner: Galante Briefe, eine poetische Uebersetzung von Fenelons Telemach, und eine Lobrede auf die berühmte Königin von Preußen Sophie Charlotte, welcher letztere Panegyrikus von der Leipziger Poeten-Sekte als ein Muster deutscher Rhetorik bewundert worden ist.

Könnte indeß irgend ein äußerer Umstand die Kritik gefangen nehmen, so dürfte vielleicht bei N. ein solcher eintreten. Fast sein ganzes Leben war ein fortgesetzter Kampf mit der drückendsten Armuth, und selbst seine Kenntnisse, sein Fleiß, und seine poetischen Bemühungen konnten die gemeinsten Sorgen des Lebens nicht

*) S. des Herrn von Hoffmannswaldau und anderer Deutschen auserlesene Gedichte, Theil VI., Leipzig, 1709. S. 101 ff.

von ihm abwehren. Er lebte mehrere zwanzig Jahre in Berlin, in ewiger Bemühung, ein Amt zu erhalten. Es verging fast kein Fest bei Hofe, welches er nicht besang, er pries in gar vielen Gedichten den Kurfürsten Friedrich III., nachmaligen ersten König von Preußen; aber es scheint, als sei dies alles dem gefeierten Manne nicht zu Gesicht gekommen, denn der sonst bekanntlich milde und freigebige Fürst hat nie etwas für ihn gethan. Neukirch klagt oft über das stete Weisgeschick das ihn plage, dennoch verließ er Berlin nicht, welches er überaus geliebt zu haben scheint, und wenn er auch stets sich in der Hoffnung auf die Hülfe des Fürsten getäuscht sah, so wurde dennoch seine Verehrung und Liebe für ihn nie geringer. Er spricht dieses Gefühl recht häufig, besonders aber in einem Gedichte bei Gelegenheit der Aufsführung der Statue des großen Kurfürsten nicht ohne Weichheit aus. Nachdem er den König unendlich gelobt, klagt er, daß, während sich alle seiner Milde erfreuten, nur er verlassen bleibe, und schließt dann:

„Doch thue was Du willst, ich ändre nicht den
Sinn,

Ich liebe dennoch Dich, ob ich gleich elend bin,
Heiß mir, wenn Dir's gefällt, bei wilden Mohren
leben,

Ich will bei Möhren auch Dein wahres Lob er-
heben.

Versage mir das Brodt, das von der Tafel fällt;
Ich singe dennoch fort. Ja, ich will, großer
Held,

Sollt' ich noch ärmer sein, sollt' ich auch Hun-
gers sterben,

Doch die Unsterblichkeit durch Deinen Ruhm er-
werben."

§. 13.

Wie man auch über diese Gesinnung und die Art sie auszusprechen denken möge, sie zeigte sich, wenigstens ehrlich; denn N. hat nie aufgehört Friedrichen zu besingen, und es kann keinesweges als Lohn angesehen werden, daß er endlich eine Professur bei der neu angelegten Ritterakademie in Berlin erhielt, denn diese Stelle war ohne Gehalt. Nach des Königs Tode ging er als Unterhofmeister des Erbprinzen nach Anspach, wo er endlich durch die Uebersetzung des Telemach den Hofrathstitel erhielt, und den Rest seines Lebens unter erträglichen Umständen zubrachte.

Die letzte Ausgabe seiner Gedichte erschien zu Regensburg 1744. Früherhin, im Jahre 1727, hatte ein überaus schlechter Reimer, Namens Hanke, die Neufirchischen Satiren, ohne

Erlaubniß des Verfassers, einer Sammlung seiner eignen poetischen Versuche einverleibt.

§. 14.

(Nachtrag zu S. 24.)

Auch den großen Leibnitz drückt der gerechte Vorwurf, daß er nicht selten seine eigene Schriftstellermürde, und, was noch mehr ist, die Würde seiner Nation, in Beziehung auf das Ausland, vergessen habe. Ein solcher Vorwurf muß bewiesen werden, und so stehe hier denn der traurige Beleg. Huetius hatte, im Anfange der siebziger Jahre des siebzehnten Jahrhunderts, die Besorgung einer Ausgabe der alten klassischen Schriftsteller, zum Gebrauche des Dauphin, übernommen. Die Arbeit wurde unter manche bedeutende Gelehrte vertheilt, und auch Leibnitz nicht vergessen. Er ging den Antrag ein, bat aber, daß man ihm einen Autor anvertrauen möge, bei welchem er als Philosoph sich zeigen könne. *) Er wählte sich mit großer

*) Er gab bei dieser Gelegenheit der Philosophie das Beiwort der gesunden, eine Bezeichnung, die in seinem Munde sich allerdings gar wohl ausnimmt; heut zu Tage aber, nicht selten als Euphemismus für „Gesmein“ gebraucht wird. Ueberhaupt ist leider dann am meisten von Gesundheit die Rede, wenn die Mehr-

Bescheidenheit den Martianus Capella, den er als einen geistreichen Schriftsteller anerkannte. Seine Arbeit ist leider verloren gegangen, nicht aber ein Brief, den er bei dieser Gelegenheit an den Huetius schrieb, obwohl man gar sehr wünschen möchte, daß irgend ein Zufall ihn vernichtet haben möchte. Da ihn aber leider auch die *Sylloge nova epistolarum varii argumenti* (volumen I. libros 3. priores continens, Norimbergae impensis hered. Felseckeri 1760) aufgenommen hat, so würde es doch vergeblich sein, ihn ignoriren zu wollen. Es heißt hier: *Id enim fateor, tametsi neque ingenium, neque doctrinam mihi arrogem, diligentiae tamen laudem aliquando apud aequos censores consecutum. Et quid aliud expectes a Germano, cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relictæ est?* Wollen wir ihm auch das erste Punktum, in welchem er sich selbst so großes Unrecht thut, vergeben, so ist ihm doch das Zweite, in welchem er ein so klägliches kleintäutes Wort über eine ganze edle und geistreiche Nation ausspricht, durchaus nicht zu verzeihen,

heit sich krank fühlt, und dennoch, hochmüthig wie immer, mit Kraftgefühl sich brüstet.

wie denn auch bereits Lessing, in den Litteraturbriefen (Th. IV. S. 354.) etwas Aehnliches geäußert hat.

§. 15.

(Nachtrag zu S. 30.)

Barthold Feind, geb. 1664, gest. 1721. Dieser Schriftsteller gehört zu den seltsamsten Erscheinungen in unserer Litteratur. Bei einer nicht gewöhnlichen Anlage zur Philosophie, die sich indessen mit der steten Hinnneigung zu einer trüben Gattung von Mystik schlecht vertrug, scheint sich zuletzt noch ein mit jenen Bestrebungen schwer zu vereinigender, unglücklich verworrener Eifer für die Politik seiner bemächtigt zu haben, der bei der Ohnmacht, in der er sich befand, seinen Träumen Realität zu geben, eine Art von Wahnsinn in ihm erzeugen mochte, von dem sich allerdings Spuren in seinen Werken nachweisen lassen. Die Richtung für Politik gewann er wahrscheinlich auf einer Reise durch Frankreich und Italien, dann trat er in Schwedische Dienste, ward aber bald darauf (über das Wie und Warum herrscht gänzlich Dunkel) seiner Freiheit beraubt, und endete sein Leben im Gefängnisse.

§. 16.

Unter seinen Gedichten (Stade 1708) sind

zwei besonders merkwürdige. Das eine, 36 Seiten stark, führt die Ueberschrift: „Die vornehmsten Weltweisen,“ und giebt ein rühmliches Zeugniß von seinem Fleiße in der Geschichte der Philosophie, indem er hier die Darstellung jedes bedeutenden älteren und neueren philosophischen Systems versucht hat, wobei wir zuweilen die Gewalt der Sprache, mit der dies Unternehmen ausgeführt worden, achtend anerkennen müssen.

Das zweite ist ein Hochzeitgedicht, und zwar vielleicht das seltsamste, das je verfertigt worden ist. Er fängt an von der Erschaffung der Welt aus dem Chaos, wobei er bald dem Griechischen, bald dem Hebräischen Mythos folgt, dann fallen ihm die ersten vierzehn Verse aus dem Evangelium Johannis ein, und er sucht sie zu erklären, dann kommen ihm Ideen aus dem Plato, Spinoza, Jordanus Bruno u. s. w. und erst ganz am Schlusse besinnt er sich, daß er eigentlich nur zu einer Hochzeit Glück wünschen wollte. — Man findet dieses merkwürdige Poem in der Sammlung der sogenannten Hoffmannswaldauischen Gedichte, Th. VII.

Von seinen Opern werden weiter unten einige angeführt werden.

§. 17.

Christian Heinrich Postel, geb. 1658, gest. 1705. Wir besitzen von ihm unter andern eine Oper: „Die listige Juno,“ zu der ihm ein Theil des vierzehnten Buchs der Ilias den Stoff gegeben hatte. Das Gedicht ist überaus hart und trocken, und geht fast unter in den unmäßig steif gelehrten Anmerkungen, um deretwillen der Text allein geschrieben worden zu sein scheint. Ferner: Gemüthsergözzungen, in einigen Singgedichten, des Koluthus geraubte Helena, aus dem Griechischen übersetzt (ungedruckt), ein würdig schwülstiges Heldengedicht „Wittekind,“ das 1724 von Weichmann herausgegeben ward, der es dem befreiten Jerusalem weit vorzuziehen wagte, und mehrere Opern. Alle diese Schriften verrathen einen blinden Verehrer und mühseligen Nachahmer Lohensteins, einen qualvollen Dichter, dem es überall nur um das aufgeschwemmteste Pathos und die strotzendste Gedunsenheit zu thun ist. Da er aber in dieser Hinsicht fast beispieillos und alle übertreffend dasteht, so konnte er nicht verfehlen, eine ziemliche Berühmtheit davon zu tragen, und noch in späteren Jahren hat der bekannte M. Schwabe seinen Antilongin, die Abhandlung von dem Pathos in den Opern; Leipzig 1734, S. XXVII bis LX aus-

schließlich gegen ihn und seine Oper: *Iphigenia in Aulis* gerichtet.

Noch größer aber war das Aufsehen, das er durch eine litterarische Fehde veranlaßte, an welches Schauspiel die damaligen Deutschen gar nicht gewohnt waren, indem ihre Dichter, ein meistens harmloses und friedliches Geschlecht, die Streitigkeiten nur den Gottesgelehrten und Philosophen überließen. Die Veranlassung dazu war folgende: Der bekannte Epigrammatist Bernack hatte in den Anmerkungen zu seinen in dem Jahre 1697 erschienenen Ueberschriften, häufig gegen die „poetische Zuckerbäckerei“ der Schlesischen Dichter geeifert, und auch von Lohenstein, obwohl er in ihm ein großes Genie und das *Os magna sonaturum* anerkennt, dennoch nicht mit der unbegrenzten Verehrung gesprochen als man damals zu thun pflegte. Hierüber erzürnt, suchte Postel den Bernack durch ein Sonett zu strafen, in welchem er ihn mit einem Hasen vergleicht, der über den todten Löwen zu springen wage.

§. 18.

Allerdings hatte Bernack jetzt Ursache, sich durch die leichtfertige Weise verleßt zu fühlen, mit der man seine nur zu milden Zweifel abfertigen wollte. Aber die Art, wie er sich rächte,

war eben so geschmacklos als unedel. Er richtete nämlich gegen Postel ein sogenanntes komisches Heldengedicht: Hans Sachs, in welchem er den trefflichen Meistersänger als das Symbol der Einfältigkeit darzustellen schamlos genug ist, und ihn Posteln zum geistigen Nachfolger erwählen läßt *).

Postel beantwortete dieses Gedicht mit Stillschweigen, und man darf vielleicht selbst ihm zu trauen, daß er die Verächtlichkeit des Satirikers, der weniger ihn als Hans Sachs geschmähet hatte, genugsam einsah, um nur deshalb zu schweigen.

Postel hat seine Zeitgenossen weniger durch seine Schriften, als durch eine Anekdote aus seinem Leben erfreut, die auch hier einen Platz finden möge, da sie einen Beweis giebt, wie die Ausländer damals auch über das Land Germa-

*) Bodmers rohem Geiste hat indeß jenes klägliche Heldengedicht so sehr gefallen, daß er es von neuem abdrucken ließ, und noch manche Anmerkungen hinzufügte, in denen ein wideriges Behagen sich Lust macht über die platten Schmähungen, die hier den Hans Sachs bestürmen sollten. Es ist doch in der That recht sehr zu loben, daß Goethe all das Volk in den Groschpfaß verdammt, das seinen Meister je verkannt hat.

nien dachten. Als er nämlich nach Florenz gekommen war, fragte ihn der Bibliothekar Magliabechi nach seinem Wohnorte, und da er Hamburg nennen hörte, äußerte er, nicht ohne innerliches Grausen, seine Verwunderung, wie man an einem Orte leben und athmen könne, der dem betrübten Nova Zembla so nahe liege.

§. 19.

Christian Friedrich Hunold (mit dem Schriftstellernamen Menantes), geb. 1680, gest. 1721. Da Postel schwieg, so übernahm Hunold die Fehde gegen Wernack, und da die Sache bisher mit Epigrammen, Sonetten und ähnlichen kleinnern Gedichten geführt worden war, so trieb er sie ins Große, und zwar in die dramatische Poesie, indem er den W. zum Helden eines Lustspiels machte. Das Stück heißt: „Der schwärmende Pritschmeister oder schwärmende Poet“ (Cölln, bei Peter Marteau dem jüngern, 1704), und zeigt fast überall von unächter Indignation und fruchtlosem Haschen nach Witz.

Der edle Zorn, so darf man allerdings behaupten, ist jedesmal von einem gewissen großartigen Witz begleitet; der gewöhnliche Grimm und Aerger ist convulsivisch und widrig. H. hatte nicht einmal das Talent, alle Ausbrüche desselben seinem Possenspiele einzuverleiben, sondern

mußte, um es auch der Menge verständlich zu machen, noch manche armselige Anmerkung hinzufügen. W. beantwortete diese Komödie nicht; nur gegen die satirischen Briefe des Menantes richtete er einige Epigramme, die ihm noch tief unter Postel den Platz anweisen. (Vergl. meine Geschichte der deutschen Poesie S. 173.)

§. 20.

Nach diesem nicht glorreichen Ausgang der Fehde suchte W. den litterarischen Ruhm auf gar mannigfaltige Weise. Er gab heraus: „Neu: meisters allerneuſte Art, zur galanten Poesie zu gelangen,“ schrieb mehrere „Theaterstücke,“ eine „Manier wohl zu leben und zu reden,“ eine „Oratorie,“ „Briefe,“ den „satirischen und den akademischen Roman,“ die „Europäischen Hofe,“ zwölf kleine „Sammlungen von Gedichten“ u. s. w.

Wenn Lustigkeit des Gemüths und Leichtigkeit zu reimen, ein Talent genannt zu werden verdienen, so kann man ihm ein solches nicht absprechen; nur ist es betrübt, daß jene Lustigkeit gar häufig in Gemeinheit, und jene Leichtigkeit in gänzliche Inhaltsleere ausartet. Da es aber damals in Deutschland eine große Menge von Lesern gab (vielleicht sind dergleichen auch heute noch zu finden), die sich jedem Nachden:

ken weigerten, so mußte ihnen ein Mann wie M., der solche Anforderung durchaus nicht macht, recht willkommen sein. Wirklich hat er auch Epoche gemacht, und man sah in ihm einen gar köstlichen Spaßmacher, dessen Quodlibets besonders bewundert wurden. Seine Schriften sind deshalb nicht unwichtig, weil sie uns manches aus dem geselligen Leben und den Ergößlichkeiten unserer Vorfahren ahnden lassen, worüber wir in der That nur zu wenige Nachrichten haben.

Hunolds unstetes und flüchtiges Leben war interessant genug, um Stoff zu einer eigenen Schrift zu geben, die unter dem Titel: „Geheime Nachrichten und Briefe von Herrn Merantes Leben und Schriften,“ Eöln, 1731 erschienen ist.

§. 21.

Johann Valentin Pietsch, geb. 1690, gest. 1733. Obwohl von ziemlich kaltem Geiste, wurde er durch den Prinzen Eugen und dessen Sieg bei Temeswar, zu einem Lobgedichte befeuert, welches ihm nicht bloß eine Professur der Poesie in Königsberg (1717), sondern auch einen unendlichen Beifall in Deutschland zu wege brachte. Wer es heut zu Tage liest, wird Mühe haben, diesen Applaus zu begreifen, wenn er sich nicht erinnert, daß die Deutschen damals ein recht beson-

deres Talent zum Bewundern hatten. Vietsch gebrauchte seine Poesie fast nur für hohe Häupter: er besang den Römischen Kaiser und dessen Böhmische Krönung, alljährlich den Tag, der Preußen die Krone brachte, die Russische Kaiserin und den König von Polen; auch sah er den seltenen Erfolg, daß diese Lobgedichte mit Milde aufgenommen und reichlich belohnt wurden. Ein weitläufiges, ziemlich mattes Passionsgedicht erhielt durch Handels Musik Leben; doch als er endlich auch ein nicht minder weitläufiges Heldengedicht auf Kaiser Karl VI. begann, verließ ihn plötzlich die Begeisterung, und er vormochte dasselbe nie zu Stande zu bringen, worüber die Mitwelt nicht genug klagen konnte, die Nachwelt aber sich bereits getröstet hat. Unter seinen geistlichen Gedichten ist vielleicht nur ein einziges, das von wahrer Feuer und Kraft zeigt: „O Ewigkeit, du Donnerwort,“ u. s. w. Doch findet sich gerade in ihm manche störende Vernachlässigung des Einzelnen.

Gottsched, Vietschs Schüler, hat im Jahre 1724 eine Sammlung Vietschescher Gedichte herausgegeben, und während seines ganzen Lebens es sich zur eifrigsten Pflicht gemacht, seinen Lehrer über alle Gebühr zu preisen, in welchem Geschäft er sich selbst durch den später:

hin von mehreren Seiten einbrechenden Spott durchaus nicht irre machen ließ. Eine vollständige Ausgabe von P's Gedichten besorgte der Professor Bock 1740.

Man vergleiche über P. die kritischen Beiträge zur Geschichte der Deutschen Sprache und Poesie, Band IV.

§. 22.

Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts finden wir in Hinsicht der Schauspiele eine große Unsicherheit des Geschmacks, der bereits anfang mit den freilich steifen, aber original Deutschen Haupt- und Staatsactionen, und rein lustigen, grell lachenden Possenspielen unzufrieden zu werden; aber nicht im Stande war, etwas Besseres zu geben. Die Fürsten und die vornehmere Welt hielt sich schon eine geraume Zeit zu den Französischen Dichtern, und überzeugt, daß nur eine correcte zarte Ernsthaftigkeit und Scherzhaftigkeit auf Beifall Anspruch machen dürfe, bezeugten sie sich spröde und unfreundlich gegen die Deutschen Stücke, durch die sich ihre Vorfahren so oft erbaut und belustigt gefühlt hatten. Wir finden zwar, daß noch im siebzehnten Jahrhundert manche Deutsche Höfe, z. B. der Braunschweigische, Badensche, Württembergische u. s. w. sich mit Eifer des Deut-

sehen Schauspiels annahmen; doch in den ersten Decennien des achtzehnten treffen wir bereits Französische Schauspieler in Deutschland, z. B. unter Friedrich I. in Berlin. Die Deutschen Hofdichter, unter denen Johann von Besser sich allerdings auszeichnet, mußten sich begnügen, in den sogenannten Wirthschaften ein Analogon des Deutschen Drama zu geben, welches nur durch eine Vermischung mit Musik und Tanz, so wie durch fantastische Kleiderpracht und Decorationen imponiren konnte.

§. 23.

Das altdentsche Trauerspiel hatte sich insbesondere durch die Großartigkeit des Stoffs, durch die Redlichkeit und Treue in der Gesinnung, und durch eine ruhig pathetische feierliche Darstellung der vornehmen und tugendhaften Charaktere gehalten, wobei man den Dichtern gern ein wenig Ungeschick in der Anlage und Steifheit in der Ausführung zu Gute halten konnte. Nicht ohne guten Sinn für die Eigenthümlichkeit der Mordern, hatten die Dichter fast immer nur der romantischen Tragödie nachgestrebt, und den tiefen Ernst des Lebens und des Geschicks durch eine gewisse ehrliche Parodie zu mildern gewußt. Das sogenannte reine Trauerspiel erscheint uns leicht öde und peinlich, und es ist sehr wohl gethan,

than, wenn der Dichter den ernsthaften Helden und Heldinnen einen freundlich scherzenden Charakter zur Seite stellt, der jenen schmerzhaften Ernst gleichsam erst aus der dritten und vierten Hand erhält, und den Muth behauptet, durch eine gewisse chemische Zersetzung desselben ihn zu lindern und scherzhaft schöpferisch umzubilden.

S. 24.

Zum Executor dieser chemischen Zersetzung des Tragischen hatten unsre frühern Dichter, die von keiner schwächlichen Scheu etwas wußten, den Hanswurst erwählt, der sich deshalb auch in die von tragischem Jammer tönenden Königshallen schleichen durfte, und auch dort sein Wesen trieb, was niemandem anstößig sein konnte, indem ja jeder wahrhafte Ernst den Scherz, und jeder wahrhafte Scherz den Ernst im Hintergrunde hat. Wir finden jenen lustigen Gesellen, als ihn schon lange die feierlichen Romandichter abgeschafft hatten, in den Tragödien und großen Opern, z. B. im Nero (aufgeführt zu Leipzig 1693), in der Zenobia (1697), im Scipio (1698), in der Agrippina (1699), in der Medea (1701), im Cajus Caligula (1704), im Xerxes (1705), so wie in dem aus dem bekannten Roman Banise entlehnten Cyclus von Schauspielen (1712), welches 1718 unter dem

Titel: „die durch Treue und Rache sich krönende Liebe, oder die Asiatische Banise,“ zu einem einigen Drama verarbeitet wurde. *)

§. 25.

Wenn aber auch diese lustige Person selbst in das Trauerspiel einzudringen für würdig gehalten wurde, so fand sie doch, wie billig, den eigentlichen Spielraum in der Komödie, wo sie mit völliger Herrschergewalt erschien, und alle Dinge in ihre Farbe tauchte. Daher die große Ausgelassenheit der altdeutschen Lustspiele, die in der That auf nichts weiter ausgehen, als jeden Ernst aus der Brust des Lesers und Zuhörers für den Moment zu verbannen, und die behaglichste Freu-

*) Man gewährte sich damals den Genuß des Schauspiels bei weitem nicht so häufig als jetzt, theils wohl aus angestammter Dekonomie, theils aber damit das Gefühl der Festlichkeit desselben, so wie wir es bekanntlich auch bei den Griechen finden, nicht durch alltägliche Gewöhnung verloren gehe. So wissen wir aus den erhaltenen obwohl nicht immer ganz vollständigen Nachrichten, daß selbst in dem reichblühenden Leipzig damals nur zur Zeit der Messen gespielt wurde, so daß z. B. jene Trilogie: „Balacin, Chaumigrem und Banise,“ die Ofter- und Michaelmesse 1712 gänzlich füllte, so wie wir in der Neujahrmesse desselben Jahrs nur die einzige Ariadne finden.

digkeit und ein unauslöschliches Lachen hervorzubringen. Selbst große Ereignisse, die das Gemüth der Deutschen überaus ernsthaft interessirten, wurden hier, rückstrahlend im Hohlspiegel der Posse, zu etwas Ergötzlichem und Späßhaftem, z. B. die Reformation, Luthers Lehre und Kampf gegen den Papst.

§. 26.

Unter den Lustspielen, die jene tief ernste Angelegenheit der Deutschen, für die das Blut so manches Edeln geflossen war, scherzhaft darstellen, ist besonders eines, das zu seiner Zeit eine große Berühmtheit gewann, und für das erste Jubel- und Freudenjahr der Reformation 1617 gedichtet wurde. Es erhielt sich fast ein ganzes Jahrhundert auf der Bühne, und verdient, theils weil es eine gewisse Gattung der scherzhaften Dramen des siebzehnten Jahrhunderts entscheidend darstellt, theils aber, weil es auch noch im Anfange des achtzehnten mit manchen Veränderungen auf die Bühne gebracht wurde, daß wir hier einige Augenblicke bei demselben verweilen. Es heißt: „Tetzelocramia, das ist eine lustige Comödie von Johann Tetzels Ablasskram, wie Gott der Herr denselben, iſo für hundert Jahren, durch sein erwähltes Rüstzeug D. Martinum Lutherum, in Krafft des

heiligen Evangelii umbgestoßen und außgetrieben, lauter und rein, wider die Antichristischen Römischen Grewel in Teutschlandt, zu predigen angefangen, und weit und breit hat erschallen lassen. Zum Jubeljahr und Freudenfest 1617, Gott zu Ehren und männiglich zum Nuß gemacht: und in Druck versertiget erstmaln zu Alten Stettin, jeso in Wittenberg, bei Johann Mathäo, in Verlegung Paul Helwigen, Buchführers, 1618. Editio tertia correctior." —

§. 27.

Der Papst, der in diesem Stücke ohne Namen, und als ein reiner, allgemeiner Papst auftritt, wird von dem Dichter überall mit besonderer Abneigung behandelt, der wohl schwerlich ahndete, daß dessen Lehre wenige Zeit nach jenem Jubeljahr den Krieg der dreißig Jahre mit veranlassen werde. Hier ist der Statthalter Christi der wahrhafte Antichrist in fleischiger Mönchsgestalt. Die Träger, welche ihn, in der Sänfte ruhend, sanft tragen sollen, lassen ihn geflissentlich fallen, und achten es nicht sonderlich, als man ihnen für solchen Grewel mit dem Banne droht. Dann führt der Dichter eine Menge Kinder in weißen Hemden auf den Schauplatz, und damit der so lang gefürchtete Herrscher nun endlich auch das Misgeschick erfahre, zum Kinderspott zu werden,

fangen sie, laut lachend und um ihn herumtanzend, folgendermaßen an zu singen:

Der Papst hat sich zu Tod gefall'n
 Von seinem hohen Stuhle,
 Mit wem soll denn mein' arme Seel
 Forthin nun weiter buhln?
 Jesus Christus, der soll es sein,
 Kein ander lieber werden,
 Macht uns von allen Sünden frei,
 Im Himmel und auf Erden.

— — — — —
 Der Papst hat seine Schlüßl verlorn,
 Was will er nun beginnen?
 Das thut ihm aus vermaassen Zorn,
 Er kann sie nirgends finden,
 Ein frommer Mann aus Sachsenland,
 Hat rechte Schlüßel gefunden,
 Martinus Luther ist er genannt,
 Der Christen Gott willkommen. u. s. w.

Es ist erfreulich, sich die rein protestantischen Zuschauer zu denken, wie sie in behaglicher Ruhe des Deutschen Mannes sich freuen konnten, der den Allgefürchteten so tief niederschlug, daß er nun zum Gegenstande ihres freudigen Gelächters werden durfte.

§. 28.

Wie sehr überhaupt die reine Freude an dem entschieden scherzhaften Lustspiele bei den Deut-

schen einheimisch war, beweist der Umstand, daß selbst ein bekannter, ästhetisch gebildeter Herzog von Braunschweig Lüneburg, eine Posse schrieb: „Von geschwinder Weiberlist einer Ehebrecherin, welche, ob sie wohl eine Zeitlang ganz listig am Hurenwagen gezogen und ihren Mann dreimal aufs Narrenseil geführt, dennoch zuletzt ein schrecklich Ende genommen hat: in sechs Acten, kurzweilig, bosierlich und lustig beschrieben, und uffen Braunschweigischen Fürstlichen Haus und Festung Wolfenbüttel, in Prosa agirt, 1605. (Vergl. den Introitus der Gottschedischen Deutschen Schaubühne, Leipzig. 1744, S. 26 ff.) In diesem Geiste sind fast alle Lustspiele des siebzehnten Jahrhunderts geschrieben, und selbst der Oestreichische Kaiser Leopold der Erste fand an ihnen ein nicht geringes Behagen, besonders wenn sie einen Spielraum übrig ließen für die Musik, die er mit besonderer Liebe pflegte. Im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fing man aber schon hie und da an, hochmüthig zu werden, und sich nach sogenannten korrekten Stücken zu sehnen. Man nahm seine Zuflucht zu dem einseitig Erhabenen, zu der Ueberschwenglichkeit der elegischen Liebe, und schäferlichen Zartheit, ja man ertrug gern ein wenig Lan-

geweile, wenn nur der Schein der Bornehmheit conservirt wurde.

§. 29.

In dieser letzten Gattung besitzen wir manche Schauspiele jener Zeit, z. B. *Diana*, *Endymion*, *Almira*, Königin von Castilien (1704), die getreue Schäferin *Daphne* (1709), die gerettete Unschuld, oder *Ali und Sofira*; die auch im Unglück glückliche *Liebe*, oder *Isabella und Rodrigo* (1717). Die zwar gedrückte, doch wieder erquickte *Liebe* (1719). Die vom Himmel beschützte Unschuld und Tugend, oder *Bellerophon* (1720). Das durch beständige *Liebe* mit Persien glücklich verknüpfte *Numidien*, oder *Alchmet und Almeide* (1721). Die durch wohl verdienten Ruhm unsterbliche Tugend, oder der vergötterte *Herkules* (1726). *Florentin*, der schwärmende Schäfer (1728). *Donna Violante*, oder der Spiegel keuscher Damen (1732). Die durch Regiersucht gestürzte *Basia* (1735).

Indessen schadete dem schnelleren Fortschreiten des recitirenden Schauspiels der Umstand, daß das größere Publikum fast ausschließlich durch die Opern angezogen ward. In der That finden wir im Anfange des Jahrhunderts eine ganz besondere *Liebe*, ja fast Leidenschaft für dieselben, deren prachtvollte Aufführung, beson-

ders in Hamburg und Wien, ja selbst in dem beschränktern Weissenfels, sehr bedeutende Summen wegnahm.

§. 30.

Es ist nicht unwichtig, jene Neigung bis auf ihre Quellen zu erforschen. Die erste Oper, welche in Hamburg gegeben wurde, hieß: „Der erschaffene und gefallene Mensch“ (vom Jahr 1678). Das Ganze, sowohl Musik als Text, war noch sehr roh und ungeschickt, obwohl man eine Menge Engel und Teufel, so wie den Himmel und die Hölle als glanzvoll entscheidende Decorationen aufgeboten hatte, um dem Kunstwerke aufzuhelfen. Wirklich siegte der Reiz der Neuheit und wir finden nun in fortlaufender Reihe der Jahre, die Opern vor allen andern dramatischen Dichtungen in Deutschland herrschend. Es ist ungemein, welche Fruchtbarkeit hier waltet, die zu belegen wir nur einige der berühmteren großen Singspiele der damaligen Zeit anführen wollen: — „Orontes,“ in welchem man schon den Tanz, und zwar von personifizirten Winden, Liebesgöttern, Bildsäulen u. s. w. zu Hülfe nahm, Sejanus, Michal und David, Andromeda und Perseus, voll unendlich langer Recitative und Arien, denen fast der gesammte heidnische Göttervorrath zu Hülfe

kommen mußte. Die Maccabäer, Don Pedro, Aeneas, des trojanischen Fürsten Ankunft in Italien, in welchem der Dichter, vielleicht nicht ohne divinirende Ironie gegen die Mehrheit unserer heutigen Tragödien, das Fatum selbst auftreten ließ, damit man doch endlich einmal diesen tiefsinnigen Begriff, von dem so oft die Rede ist, von Angesicht zu Angesicht erschauen möge. Die Musik hielt das Stück aufrecht, welches sonst wohl weder Venus, noch Cupido, noch Vulkan noch die Cyclopen würden vermocht haben. Alceste, aus dem Französischen übersetzt, mit Musik von Franke, Sein: Selbstgefangener, Charitinne (der Text von Elmenhorst), Diocletianus, die Geburt Christi (vielleicht die Merkwürdigste von allen, da es kaum begreiflich ist, wie jemals ein Dichter den erhabensten Gegenstand der Geschichte zu einer phantastischen Oper habe verarbeiten können). Theseus, aus dem Französischen übersetzt, mit Musik von Strunke, Crösus, von Lucas von Bostel, Lara Mustapha (zwei Bearbeitungen), beide von dem genannten Dichter, Xerxes, Thalestris Königin der Amazonen, Tamerlan und Bajazeth, Diogenes Synticus, Carolus Magnus, die Zerstörung Jerusalems, in zwei Theilen, Achilles und Polyxena (Musik und Text französisch), Sigismund, Gen:

ferich, Marcissus und Hermione (Man vergleiche: „Die Opern,“ ein Lustspiel in fünf Aufzügen von St. Evremond, übersetzt und für die deutsche Bühne eingerichtet von Gottsched, in dessen Schaubühne Th. II., S. 106 ff. wo eine ausführliche, und in historischer Hinsicht nicht ganz unwichtige Abhandlung über die von ihm so sehr gehaßten Singspiele zu lesen ist.)

§. 31.

Die Verfasser der meisten Opern sind nie bekannt geworden, denn obwohl Feind, Postel, Bressandt, u. s. w. sich der Sache sehr annahmen, so waren doch ihre Kräfte nicht hinreichend, um das nach Neuheit strebende Publikum stets zu befriedigen. Sie thaten indeß was sie konnten, und der Geschmack an den Opern wurde immer weiter verbreitet.

So fand nun Gottsched den Zustand des deutschen Theaters, und er beschloß dessen gänzliche Umwandlung. Er erklärte jene Haupt- und Staatsactionen, die denn doch eine recht eigenthümlich deutsche Dichtungsgattung bilden, für abgeschmackte Zwitter, welche Aristoteles gewiß nicht dulden würde. Manche Poeten widersetzten sich, doch vergeblich (denn mit jenes Griechen schwerer Poetik, oder auch wohl nur mit einer leichten Uebersetzung derselben schlug er

sie alle, und man mußte jene feierlichen Actionen fahren lassen, weil sich in dem alten Philosophen auch nicht ein einziges Trost- und Duldungswort für dieselben aufstreiben ließ. Sodann kam die Reihe an die Opern, bei deren Vertilgung er einen schon schwerern Kampf zu bestehen hatte, da eine lange und süße Gewohnheit, so wie auch das vielgeltende Beispiel Frankreichs, die angenehme Gattung in Schutz nahm. Gottsched ließ deshalb keine Gelegenheit vorbeigehen, um die sogenannte Unnatürlichkeit derselben zu zeigen, wobei ihm seine Schüler, z. B. Schwabe in der Abhandlung „vom Bathos in den Opern“ eifrige Hülfe leisteten. Es galt die Rettung der Natürlichkeit, wobei sich freilich wenig Kunst anbringen ließ. Auch zeigte sich schon damals eine gewisse stillschweigende Anforderung an die Natur, sich wo möglich noch natürlicher zu zeigen, als sie ohnehin schon ist. Demungeachtet würde G. schwerlich gesiegt haben, wenn ihm nicht Brileaus höhrendes Urtheil über den Operndichter Quinault und St. Exremonts breite Polemik gegen sämtliche Singspiele auf Erden, beigestanden hätte. So siegte er denn leider auch in dieser Hinsicht, und das ohnehin schon melodienarme deutsche Publikum wurde nun fast ganz starr und tonlos.

§. 32.

Endlich kam nun auch die Reihe an die extemporierte Komödie und den Hanswurst, den G. aber keinesweges mit Gründen, sondern bloß mit verachtendem Schelten bekämpfte, und zuletzt, wie bekannt, öffentlich begraben ließ. Der Gram über seinen Verlust war allgemein; denn hatte er sich gleich nicht immer besonders geistreich gezeigt und klassischen Wit gespendet, so war er doch nie ohne neckische Posen und derb lachende Laune aufgetreten, wofür die in ihrer Zartheit gestörten Liebhaber in der Komödie ihn ohnehin fast immer nur mit mitleidswürdigen Prügeln gelohnt hatten. Zum Glück aber ist Hanswurst, wie ein neuer geistreicher Schriftsteller sagt, eine unsterbliche Person, und hatte mehr Verstand in seinem kleinen Finger, als G. in seinem ganzen Leibe. — Wirklich hat er auch kräftig genug die Niegel seines Grabes gesprengt, und ist erschienen in tausend Gestalten, und überall, wo er sich seiner Abkunft würdig gezeigt, hat man ihn freudig willkommen geheißen.

§. 33.

Gottsched aber, der von dem jetzt bezeichneten Schicksale nichts ahndete, sondern seines Triumphes über das unregelmäßige Trauerspiel, die Oper, und den Wit, gewiß zu sein glaubte,

bedachte jetzt, wie man nun dem Publikum Ersatz für das alles bieten möge. Er setzte sich hin, und schrieb den Cato, ein Trauerspiel über dessen Vortrefflichkeit ganz Deutschland ordentlich die Hände zusammenschlug, hoch erfreut, daß man doch nun endlich ein Werk habe, auf welches sich fußen lasse, wie auf klassischen Boden. Da aber bekanntlich eine Schwalbe noch keinen Sommer macht, und Gottsched, der ja auch kritische Dicht- und Redekünste zu schreiben hatte, doch nicht sämtliche klassische Dramen der Deutschen liefern konnte, so erging ein Befehl an seine Gattin und an seine Schüler, sich gleichfalls der Sache thätig anzunehmen, denn bei dem Verzuge sei einige Gefahr. So entstand die deutsche Schaubühne, welche G. herausgab, und die es gar wohl verdient, daß der staunende Literaturhistoriker ein wenig bei ihr verweile, da gerade sie es ist, die uns die damalige Zeit am besten kennen lehrt, worauf denn doch, wie uns bedünken will, hier alles ankommt.

S. 34.

Der erste Band enthält a) Cato, von Gottsched selbst, ein Stück, mit welchem seine Schule das Frühroth des guten Geschmacks oder auch wohl die vollständige Sonne desselben bezeichnete.

ten. Es ist starr und steif und von unsäglicher Mühseligkeit bis in das Innerste durchfröstelt. Es wurde bereits 1730 gefertigt, und erhielt sich wohl 40 Jahre auf der Bühne. b) Der Menschenfeind von Moliere, übersetzt von der Frau Gottsched. Die Meinung der Schule war, daß M's genialisch lustige Stücke nicht wohl zu dulden seien, desto mehr gefiel ihr, so wie dem Boileau die Moral seiner ernstern Schauspiele, die ein bekannter deutscher Schriftsteller sehr passend eine Kammerdiener-Moral nennt. c) Der Eid von Corneill, übersetzt von G. L. Es ist rühmlich, daß G. wenigstens fühlte, daß die Trauerspiele der Franzosen in gereimten Alexandrinern übersetzt werden müssen, welches bekanntlich den meisten neueren deutschen Uebersetzern zu unbequem gewesen ist, obwohl man zu einer weit bessern Bequemlichkeit hätte gelangen können, wenn man sie gar nicht nach Deutschland hinüber gebracht, sondern ruhig auf dem Grund und Boden gelassen hätte, auf welchem sie erwachsen sind, und der allein sich ihrer recht erfreuen mag. — Wenn wir aber die Form der Alexandriner als nothwendig für die Uebersetzung anerkannt haben, so wollen wir doch keineswegs solche, wie wir sie hier empfangen haben, rühmen, es müßte denn sein, daß man das Mus

sterhaft: Schlechte mit eben der Ergöthlichkeit geniesen wollte, als das wahrhaft Gelungene.

§. 35.

Um deswillen, und damit die Leser mit einemmale die unaussprechlich jammervolle Weise der damaligen Uebersetzungskunst erkennen, mögen hier die Anfangszeilen des Eids mitgetheilt werden:

Chimene.

Elvire, sage mir, und zwar auf Dein Gewissen,
Wozu mein Vater sich am Ende wird entschließen?

Elvire.

Sein Schluß setzt mich fast selbst vor Freuden
außer mir,

Denn er liebt Rodrichen, beinahe mehr als ihr;
Und wird zum Ueberfluß, Euch ernstlich anber-
fehlen,

Daß ihr ihn ohn Verzug sollt' zum Gemahl
erwählen.

Chimene.

Wohlan, so sage mir's, doch ein vor alle mal:
Wodurch versicherst Du dich dieser seiner Wahl?
Und wie gedenkst Du mir die Hoffnung zu ge-
währen?

An guten Dingen kann sich niemand müde hören,
Und unsre Liebe braucht noch manchen Unterricht,
Eh' sie recht Wurzeln faßt, und öffentlich ausbricht.

Was sprach er denn darauf, als du nur Roderichen,
Den Sancho aber nicht bei ihm heraus gestrichen?
Weiß er den Unterschied, den man bei ihnen sieht,
Und daß mein Herze bloß mich nach dem ersten
zieht?

Elvire.

Nein, was dies anbelangt, so ist er fast betrogen:
Er meynet, euer Herz sei beiden gleich gewo-
gen, u. s. w.

d) Der politische Kannengießer, ein Lustspiel
von Holberg, übersetzt von Detharding. e) Die
Horazier, ein Trauerspiel des älteren Corneille,
übersetzt von dem Freiherrn von Glaubitz. f) Die
Spielerin, ein Lustspiel des Moliere du Freni,
übersetzt von Straube (dieses Stück war in Pa-
ris mit Recht ausgepocht worden, dennoch ver-
langte G. die deutschen Lustspielsdichter sollten
sich danach bilden). g) Die Widerwillige, ein
Lustspiel von Du Freni, übersetzt von der Frau
Gottsched.

§. 36.

Zweiter Theil, a) Iphigenia, ein Trauer-
spiel des Racine, übersetzt von Gottsched, und
von demselben mit einem Schlußauftritt ver-
mehrt, der zu merkwürdig ist, um hier nicht
einen Platz zu finden: „Achilles, Iphigenien an
der Hand führend, Klytemnestra u. s. w.

Achill.

Achilles.

Mir die Prinzessin nur, sonst nichts o Königin,
Dies ist der größte Dank, des ich kaum wür-
dig bin:

Denn hat mein Degen gleich genug für sie ge-
blühet,

So hat des Himmels Huld sie doch weit mehr
geschützt.

Iphigenia.

Frau Mutter!

Klytemnestra.

Liebstes Kind!

Iphigenia.

Der Himmel schenkt mich dir.

Klytemnestra (zum Achilles).

Mein Prinz empfah die Hand und freue Dich
mit mir.

b) Die Opern, ein Lustspiel von St. Evre-
mont, gemeinschaftlich übersetzt von dem Gott-
schedischen Ehepaar. c) Cornelia, die Mutter
der Gracchen, ein Trauerspiel der Demoiselle
Barbier, übersetzt von der Frau G. d) Das
Gespenst mit der Trommel, oder der wahrsä-
gende Ehemann, ein Lustspiel von Destouches,
übersetzt von der Frau G. e) Zaire, ein Trau-
erspiel von Voltaire, übersetzt von Schwabe. Der
Anfang lautet:

„Die neuen Triebe hätt' ich mir wohl nicht ver-
sehen,

Zaire, die bei Dir an diesem Ort entstehen.“

f) *Jean de France*, oder der deutsche Franzose, ein Lustspiel von Holberg, übersetzt von Detharding.

S. 37.

Dritter Theil, a) *Alzire*, von Voltaire, übersetzt von der Frau Gottsched. (Wie tief das blinde Vorurtheil für die französische Tragödie bereits eingewurzelt war, ersieht man auch aus dem Umstande, daß jene schwächliche *Alzire* fast zu einer und derselben Zeit dreimal übersetzt wurde. b) *Der Verschwender*, oder die ehrliche Betrügerin, ein Lustspiel von Destouches, übersetzt von der Frau G. c) *Darius*, ein Original: Trauerspiel von Pitschel. — Die Idee: Eine milde Schwäche auf dem Thron, untergehend im Conflict mit ruhiger Kraft und entschieden überlegener Stärke, so wie auf der andern Seite mit List und Verrath, möchte wohl allerdings ein anziehendes Trauerspiel bilden können, doch ist hier alles ohne Gemüth aufgefaßt, und in einer Fluth von unfruchtbaren bedeutungslosen Worten ertränkt. Dennoch nennt G. diesen P. einen muntern Dichter, der Schrecken und Mitleiden zu erwecken wisse, und es

in seiner Ausführung, an Feuer, Erfindung und Beurtheilskraft nicht habe fehlen lassen. d) Braxmarbas oder der großsprecherische Officier, übersetzt von Detharding. Ein nicht uninteressantes Gemisch aus dem Plautus, Terenz, Moliere und Andreas Gryph. e) Atalanta, oder die bezwungene Sprödigkeit, ein Schäferspiel von G. f) Der poetische Dorfjunker, ein Lustspiel von Destouches, mit einiger Veränderung übersetzt von der Frau Gottsched. Die Veränderung bestehet darin, daß das Stück, welches im Französischen nur drei Acte hat, hier zu fünfzen ausgezerrt worden ist. Ihres Ehegatten mechanischem Geiste, war das bekannte nur Mechanismus athmende Wort:

Neve minor, nec sit quinto productior actu
Fabula, quae vult spectari, et spectata reponi

eine heilige Regel, der er sich gern fügte, wie allem was den Charakter des Gemachten trägt.

S. 38.

Bierter Theil. Da die ersten drei Bände, mit Ausnahme von drei Stücken, lauter Uebersetzungen enthielten, so war diesmal durch den Herausgeber sämmtlichen Schülern verordnet worden, Originaldramen zu liefern. Es wurden folgende zu Tage gefördert: a) Herrmann, ein

Trauerspiel von Elias Schlegel. Ohne Zweifel was die Gesinnung betrifft, die überall hervorleuchtet, das würdigste in dem ganzen Werk; doch noch sehr mangelhaft durch die Hinneigung zur Französischen Tragödie, deren Kerkerluft, — wir gestehen kein Wort so passend zu finden als dieses — uns leider auch hier entgegen weht, so daß uns denn auch die Verwechslung der rhetorischen Künste mit der Poesie, die trotz aller Verschönerungen nicht erscheinen will, in keine sonderliche Verwunderung setzen darf. b) Die ungleiche Heirath ein Lustspiel von der Frau Gottsched. c) Aurelius oder Denkmal der Zärtlichkeit, ein Trauerspiel von Quistorp. Matt und ohne Leben, und um so widriger, da hier Kraft und Leben hat geheuchelt werden sollen. d) Der geschäftige Müßiggänger, ein Lustspiel von Elias Schlegel, ein Charakterstück dem die Charaktere fehlen. Es ist eines der ersten Familiengemälde der Deutschen, und besonders wegen seiner Natürlichkeit bewundert worden. In der That sprechen die Menschen hier ganz so geistlos als es wohl in vielen Häusern geschehen mag. e) Vanise, ein Trauerspiel. Bei der allgemeinen Sensation, den der bekannte Roman: „Vanise oder das blutige doch muthige Pegu“ hervorbrachte, war es sehr natürlich, daß man die pathetischen, be-

trübten und zärtlichen Situationen desselben auch auf der Bühne zu sehen verlangte; und wirklich haben wir mehrere alte Schauspiele dieses Namens, die sich noch den früheren Staatsactionen näherten, und in ihrer vornehmen Kraft, mit untergemischter derber Lustbarkeit des Harlekin (der aber auch bei den ewigen Klagen Baisens, Femins und Balazins um keinen Preis zu entbehren sein dürfte), die engen Aristotelischen Regeln ein wenig mit Füßen treten. G. aber, der bekanntlich in jenen ohnehin oft missverstandenen Regeln die symbolischen Bücher der Aesthetik und die Formula concordiae der Poesie zu erblicken glaubte, wurde durch dergleichen dichterische Ungethüme bis in das Innerste verletzt. Er befahl deshalb eine neue Bearbeitung jenes Stoffes, und empfing ein gequält correctes, breit hingezerrtes Stück, an dem er großes Behagen fand. f) Die Auster, ein Nachspiel. Ein in der That merkwürdiges Stück, weil man es vielleicht mit gutem Grunde für das schlechteste, das je geschrieben worden ist, und je geschrieben werden wird, halten darf. Die Fabel des Stückes ist: Einem geizigen Studenten wird ein Gericht von gebratenen faulen Auster vorgesezt, worüber er zürnt und ausgelacht wird.

§. 39.

Fünfter Theil. a) Panthea, ein Trauerspiel von der Frau Gottsched. b) Die Hausfranzösin, oder die Mamsell, ein Lustspiel der Frau Gottsched. Es ist für jeden mittelmäßigen Kopf gar sehr gefährlich, auf die bekannte Sentenz des Juvenal, daß der Zorn Verse mache, zu rechnen, und so hat denn auch hier ein sehr gerechter Unwille über eine alte Unart der Deutschen, doch nur ein geist- und wirkloses Schauspiel hervorgebracht. c) Dido, ein Trauerspiel von Elias Schlegel. Die unglückliche Wahl des Stoffes und das mißlungene Streben nach äußerer Bewegung und Leidenschaftlichkeit verhindern jeden Genuß bei einem Dichter, der wie G. sich sonst nur in einer gewissen ästhetischen Gelassenheit und reflectirenden Ruhe gefällt. d) Der Vock im Prozesse, ein Lustspiel von Quistorp. e) Mahomed IV., ein Trauerspiel von Krüger. f) Elksie, ein Schäferspiel.

§. 40.

Sechster Theil. a) Die Parisische Bluthochzeit König Heinrich's von Navarra, ein Trauerspiel von Gottsched. b) Das Testament, ein Lustspiel von der Frau Gottsched. c) Agis, Trauerspiel von G. d) Der Hypochondrist, ein

Lustspiel von Qulstorp. e) Der Unempfindliche, ein Lustspiel in Versen. f) Herr Wigling, ein Nachspiel, in welchem Gespräche über die deutsche Schaubühne selbst, den ganzen Stoff herleihen müssen, und besonders der fromme Wunsch, daß ein Poet auch einigermaßen denken möge, dem Gelächter Preis gegeben wird. g) Die Schauspielkunst, ein Vorspiel, von dem der Herausgeber sagt, er habe es aus Dankbarkeit gegen die Stadt Königsberg, wo er zehn Jahre auf Schulen gewesen sei, abdrucken lassen.

So betrübt nun sah es mit dem Geschenke aus, das der ästhetische Chorführer den Deutschen bot; dennoch hatten er und sie eine herzliche Freude daran, und glaubten mit fröhlichem Stolge, die französischen und brittischen Dramatiker nun nicht mehr fürchten zu dürfen. Ueberhaupt besaß G. einen überschwenglichen und unverwüßlichen Patriotismus, in welchem man sogar eine Art von Poesie des Herzens anerkennen möchte. Darüber zu scherzen ist unendlich leicht, und eben deshalb hat man es oft genug gethan; ob indeß diese fantastisch stolze Gesinnung nicht wenigstens einen erträglichen Anblick gewähre, als der leere ästhetische Eunuchismus eines Bodmer, der ewig die Deutschen wihlos lästernd, doch nie etwas gethan hat, um ihre

dramatische Literatur weiter zu fördern; diese Frage beantwortet sich wohl von selbst.

Was uns die Schlechtigkeit von G's Bühne vergessen machen kann, ist seine Schrift: Nöthiger Vorrath zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst, 2 Theile, 1757 und 1765, in welcher er, ohne irgend einen Vorgänger, von fast allen deutschen Schauspielen Nachricht giebt, die vom Jahre 1450 bis 1750 erschienen sind. Das triviale Urtheil, welches er häufig einstreut, ist wegen seiner gefahrlosen Späßhaftigkeit leicht zu übersehen, und darf uns wenigstens nicht hindern, seinen überaus großen und nicht zwecklosen Sammlerfleiß anzuerkennen.

§. 41.

(Zusatz zu S. 33.)

In der That steht Günthers Talent in den ersten drei bis vier Decennien des Jahrhunderts fast ganz allein, und, obwohl es durchaus nicht zur Reife gekommen, so hat es dennoch Einzelnes hervorgebracht, das in der That auch heute noch lebt, weil es überhaupt jemals lebte. Man muß indessen einräumen, daß dieses Einzelne gar sehr ein Einzelnes sei, denn es ließe sich schwerlich auch nur ein einziges vollständiges Gedicht finden, das man gelungen nennen könnte; wohl aber treten Verse hervor, die das

ſie umgebende Aenderweilige gewaltig zertrümmern. So wird zum Beiſpiel folgender, in dem die Sprache dem Schmerze ſo harmoniſch zuſagt:

In den Feldern will ich irren,
 Und vor Menſchen will ich fliehn,
 Mit verlaſſnen Tauben girren,
 Mit verſcheuchtem Wilde ziehn:
 Bis der Gram mein Leben raube,
 Bis die Kräfte ſich verſchrein,
 Und dann ſoll ein Grab von Laube
 Milder als dein Herze ſein

jeden Fühlenden ergreifen müſſen, eben weil das Gefühl dieſe wohlklingenden Worte eingab. Je öfter man dieſen Vers ausſpricht, je reiner fällt er in das Ohr, und je tiefer fühlt ihn das Herz mit; ja man kann ſich verſucht fühlen, hier die Abndung eines zukünftigen Bürger zu empfangen. Aber wie ſehr wird man getäuſcht, wenn man weiter liest und das Allergemeinſte, das nur eine verdorbene Fantaſie denken kann, mit widerlichem Getöſe auf uns eindringt, ſo recht zur ſchauerhaften Warnung, daß kein Talent etwas im Ganzen Bleibendes zu geben im Stande ſei, wenn es nicht einem reinen Gemüthe innewohnt.

§. 42.

Die drückende Armuth und ein gänzlich zer-

rissenes unästhetes Leben setzte G. in eine bittere Opposition gegen die Menschen, obwohl er letzter wieder schwach genug war, selbst mit den gewöhnlichsten vorlieb zu nehmen, sobald sie nur seinem Hange zur Schwelgerei Nahrung gaben. Daher ist denn auch die rohe und roh verletzte Subjectivität fast immer die Quelle seiner Satiren, deren einzelne bessere Stellen von unzählbaren Gemeinheiten fast erdrückt werden. Daher der oft seltsam ungeduldige Ton in manchem seiner geistlichen Gedichte, in denen er zuweilen geradezu mit Gott hadert. Einmal geschieht dies auf eine Art, in welcher Bitterkeit, Erhabenheit und Demuth so seltsam vermischt worden sind, daß die Stelle gar wohl werth ist, hier mitgetheilt zu werden. In einem Gedichte an Gott (S. 64, der Ausgabe von 1742), klagt er zu Anfangs, daß Gott so lange bleibe, daß er nicht wisse was er denken solle, und Bett und Bibel voll weine. Der Sperling schlafe in hohlen Linden, und finde Futter; Er nicht, dem Kummer und Armuth in Mark und Weinen wähle. Ihm helfe sein Talent nicht, und er könne in der Strafe, die über ihn einbreche, nichts sehen, als Grausamkeit, wobei er denn folgenden Vorschlag thut:

Versuch einmal und geh gelinder,
 Vielleicht gewinnt es eher Frucht,
 Ein scharfer Streich und langer Grimm,
 Macht oft die besten Herzen schlimm.

Er ist ferner freigebig im eigenen Lobe, und schreibt sich Langmuth, Wohlthätigkeit, Geduld und einen Glauben zu, der selbst im härtesten Wetter stehe. Endlich heißt es:

Geburt, Exempel, Noth und Jugend
 Sind Ursach daß ich fehlen muß.
 Wer geht wohl stets den Weg der Tugend?
 Ich strauchle selber mit Verdruß,
 Und bin nach schneller Reu und Leid
 Der erste, der mich straft und zehrt.

Was willst Du mit dem Schattenanken?
 Beweis' an Stärkern Deine Macht,
 Wer wird Dir in der Hölle danken?
 Ach hast Du dies noch nicht bedacht?
 Du kommst mit Donner Bliß und Sturm,
 Wer ist der große Feind? — Ein Wurm.

Diese Stelle ist von mehreren damaligen deutschen Kritikern für das Erhabenste anerkannt worden, das sich in irgend einem vaterländischen Dichter fände, und selbst der kläglich abgeschmackte Leipziger Sprachlehrer Mauvillon, der im Anfange der vierziger Jahre die berühmtesten *lettres germaniques* schrieb, worin er die deutschen

Dichter, von denen er vielleicht kaum zwölfse kannte, des Mangels am esprit createur beschuldigte, nahm wenigstens Günthern und diese Stelle aus.

§. 43.

Ueberhaupt gelingen G., der fast immer in den Extremen sich bewegt, die Töne der Verzweiflung und der ausgelassenen jede Sitte verhöhnenden Freude am besten. Unter den wenigern anständigern Gedichten der bessern Gattung, zeichnet sich das bekannte Studentenlied aus:

Brüder laßt uns lustig sein,

Weil der Frühling währet, u. s. w. (S. 923, ff.) welches auch jetzt noch, trotz der neunzig Jahre die etwa seit seiner Verfertigung verflossen sein mögen, im Munde der fröhlichen Jugend lebt. Unter den übrigen größtentheils zuchtlosen, zeichnet sich der Hochzeitscherz, nach dem Johannes Secundus, auf eine wahrhaft gräuliche Weise aus, indem hier in der That das Maximum der unsittlichen Ueppigkeit erreicht worden zu sein scheint. Auf etwas Aehnliches gehen die meisten Hochzeitgedichte aus, an denen diese Sammlung sehr reich ist. Sie werfen ein betrübtes Licht auf den gesellschaftlichen Ton mancher Zirkel der damaligen Zeit, den der Nichtkenner der deutschen Culturgeschichte sich nur zu leicht und gern

als fromm oder gar rigoristisch sittlich denkt. Wie aber der Mensch in der Freude sich gebehrdet, ist gerade das Entscheidende für die Sittlichkeit, denn selbst die, denen das moralische Gesetz nur als Zwangsmittel, oder als ein zu fürchtender Knecht Ruprecht erscheint, mögen sich im alltäglich ruhigen Leben, wo keine Leidenschaft ihre Gefühle steigert, noch ganz erträglich halten, während die erhöhte Heiterkeit ihr Inneres offenbart. Günthers Gedichte haben ohne Zweifel nicht wenig beigetragen, jenen frivolen Ton, der den Deutschen so übel steht, und bei dem sie sich ohnehin nur unbeholfen gebehrdeten, zu erneuern und zu erhöhen; doch soll man nicht G. als den Urheber desselben ansehen, indem Hoffmannswaldau es war, der ihn zuerst angegeben zu haben scheint.

Daß Günther hier so ausführlich beurtheilt worden ist, wird der Umstand rechtfertigen, daß vielleicht kein deutscher Dichter, während mehrerer Decennien so viel gelesen, und so unbedingt als reines Genie betrachtet wurde als er. Mitunter ist er selbst in neueren Zeiten, z. B. von dem bekannten Berliner Poeten Burmann für ein wahrhaftiges Muster ausgegeben worden, welches geschickt nachahmen zu können, schon Lob genug sei.

Diese Charakteristik eines bei weitem nicht genug gekannten Dichters war bereits seit einigen Monaten geendigt worden, als Goethes Leben, zweiter Theil, erschien, in welchem Werk außer manchem andern höchst anziehenden Urtheil über die deutsche Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, auch folgende Stelle über Günther die ganze Aufmerksamkeit der Leser in Anspruch nimmt:

— „Hier gedenken wir nur Günthers, der ein Poet im vollen Sinne des Wortes genannt werden darf. Ein entschiedenes Talent, begabt mit Sinnlichkeit, Einbildungskraft, Gedächtniß, Gabe des Fassens und Vergewärtigens, fruchtbar im höchsten Grade, rhythmischbequem, geistreich, witzig und dabei vielfach unterrichtet; genug er besaß alles was dazu gehört, im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen, und zwar in dem gemeinen wirklichen Leben. Wir bewundern seine große Leichtigkeit, in Gelegenheitsgedichten alle Zustände durch Gefühl zu erhöhen und mit passenden Gefinnungen, Bildern, historischen und fabelhaften Ueberlieferungen zu schmücken. Das Rohe und Wilde daran gehört seiner Zeit, seiner Lebensweise und besonders seinem Charakter, oder wenn man will sei-

ner Charakterlosigkeit. Er wußte sich nicht zu zähmen, und so zerrann ihm sein Leben wie sein Dichten.“ (S. das angeführte Werk. S. 121, f.)

S. 45.

Picander, mit dem wahren Namen Christian Friedrich Henrici. Es ist bereits gar oft anerkannt worden, daß ein mittelmäßiger Dichter ein Urding sei, oder daß, wenn doch einmal von einem solchen die Rede sein sollte, ein wahrhaft schlechter Poet demselben weit vorgezogen werden müsse. Die Ursach ist klar: der erste, zahm, kleinlaut und sich selbst nicht vertrauend, wandelt mit unsichern Schritten nur auf der befahrenen, breiten Heerstraße, wo er vor jedem Irrwege gesichert zu sein glaubt. Was ihm dort begegnet, kann ohnehin nicht sehr interessant sein, da vor ihm schon Tausende dasselbe erlebt haben, und die Art, wie er es uns vorbringt, raubt dem Stoffe selbst den letzten Reiz, den er sonst etwa noch haben könnte. Ein solcher sogenannter mittelmäßiger Dichter oder anderweitiger Schriftsteller unterdrückt bei sich selbst jeden freien Athemzug, und wehrt jedem eigenen Puls- schlage des Geistes, weil er stets mit feiger Afs- terdemuth besorgt ist, das könne ihn weit abfüh- ren, wohl gar auf ungebahnte Straßen, wo noch keine Spur getreten, und wo niemand ihn

letten möge, als der eigne Genius; an den er nicht glaubt, und den er auch in der That nach und nach tödtete, weil er nicht an ihn glaubte. So gewöhnt er sich denn endlich an die unselige Bescheidenheit, gar kein Eigenwesen mehr haben und sein zu wollen, er empfängt jeden Gedanken aus der dritten oder vierten Hand, und verstatet keinem Gefühl den Eingang, wenn es nicht bereits im matten Spiegel der Nachahmung zurückgestrahlt ist und die Farbe verloren hat, so daß ihm dann gar oft nichts weiter übrig bleibt, als das längst Nachgeahmte von Neuem nachzuahmen.

Wie ganz anders steht es dagegen mit dem sogenannten reinschlechten Schriftsteller! Er weiß nichts von der Anstrengung, der Sorgsamkeit und den Schmerzen des edlen und großen Dichters, der stets nur das Vortreffliche will; aber auch nichts von jener mühseligen Qual der verzagten Mittelmäßigkeit. Wie es ihm gerade eben zu Muth ist, so schreibt er es hin, bald ein wenig bequemernsthaft, bald etwas Verblüthiges, wobei er mit herzlichem Vergnügen daran denkt, wie die Menschen dabei lachen werden. Er ahmt Niemanden nach, weil dergleichen doch immer einige Mühe zu machen pflegt; doch auch das Streben nach dem Ideal, wovon ihm in müßigen Stunden einiges zu Ohren gekommen ist, hält

hält er für eine seltsamlächerliche und beschwerliche Thorheit, und er begreift es keinesweges, warum nun einmal Homer besser sein soll als Chapelain, und Fleming besser als Gottsched.

§. 46.

Nach dieser Vorerinnerung ist es leicht, über Henrici zu urtheilen. Er gehört zu den ungernirtesten und lustigsten Schriftstellern der Deutschen, und es ist ihm gelungen, selbst in der ädten Zeit der zwanziger und dreißiger Jahre, diese Behaglichkeit durch seine Gedichte in die Gesellschaften hineinzubringen, von denen er wenigstens so viel verstand, daß man wohl thue, frisch und fröhlich mit einander umzugehen und sich jedes grämlichen Verhältnisses zu entschlagen. Die meisten seiner Gedichte sind durch eine Gelegenheit veranlaßt, und besonders waren es die Hochzeiten, zu deren Feier man seine poetischen Künste in Anspruch nahm. Ohne Günthers Talent, das nicht selten bei dem unbedeutendsten Fest etwas Allgemeingültiges zu sagen versteht, weiß denn doch auch er für seine Person bei solchen Gelegenheiten manches Muntere und Späßhafte vorzubringen. Daß er mitunter auch fade und gemein wird, braucht wohl kaum gesagt zu werden, da er nun einmal von der

Scherzhastigkeit Profession macht; wobei denn bekanntlich jene Verirrungen nicht ausbleiben.

In dem Quodlibet, einer damals ungemein beliebten Dichtungsart, in welcher der Poet die Freiheit hatte, die ganze Welt auf den Kopf zu stellen, und zu belachen, ahmte er damals Hunolden nach; doch übertraf er bald seinen Meister, und bahnte sich in dieser komischen Bildniß neue Wege. Daß ein so gutmüthig scherzhafter Dichter, der in der That nichts weiter gewollt zu haben scheint, als alle Welt mit ähnlicher Lustigkeit auszustatten, von seinen Landsleuten höchlich geliebt wurde, ist durchaus nicht zu verwundern, sondern eben recht und billig: so daß die früheren Kritiker sich wohl das grämliche Geschrei hätten ersparen können, welches sie bei jeder neuen Auflage der Picanderschen Gedichte aufschlugen. Er giebt ein Surrogat der alten Hofnarren, welches zu verachten eben so leicht als ungerecht sein möchte.

Auf den Ernst versteht sich Picander gar nicht, und er wird jedesmal völlig unerträglich, wenn er sich auf denselben einläßt. Doch muß man ihm nachsagen, daß dies nur selten geschieht, und man sieht es ihm an, wie sauer es ihm wird, auch hierin seinen Freunden Genüge zu leisten, die denn doch mitunter auch etwas Ern-

stes genießen wollten, womit er, der sonst so gern aufwartete, nun einmal nicht wohl aufwarten konnte. — Henrici ist von den deutschen Lesern beinahe vierzig Jahre geliebt worden, und noch im Jahre 1768 erschien zu Frankfurt und Leipzig eine Sammlung seiner vermischten Gedichte.

§. 47.

In dieser Zeit verbreitete sich in Deutschland immer mehr der Geschmack an Wochen- und Monatschriften. Den ersten Versuch in der letztern Gattung hatte bereits Thomasius im letzten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts gemacht (1694), und Tenzel, der sogleich seine „unschuldigen Nachrichten“ darauf folgen ließ, zeigte nur zu oft eine ähnliche Ungründlichkeit. Diese herrscht bei Thomasius stets, sobald er von dem Studium der alten Sprachen redet, und sein Urtheil von den Griechischen Klassikern giebt. Man muß in seinem Journal selbst gelesen und wieder gelesen haben, um an die fast unsägliche Frechheit zu glauben, mit welcher er vom Homer und Hesiodus, vom Plato und Aristoteles redet. Ganz besonders ist der Letztere das Ziel seiner Schmähungen, und er läßt keine Gelegenheit vorbei und kein Mittel unversucht, um ihn als Menschen und Schrift-

steller widrig und lächerlich zu machen. (Man vergleiche Ludens Thomafius, herausgegeben von Johann von Müller, Berlin 1805 und das Hirsching: Ernestische Handbuch). Dennoch steht Gundling noch tief unter ihm, als Nachahmer des Nichtnachahmungswürdigen.

§. 48.

Raum mögen wir in dieser Gesellschaft nennen die Acta eruditorum, die erste kritische Zeitung der Deutschen, die man, in Hinsicht ihres Werthes, auch wohl die erste der sämtlichen Europäischen Nationen der damaligen Zeit nennen dürfte. Immerhin möge uns die Weitläufigkeit, Steifheit und Pedanterie, welche in mehreren jener Recensionen waltet, ein Lächeln abgewinnen; nimmer werden wir die umfassende Gelehrsamkeit, den strengen und doch frommen Ernst, so wie die tiefe Gründlichkeit, Vorzüge, die uns hier noch öfter begegnen als jene Fehler, verkennen dürfen. Selbst dann, wenn wir die meisten jener Recensionen nicht für eigentliche Kritik im höhern Sinne, sondern nur für Relationen von gegebenen Büchern annehmen wollen, so wird uns dadurch wenigstens der historische Erwerb nicht verkümmert werden, indem jene Berichte fast immer mit einer solchen Genauigkeit abgefaßt sind, daß wir beinahe das

Buch selbst, von dem sie handeln, entbehren können. Es drängt sich dabei die Frage auf, von wie vielen sich brüstenden Recensionen der neueren Zeit wir wohl ein ähnliches Urtheil fällen dürften: eine Frage, deren Beantwortung wohl schwerlich zu unserer Zufriedenheit ausfallen möchte.

Späterhin wurden jene Acta in Deutscher Sprache fortgesetzt, doch brachten sie nur einen Theil ihrer ehemaligen Gründlichkeit unter dieser neuen Form mit, bis sie endlich zur Mittelmäßigkeit und von da zur gänzlichen Unbedeutendheit herabsanken. Ihre Dauer war vom Jahre 1682 bis 1756.

§. 49.

Der ästhetisch-moralischen Wochenchriften hat es in Deutschland sehr viele gegeben, unter denen wir Folgende bemerken: Diskurse der Maler, 1721. Der Patriot, 1724 (von Hoffmann, Nichey, Weichmann und andere). Die vernünftigen Tadlerinnen, 1725 und 26. Der Biedermann, 1727 f. Die Matrone, der Menschenfreund, 1749. Der Weltbürger, Berlin 1742. Der preussische Einsiedler, Königsberg 1740. Der Fremde, Kopenhagen 1745. Der Maler der Sitten, Zürich 1744. Der Schutzgeist, Hamburg 1746. Der Gesellige, Halle

1746. Der Jüngling, Leipzig 1747. Der Druiden, Berlin 1749. Der Mensch, Halle 1751. Das Reich der Natur und Sitten, Halle 1756. Daphne, Königsberg 1750. Der nordische Aufseher, Kopenhagen 1749. Der Hypochondrist, 1763. Der Schwärmer oder Herumstreifer, Stralsund 1754. Der Freund, 1755. Der Bienenstock, Hamburg 1756. *) Ferner: Der Pilgrim, der ehrliche Alte, der Redliche, das Schauspiel menschlicher Handlungen, der Mann, der Greis, die Frau u. s. w. Die meisten dieser Zeitschriften haben es zu mehreren sehr ansehnlichen, manche sogar bis zu zwölf starken Bänden gebracht. Die fleißigsten Wochenblattschriftsteller waren: Hoffmann, Richen, Reichmann, Gottsched, Bodmer, Breitinger, Lamprecht, Vock, Elias und Adolf Schlegel, Andreas Cramer, Meier (Prof. der Philosophie in Halle), Sucrow, Cronegk, Mylius u. s. w.

S. 50.

Fast alle diese Zeitschriften sind für die höchste Bequemlichkeit derjenigen Leser und Leserinnen berechnet, denen man auch nicht die kleinste An-

*) Bei den letzteren 16 Journalen ist die Jahrzahl der späteren Ausgaben angegeben worden.

strenge zumuthen darf. Sie tragen deshalb fast durchgängig den Stempel der süßlichen Gluckheit, die sich nur an Diminutiv-Gedanken und Miniatur-Empfindungen ergötzen mag; sie tragen überall den Wunsch, witzig und humoristisch zu sein, zur Schau, den aber das Geschick keinesweges gewährt. Denn der Witz und Humor ist nur das Eigenthum mächtiger und großartiger Naturen, die in sich selbst einig und die Verhältnisse des Lebens überschauend, jede Uneinigkeit und Entzweiung scharf und sicher und mit einer gewissen epigrammatischen Ruhe zu erfassen wissen. Eben so wenig glückt es diesen Wochen- und Monatschriftstellern mit der Philosophie, Aesthetik und Moral, die sie mitunter austreuen. Die Erstere muß sich bequemen, ein Toilettegeschenk für die Damen, wie sie etwa Gellert in einigen seiner Erzählungen und Lustspielen schildert, zu werden. Die zweite, größtentheils vom Auslande her erborgt, beginnt mit Unsicherheit, geht durch Peinlichkeit, und endet, fast möchten wir sagen: triumphirend, in Leichtigkeit. Die dritte endlich wandelt die wohlbekannten Pfade der gemeinen Bornehmheit, und bequemt sich völlig nach dem Wunsche weichlicher Leser, weshalb denn immer das strenge Soll der Pflicht, in ein blöde senszendes „Ach möchte

doch,“ oder „Es dürfte vielleicht,“ verwandelt worden ist.

§. 51.


Der Schaden, welchen die Wochenschriften den Deutschen Lesern gethan haben, ist kaum zu berechnen, denn zum Theil von ihnen schreibt sich jene frivole Anstrengungsscheu her, der zu Folge man fast mit jeder tiefsinnigen und durchgreifenden Schrift schnell fertig wird, indem man sie für unverständlich, und eben deshalb auch für ungenießbar erklärt. Von ihnen zum Theil schreibt sich her jene hohle Geschwägigkeit, die in ewigen Tautologien sich müde jagen müßte, könnte jene Gattung von breiter und unseliger Redseligkeit überhaupt nur müde werden, jenes leere Raisonnement, das um ein Nichts herum spazieren geht, und die Leser mit schwächlicher Freundlichkeit einladet, sich an dem Nichts zu erfreuen, und es für ein Etwas zu halten, jene endlose Danaidenarbeit der Alltagschriftsteller, die das schon hundertmal Gesagte, das Einmal zu sagen schon überflüssig wäre, stets von neuem in die porösen Gemüther ihrer Leser hineingießen, jene kümmerlich mit Bildung prunkende Ansicht, als sei der Zweck des Lebens nur das Vermögen, über tausenderlei Dinge von A bis Z, hinüber und herüber, die Kreuz und Quer reden zu kön-

nen, wobei niemals etwas ausgemacht und in das Reine gebracht wird, und auch nicht gebracht werden soll, weil ja sonst jenes instinktmäßige Schwanken seinen Spielraum beschränkt sehen würde u. s. w.

Damit aber der Vorrath jener Journale nicht so leicht zu Ende gehe, obwohl das Erzeugen derselben aus eigenen Mitteln nicht eben schwierig sein konnte, so nahm man auch zum Auslande die Zuflucht, und übersetzte den Spectator und die Spectatrice, den Guardian, Rambler, Tatler u. s. w.

Erst spät erfolgte die Uebersättigung und mit ihr die Entfernung jener Wochenschriften. Doch ist der Geist derselben leider auch in die meisten neueren Journale gefahren, und es hat eben nicht das Ansehen, als würde er sobald verschwinden.

§. 52.

Gottlieb Siegmund Corvinus, geb. 1677, gest. 1746. Er schrieb unter dem Namen Amandus: „Proben der Poesie, in galanten, verliebten, vermischten, scherzhaften und satirischen Gedichten“ (1710), und späterhin eine noch stärkere Sammlung, unter dem Titel: „Reisere Früchte;“ allein es ist weder mit der Galanterie, noch der verlebten satirischen Scherzhaf-


keit, noch mit der hinterher verkündigten höheren Reise weit her, und es gewährt einen betrübten Anblick, wie hier die Steifheit und Pedanterie sich fruchtlos abmüht, leichtfertig und muthwillig zu sein. Auch die Reden, die er im späteren Alter schrieb, wo er, nach seiner Rechnung, fast überreif hätte sein sollen, sind mit steifer Pracht und welken Blumen übermäßig ausgeziert, doch haben sie ein nicht geringes Aufsehn gemacht, und sind häufig nachgeahmt worden.

Es ist sehr merkwürdig, daß dieser keinesweges sehr talentvolle Dichter dennoch eine so entschiedene Liebe für die Poesie hatte, daß er jede andere Wissenschaft darüber versäumte. Er war arm, ja fast dürftig, und schlug dennoch ein ansehnliches öffentliches Amt aus, um nur stets der freien Muße des schriftstellerischen Lebens zu genießen. So ist es denn auch ein fast rührender Umstand, daß ihm auf dem Sterbette mit einemmale sämtliche Fehler seiner Werke einleuchteten, an die er sonst nie hatte glauben wollen. Es setzte dies Bekenntniß selbst auf, und befahl, es nach seinem Tode zu drucken. Man findet es im neuen Büchersaale der schönen Wissenschaften und freien Künste.

Es wäre zu wünschen, wir hätten mehrere

lezte Worte und Bekenntnisse sterbender Dichter; denn ohne Zweifel würde auch manches Hoherfreuliche hier zu vernehmen sein, wie etwa in Flemmings Abschieds-sonett. Vor des Todes leuchtender Fackel besteht kein Stolz und Egoismus, aber auch keine Ueberdemuth, und die reine Selbstanschauung erhebt sich, die das Leben in einzelnen Momenten vielleicht gern trüben möchte.

§. 53.

Johann Ulrich von König, gest. 1744. Wir besitzen von ihm theatralische Gedichte (Hamburg und Leipzig 1713), enthaltend: a) Die Oesterreichische Großmuth, oder Karolus V., auf das Krönungsfest Karls VI., auf dem großen Hamburgischen Theater vorgestellt, 1712. b) Die entdeckte Verstellung, oder die geheime Liebe der Diana, ein musikalisches Schäferspiel. c) Die wiederhergestellte Ruhe, oder die gekrönte Tapferkeit des Heraklius, auf das Krönungsfest Karls VII. zum König in Ungarn. d) Die gekrönte Würdigkeit, an den Grafen von Schönborn, eine Serenade (von welcher Dichtungsgattung auch sonst noch einige Proben hier zu finden sind).

Ferner: Rhea Sylvia, eine Oper, und die „verkehrte Welt,“ ein Lustspiel. Alle diese dra-

matistischen Uebungen sind zu ihrer Zeit mit großem Interesse gelesen und aufgeführt worden, zeigen aber nur von mittelmäßigem Talent, mit dem der Verfasser sehr haushälterisch umzugehen wußte. Am berühmtesten ist er geworden durch die Herausgabe von Brockes Uebersetzung des Martinis schen, schauerlich wüsten, widerig gezerrten Gedichts: „Der bethlehemitische Kindermord,“ so wie durch die Herausgabe der Canitzschen und Besserschen Gedichte, denen er die Lebensbeschreibung der Dichter vorsetzte. Diese Biographien sind zwar mit ganz besonders gezielter Streifheit und geschmackloser Breite geschrieben, enthalten aber manches gar sehr Interessante, da die zu schildernden Personen allerdings ein reiches Leben dem Beschreiber lieferten, so daß es gar wohl der Mühe werth wäre, sie von neuem zu bearbeiten, wäre es auch nur wegen der beiden höchst ausgezeichneten Gattinnen der genannten Dichter. (Alles Gute und Lebendige in C's und B's Gedichten ist nur durch die Liebe zu ihren Frauen entstanden. Alles andere ist matt und krank oder todt.)

Eines der letzten Werke, zu dem König als Sächsischer Hofdichter veranlaßt wurde, war das beschreibende Gedicht: „August im Lager,“ von dem er einen Gesang hinterlassen hat. Der

Scherz ist bekannt, daß ihm in demselben nicht eben die Schilderung der Menschen, wohl aber die der Pferde gelungen sei; doch vergißt man hinzusehen, daß er auch die großen Kuchen und das anderweitige Backwerk, das in jenem Lager verspeiset wurde, mit besonderer Heiterkeit und nicht ohne Glück beschrieben hat.

S. 54.

Man hat nicht selten die während des dreißigjährigen Krieges lebenden Deutschen Dichter recht sehr bedauert, daß sie in eine so unglückliche Zeit gerathen seien, und allerdings hatte man recht, es zu thun, so bald nur von stiller Muße und freundlicher Lebensgemächlichkeit die Rede ist. Wer aber viel zu verlieren hat, hat auch viel zu gewinnen, und große Weltbegebenheiten, besonders wenn sie einen nationalen Gehalt haben, regen auf eine wunderbare Weise die Kräfte an. So bei Opitz, der freilich ein Opfer der entsetzlichen Kriegesbegleiterin, der Pest, wurde, so bei Flemming, der selbst in Persiens Gefilden nur für den Ruhm seines Vaterlandes und seiner Freunde lebte, so bei Jakob Balde u. s. w. Diese und ähnliche Männer hatten denn doch etwas entschieden Großes gesehen, das sich bei ihrer Nation entwickelte, und ein solches Gefühl, entzündet in einer der Dichtkunst erschloß

senen Brust, wird Leben verleihen jeglichem kühnen, oder fröhlichen, oder männlich trauernden Gesang.

Der Westphälische Friede hatte Deutschland in seiner Einheit gebrochen und eine politische Schwäche begründet, der die Stärke der Einzelnen und der Nation, als solcher, nicht wehren konnte. Es vergingen indessen noch manche Jahre, ehe die Deutschen sich zu dieser Einsicht entschließen mochten, doch zuletzt mußten freilich Ludwigs XIV. Siege, und die endliche Durchsetzung aller seiner Plane, die traurige Ueberzeugung auch den unglaublich Stolzen geben, die sich ihr so lange geweigert hatten. Einzelne, für die Deutschen glückliche Ereignisse und rühmliche Thaten, während dieser sonst trüben Zeit, hatten die Dichter wenigstens epigrammatisch angeregt, wie etwa jemand, der dem Glücke nicht recht traut, doch wenigstens eine einzelne Stunde des Glücks rasch erfaßt und zu genießen strebt.

§. 55.

Als nun aber nach dem Frieden von 1713 und 14 eine nicht sehr erhabene Ruhe nach der Ueberanstrengung in Deutschland einkehrte, da fehlte es den deutschen Poeten fast gänzlich an einem großen nationalen Stoffe, und hätte nicht zum Glück Oesterreich einige Schlachten gegen die

Türken gewonnen, hätte nicht Eugen einige bedeutende Kriegsthaten mit Genialität und Kühnheit ausgeführt, so würde fast von gar keiner historischen Beziehung in der damaligen deutschen Poesie etwas zu vernehmen gewesen sein. Die redlichen Dichter fühlten sich freilich gekränkt genug, daß weder Karl VI., noch Friedrich Wilhelm I., weder Eugen noch Leopold von Dessau irgend einiges Interesse für ihre poetischen Vermählungen zeigten, aber sie besangen und lobten dennoch ihre wackern Kriegsthaten nach Kräften in gebundener und ungebundener Rede.

Indessen konnte dieser Stoff doch nicht immer ausreichen, und da man, mit wenigen Ausnahmen, sich noch keinesweges auf die romantische und phantastische Poesie verstand und meistens einer Veranlassung von außen her bedurfte, so nahm man diese, wie sie sich nun einmal im gewöhnlichen Bürgerleben zu bieten pflegt, und verschmähet selbst die für das Volk und die Nachwelt ganz geringfügigen Dinge nicht, um sie ein wenig poetisch anzumahlen. In den meisten Gedichtsammlungen aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts finden wir fast nur besungene Hochzeiten, Kindtaufen, Magisterpromotionen u. s. w., wobei das Bemühen, dergleichen nur für die Mitlebenden und Erlebenden wichtige

Dinge auf die Nachwelt zu bringen, nicht selten mit übertriebener und deshalb lächerlich werden- der Feierlichkeit verbunden ist.

§. 56.

Schon in früherer Zeit hatte Caniz in einer nicht geistlosen Satire auf die damaligen Poeten, jenen Uebelstand dem Spotte preis gegeben:

Geht wo ein Schulregent in einem Flecken ab,
Mein Gott, wie rasen nicht die Dichter um
sein Grab!

Der Tod wird ausgefüllt, daß er dem theuern
Leben

Nicht eine längre Frist als achtzig Jahr gegeben.
Die Erde wird bewegt, im Himmel Lärm ge-
macht,

Minerva, wenn sie gleich in ihrem Herzen lacht,
Auch Phöbus und sein Chor die müssen wider
Willen,

Sich traurig, ohne Trost, in Flor und Boi
verhüllen,

Mehr Götter sieht man oft auf solchem Zettel
stehn,

Als Bürger im Gefolg mit zu der Leiche gehn.

(S. des Freiherrn von Caniz Gedichte, her-
ausgegeben von J. U. König, Leipzig und
Berlin 1727, S. 98.)

Nun bleibt es freilich ausgezeichnete Talente,
die selbst aus Unbedeutendem etwas Erfreuliches
bilden,

bilden, und das was nur subjektiv wichtig sein kann, zu objektiver Bedeutung umbilden, doch waren diese, wie bekannt, von jeher selten.

§. 57.

Stets aber blieb jenes Streben der deutschen Dichter, ja man möchte sagen: jene Sehnsucht nach nationalem Stoff. Sie ging so weit, und war so zauberischkräftig, daß sie selbst das Historischwiderstrebende nicht achtete, sondern es kühn zu etwas Nationalem umwandelte. Manchen edeln Dichtern ist dies gelungen, da sie stets die deutsche Gemüthlichkeit mitbrachten, das ewige Element, in dem der wahre Nationaldichter allein gedelhet.

Es ist hier keinesweges bloß von den deutschen Poeten die Rede, sondern von den geistigen Repräsentanten der deutschen Nation überhaupt, denen man auch sonst wohl schon oft eine besondere Gemüthlichkeit zugeschrieben hat. Man soll aber dies Wort, weil es etwas recht Heiliges bezeichnet, nicht zu oft, und nimmer leicht hin aussprechen, sondern in seiner ganzen tiefen Bedeutung nehmen.

§. 58.

(Nachtrag zu Seite 36. ff.)

Das über Bodmer gefällte Urtheil ist von einigen Lesern, wie mir bekannt geworden, zu

streng befunden: was sich in der That wohl vorher sehen ließ, da es etwas durchaus Neues, aber in diesem Neuen das einzig Wahre und Richtige enthält, was sich über V. sagen läßt. Es ist mir deshalb nicht wohl zuzumuthen, auch nur ein einziges Wort von denen, die über jenen Schriftsteller von mir gesprochen sind, zurückzunehmen, indem ich offen gestehe, daß ich es für recht sehr verdienstlich halte, ihn in das Licht gestellt zu haben, in welches er gehört.

Ueberhaupt, dünkt mich, ist die ganze Sache klar und einfach. Man betrachtet V. entweder als einen Dichter, oder als einen Kritiker. Was den erstern betrifft, so sucht ihn jetzt wohl kein Mensch mehr in ihm, so daß also nur die Frage nach dem Kritiker aufgeworfen werden könnte *).

*) Da bereits dieses ganze Buch vollendet ist, ersuche ich mir hier noch ein Plätzchen, um einer Recension des ersten Theils Erwähnung zu thun, die sich in den Heidelberger Jahrbüchern findet. Wäre dieselbe in einem aparten Werke, das etwa die Aufschrift gehabt hätte: „Vermischte Schriften, nebst kritischen Versuchen von Gump“ an das Licht getreten, so dürfte ich mit stiller Seele die ganze Sache ignoriren; da sie aber in jenen Jahrbüchern erschienen ist, die ich recht achte, und gern lese, so geht das nicht also, und es muß Einiges erz

und diese möchte wohl ihre beste Antwort in folgendem zusammenfassenden Bedenken finden. Werden wir einen Schriftsteller, der den Witz die

wiedert werden. Dieses Einige soll aber recht kurz und redlich sein, und in folgendem bestehen: Hr. B. hat eine sehr ausführliche Recension geschrieben, was immer doch, wie Niemand in Abrede sein wird, mehr Zeit wegnimmt, als eine kurze, und es scheint billig, daß jede Mühe erkannt werde. Deshalb nun lob ich ihn. Er fängt seine Arbeit mit Ruhe an, und sagt sogar mitunter einiges halbweg Erträgliche, was immer besser ist als das Unerträgliche, wiederholt dann einige alte Vektionen über Herder, Lessing, Schiller, Goethe u. s. w., fühlt dann (so scheint es), selbst einige innerliche Müdigkeit, hebt sich aber von neuem mit Gewalt, und schreibt sich zuletzt in eine gewisse verworrenhitzige, unruhig-reche Stimmung hinein, die ihm unmöglich vielen Spaß gemacht haben kann. Ich gebe indessen die Hoffnung nicht auf, es könne noch einst etwas aus ihm werden. Wenn er z. B. einmal erfahren sollte, was es heißt, ein eigenes, freies Urtheil haben, wenn er ferner über den Witz, Humor, die Ironie, das Epigramm, den Styl, zur Klarheit gelangt, und er endlich tief innerlich das Wesen der Geschichte, und den Geist der Geselligkeit, der Philosophie und Religion erschaut, so wird er auch ganz gewiß eine recht sehr gute Recension anfertigen können, ja sogar ein eigenes gutes Buch, was allerdings noch mehr ist. Dann wird ihm erst recht wohl werden.

Kräfte des Geistes nennt, der die Musik haßt, den Reim verachtet, der jedes scherzende Spiel, es sei nun mit dem Universum, oder mit einem unschuldigen Wort, für ungebührlich erklärt, der seinen Haß gegen die deutsche Nation geradezu offenbart, und, da er selbst zu arm ist, um genügend gegen sie schelten zu können, von Mauvillon und Bouhours schlechte Späße erborgt, der Hans Sachs verachtet, und Flemming fade und unbedeutend findet, der Klopstock anfangs verzieht, und da dieser aus edlem Stolz ihm nicht mehr anhängen will, ihn türkischabgeschmackt angreift, der Lessing, Uz, Weiße, Gellert, Rabener, Rammler, Goethe u. s. w. mit gemeiner Wuth verhöhnt, der Leibnitz, Wolf, Baumgarten, und die Philosophie selbst nicht achtet, der die deutsche Sprache verderben und um ihren Wohlklang bringen möchte, der Hexameter macht, für die kein Wort des Tadelns genügend ist, der sich selbst dem Sophokles an die Seite setzt u. s. w., werden wir, frage ich, einen solchen Mann einen Kritiker nennen dürfen, werden wir ihn achten können? Die Ueberklarheit der Sache macht jedes weitere Wort unnöthig, so wie denn auch ein wahrhaftiger, tiefgegründeter Ekel mir wehrt, noch irgend eines über B. hinzuzusetzen.

S. 59. (Nachtrag zu S. 66.)

Johann Adolf Schlegel, merkwürdiger als Bruder von Elias, und Vater von August Wilhelm und Friedrich, denn als Dichter. Als letzterer gab er mehrere geistliche Oden, unter denen man ehemals besonders: „Gottes Größe in den Meeren“ bewundert hat. Indessen ließe sich wohl gleich von vorn herein die harmlose Einwendung machen, daß wohl noch niemand so seltsam gewesen sei zu behaupten, auf dem Lande zwar sei Gott allerdings groß, doch auf dem Meere werde man eben nicht viel davon gewahr. Der erste Vers des genannten Gedichtes scheint allerdings mit einem solchen nicht existirenden Individuum zu thun zu haben. — Fast alle seine Oden, obwohl einzelne Gedanken in denselben nicht verwerflich sind, erkälten eine gewisse Zahmheit und unerfreuliche Aufklärungsweise.

Wir besitzen ferner von ihm Fabeln und Erzählungen, die der Herausgeber, Karl Christian Gärtner, durch die Verufung auf Gellerts Beifall, zu schätzen meinte. Indessen war es gerade Gellert selbst, der bekanntlich durch seine eigenen Fabeln den Deutschen des achtzehnten Jahrhunderts ein Muster von Zierlichkeit und angenehmer Geschwätzigkeit gegeben hat,

und sein Beifallswort konnte nicht hindern, daß man eine Vergleichung Schlegels mit ihm anstellte, die dann natürlich nicht zu Gunsten des Ersten ausfallen konnte. Auch die damaligen Kritiker (1769) tadelten die Gedehntheit der Fabeln, die kalte Geschwätzigkeit der Moral und die Monotonie des Vortrags, und sie hätten dieses öffentlich ausgesprochenen Tadel nicht bedurft, da ihn wohl auch jeder Leser für sich mit leichter Mühe übernehmen konnte.

Als Kritiker befaßte sich Schlegel leider zu sehr mit dem Vatteur, mit dem er, obwohl herzlich wünschend ihn zu verbessern, fast immer auf der Oberfläche herumtrieb.

Bei so strengem Tadel scheint es Pflicht zu sein, hier zu erwähnen, daß Schlegel als Prediger fast allgemein der größten Auszeichnung für werth gehalten wurde. Immerhin möge seine edle Persönlichkeit einen Theil belgetragen haben, den Beifall zu steigern; das Lob würde dadurch nur reiner werden, denn es giebt keine geistliche Beredsamkeit ohne tief innerliche Würde. Der Verfasser dieser Schrift hat den trefflichen Mann zwar nie selbst predigen hören, doch vertraut er in dieser Hinsicht dem Urtheile einer ganzen Stadt (Hannover), die noch heut zu

Tage mit inniger Achtung und Nährung an Schlegel zurückdenkt.

§. 60.

(Nachtrag zu S. 90.)

Einen großen Einfluß auf die Gemüthsstimmung und den Ton mehrerer Deutscher Dichter, besonders während des siebenten Decenniums, hatte der berühmte Young, dessen Nachtgedanken durch Eberts Uebersetzung jedermann zugänglich geworden waren. Es ist jenem Engländer ein rechter Ernst mit dem Ernst, der Schwermuth, den Klagen und dem Sichselbst-Verhüllen in Nacht. Ging er doch gar bei der Abfassung seiner Trauerspiele so gewaltsam gegen sich selbst zu Werke, daß er (wie die Sage geht) seinen Schreibetisch mit Todtenköpfen besetzte, damit seine Phantasie von ihnen, wie von einer gräßlichen Mauer, begränzt werde, und nimmer zu etwas Fröhlichem hinüberflattern dürfe. Er hätte dessen nicht bedurft, denn jene Todtenköpfe waren bereits zur Gnüge in ihm, und man darf wohl von ihm sagen, er habe Freude gefunden am Schmerze und in dem Gram. Freilich gehen seine Klagen mitunter wohl ein wenig in eine superficielle Wehmuth und unangenehme Monotonie über; allein im Ganzen steht er dennoch ziemlich kräftig und in interessanter Einsamkeit

da, und manche seiner Klagen wissen wohl was sie wollen, und können nur leider die beruhigende Antwort nicht finden.

§. 61.

Die Uebersetzung seiner Nachtgedanken fiel bei uns in eine Zeit, die dem düstern Ton des Engländers durchaus nicht zuzusagen schien. Man war nämlich damals recht eifrig beschäftigt, den süßlich vergnügten Anakreon nachzuahmen und zu überbieten. Die Dichter versicherten in tausend Liedern, daß sie den ganzen langen Tag nichts weiter vornähmen, als trinken, küssen, sich salben und bekränzen in der Nebenlaube; an Sorg und Kummer, Grab und Tod zu denken sei ihnen ganz unsäglich zuwider. Allein was half's? Young hatte in England gezündet, und sollte nun auch Deutschland entzünden. Man hatte ohnehin schon gemerkt, daß das Publikum, welches so viele ernste Geschäfte hat, des ewigen Tändelns und Kosens müde werde, und so ward man es denn auch, oder machte wenigstens gute Miene zu dem bösen Spiel. Man nahm die Kränze ab, warf die Salben weg, und erklärte die Becher und Küsse für unstatthaft, man ging schaarenweise in einsame Gegenden, eben um in Gesellschaft der Einsamkeit besser zu genießen; man besuchte die Kirchhöfe, studirte die

Leichensteine, und ließ sich auch wohl von einigem Verwesungsgeruch anwehen, um eine erträgliche Melancholie zuwege zu bringen. So nun verarbeitet, brachten sie ihre Empfindungen über das Leben und dessen Leiden, über das Grab und dessen Ruhe, über die Unsterblichkeit der Seele u. s. w. zu Papiere, wobei nur zu beklagen ist, daß fast alle diese Empfindungen gehaltlos und leer waren, und eben deshalb in das Leere gingen.

§. 62.

Einer schrieb: „Stunden der Einsamkeit,“ (Leipzig 1760) in welchen in der That fast nichts vorkommt, als Schrecken und Nacht, Zärtlichkeit und Donner, Thränen und Betäubung. Auch macht er, die Nüchternung zu erhöhen, und den Leser zu ängstigen, fast eben so viel Gedankenstriche als Worte. Ein anderer, noch verschlagenener als jener, suchte sowohl den lustigen als den traurigen Lesern zu gefallen, und schrieb „Scherze der lyrischen Muse,“ (Leipzig 1760) in welche er, nachdem die ersten Bogen mit hergebrachter Scherzhastigkeit gefüllt worden waren, plötzlich auch seine sämtlichen betrübten Empfindungen einschwarzte. Wes Geistes Kind er sei, und wie gern er mit erborgtem Feuer sich

begnüge, giebt er in folgenden nicht eben melodischen Hexametern zu verstehen:

Welche Namen sind es, die auf dem Weg, den
du gehst,

Aus der Vollkommenheit Tempel, mit ewigem
Glanze herstralen?

Ja, Du bist es, ehrwürdiger Young, Du bist
es, o Harvey,

Und Du, Zacharia, Ihr alle sanget ein Nacht-
lied,

Schön und schaudervoll, wie die Nacht selbst. —

— — — — —
O wie gräbt mir der Nacht demantene Kron' in
die Seele

Tief viel wallende Freuden und süße Melan-
cholie ein!

Hab' ich also kein Recht, dir, Muse, meine
Empfindung

Und mein Herz zu vertrauen? —

§. 63.

Diese Methode, durch den Titel zu täuschen, schien Beifall zu finden; denn ein Dritter schrieb: „Mein Vergnügen in Zürich,“ (Halle 1761) wo aber durchaus an kein Vergnügen zu denken ist. Denn der Verfasser liebt nichts als alte Mauern, Leichensteine u. s. w. Ja er geht endlich so weit, daß er wünscht, es möge „der Verwesungsdunst aus der Asche seines Vaters

hervorstreigen und durch sein ganzes Wesen dringen, damit er in süße Betäubung entzückt werde.“ Ein Viertes endlich machte sich gar anheischig, alle sieben Tage dem Publikum mit überaus betrübten einsamen Nachtgedanken unter die Arme zu greifen, denn in der That gab er unter diesem Titel eine Wochenschrift heraus (Wien und Leipzig 1761); allein er hielt nur in Hinsicht des Terminus Wort. Gar bald ermüdet ihn die Traurigkeit, und er theilt uns besonders ausführliche Nachrichten über das Jubiläum der Universität Jena mit, bei dem er selbst, wie billig, recht sehr vergnügt gewesen ist.

Auch Cronegk, Zacharia, Kreuz u. s. w. haben viel in jenem Tone gesungen, der — es möge ein hoffentlich überflüssiges Wort nicht gescheuet werden, um jedes etwanige Misverständnis zu beseitigen, — durchaus keinen Tadel verdient, sobald er nur redlich und klar aus einer tiefen Seele strömt. Allein Zacharia ist durchaus arm an großen Gedanken und Empfindungen, ringt vergeblich nach Tiefe, und giebt nur alltäglichen schwer hinwandelnden Ernst in einer fast beispielloos unharmonischen Sprache. (Mit dem harmlosen Scherz gelingt es ihm schon besser.) Cronegk ist leicht und gefällig im Ton, doch nicht selten wäßrig und dünn. Das in

ihm wohnende Bessere hatte er bereits an seine Trauerspiele, obwohl auch diesen bekanntlich eine höhere Bedeutsamkeit abgeht, hingegeben, und seine lyrischen Gedichte mußten sich deshalb mit dem traurigen Rest begnügen.

S. 64.

Ueber Friedrich, Carl, Casimir, Freiherrn von Creuz dürfte indessen ein etwas ausführlicheres Wort nicht überflüssig sein, da er fast ganz verschollen zu sein scheint.

Schon in den Jahren 1742 und 43 wurden einzelne Gedichte von ihm in vermischten Sammlungen abgedruckt, die nicht beachtet wurden, obwohl die dürftige Zeit sie dankbar hätte aufnehmen sollen, da sie wenigstens besser waren, als das Meiste, was damals an den Tag kam. 1751 erschienen seine Oden; doch auch sie wurden fast ganz übersehen. Unabgeschreckt durch die ihm begegnende Kälte, gab er endlich 1760 seine „Gräber“ heraus, die aber gleichfalls nur selten angezeigt wurden, bis endlich Herder ihnen einen ehrenvollen Platz anwies, und das Stillschweigen der Literaturbriefe über dieses Werk tadelte. Creuzens Misgeschick kam größtentheils daher, daß Gottsched ihn gelobt hatte, an dem man nun einmal schlechterdings kein gutes Haar finden wollte. Im Jahr 1769 erschienen endlich

die sämtlichen Werke des Dichters in zwei Theilen (Frankfurt am Main bei Varrentrapp), die uns ihn leicht überschauen lassen. Sein Geist war weder sehr tief noch glänzend, aber sorgsam und nachdenklich, sein Gemüth kränklich, aber in dieser Kränklichkeit nicht zerrissen, und nicht ganz ohne Melodie. Für die Ode fehlt es ihm an Kraft und Feuer, doch hat er sich leider in dieser Gattung nicht selten versucht. Seine Briefe, deren eine große Menge mitgetheilt sind, größtentheils litterarischen Inhalts, sind voll unsicherer Kritik, die in eine enge Subjektivität hinein gebauet ist. Ein merkwürdiges Beispiel, wie wenig er eine geniale Prosa zu begreifen im Stande war, findet sich im achtzehnten Briefe, wo er den Styl einiger Neueren (ohne Zweifel meint er Lessing und Herder) höchst charakteristisch für ihn, die bestürzende Schreibart nennt. Er hatte sich so sehr an das gewöhnliche Geländer der Prose gewöhnt, daß ihn jeder kräftigere Gang bestürzt machte. Wie überhaupt so seltsam sich Wahres und Falsches in ihm mische, zeigt sich unter andern im 24 und 26sten Briefe. Im ersteren bemerkt er sehr richtig, wie wenig die französische Poesie sich über die Prosa erheben könne, und in dem zweiten kann er durchaus nicht begreifen, wie Lessing

zu der Unart gekommen sei, den Cicero einen schlechten Philosophen zu nennen. Gegen die Lieder des Scherzes, mitunter wohl gar gegen die der Freude, äußert er entschiedene Abneigung, und es hilft ihm wenig, wenn er hinterher gewissermaßen widerruft, und erklärt, er wolle den Parnasß darum doch nicht zu einem Castrum Doloris machen. Seinen Trauerspielen Socrates und Seneca mangelt durchaus alles, was Anspruch auf Lob geben kann. Selbst die Wahl der Stoffe ist durchaus verfehlt, und man erinnert sich, wie auch Kleist am Seneca scheiterte. Creuz hat wenigstens demselben dadurch ein tragisches Interesse zu geben gesucht, daß er den gegen Nero Verschworenen die Absicht leihet, den Seneca auf den Thron zu setzen, welches auch Tacitus als eine Sage anführt.

§. 65.

Das einzige große Gedicht: „Die Gräber“ begründet des Dichters Ruhm, denn hier ist sein Gemüth ganz in seiner Sphäre. Wir fühlen es mit Theilnahme, wie tief die mannigfaltigen Drangsale des Lebens ihn verletzt haben, deren er schon in früheren Gedichten gedacht, z. B.

Mich, der ich meine schönsten Jahre
In dem Verborgnen hingeweint,
Mich spart der Tod?

und an einer andern Stelle:

Geheimer Sorgen voll,

Die einst ein Grab mit mir der Welt verber-
gen soll,

Hauch' ich mein Leben hin, und find' in meinen
Klagen

Oft einen Trost, den Zeit und Glücke mir ver-
sagen.

Wir sehen es klar, daß er sich selbst meint,
oder wenigstens meinen durfte, wenn er von
Young die rührenden Worte sagt:

Der wie ein Pelikan, vertieft in seinen Gram,

Zu seiner wunden Brust die große Zuflucht nahm.

Solche Leser, die den Sinn dieser Zeilen klar
in sich aufnehmen können, d. h. die bereits in
bedeutenden Momenten etwas Aehnliches em-
pfunden, oder gar mit denselben Worten aus-
gesprochen haben (weil es in der That keine an-
dre dafür giebt), werden sich ihm, durch die
Mittheilung derselben auf eine entschiedene Weise
angenähert fühlen, und ihm dafür, milde genug,
die oft sich einschleichende Monotonie verzeihen,
die bei einem Stoffe wie der gewählte ist, aller-
dings nicht ausbleiben könnte.

§. 66.

Thomas Abbt. Herders Ausspruch über
ihn, als er die einzelnen Züge desselben zu einem

Bilde sammelte, lautet kurz und rasch folgendermaßen: Abbt war ein Philosoph des Menschen, des Bürgers, des gemeinen Mannes; nicht ein Gelehrter: er war durch die Geschichte, wie unter Thaten gebildet: in Tacitus Kürze verliebet, die er aber mit französischen Wendungen und brittischen Bildern mischte; zur Theologie erzogen, von welcher er auch etwas biblische Sprache behielt; und übrigens nicht für den strengen systematischen Vortrag. (Man vergleiche: Ueber Thomas Abbt's Schriften. Der Torso von einem Denkmal, an seinem Grabe errichtet. Erstes Stück 1768. S. 51.)

Während in Deutschland so manches höchst ausgezeichnete Genie (z. B. Flemming, Hamann, und wenigstens die ersten zehn Jahre, auch Jean Paul) nicht eben erkannt und nach seinem ganzen Werthe geschätzt, ja wohl gar nicht selten hart angefahren und getadelt wird, genießen manche an das Mittelmäßige streifende Geister, insonderheit aber die welche man etwa zur Hälfte gut nennen darf, eine besondere Verehrung und fast allgemeine Liebe. So ist es Abbt ergangen, dessen Werke vom Verdienst und vom Tode fürs Vaterland, ohne Zweifel etwas zu voreilig, für klassisch gehalten wurden. Sie enthalten ein Aggregat von guten und halbguten Gedanken, deren

nen weniger Klarheit als Diefes fehlt, so wie denn auch in dem technischen Bau derselben die logische Ordnung nicht selten vermißt werden dürfte. Indessen möge allerdings auch der Zeit gedacht werden, in der sie erschienen (die sechsziger Jahre), eine Zeit, die zwar bereits treffliche poetische Erzeugnisse geliefert hatte, aber wenige Muster für die dogmatische Schreibart aufweisen konnte. Nun ist zwar Abbts Schreibart nichts weniger als rein und in sich selbst einig, und er selbst erkennt an seinem Styl einen Hauptfehler, nämlich das Erzwungene, so wie er nicht minder sich den Vorwurf macht, zuweilen entfernte Anspielungen auf Stellen aus der heiligen Schrift angebracht zu haben, wozu ihn der damals in Deutschland herrschende Geschmack verleitet. Abgerechnet, daß Abbt durch den letzten Vorwurf, einen wenigstens im Allgemeinen ungerechten Tadel auszusprechen scheint, so dürfte überhaupt seine Schreibart, trotz ihrer Fehler, gerade das sein, wodurch er am mächtigsten gewirkt hat.

§. 67.

Die deutsche Sprache, die noch unter Luther so jugendlich stark und in rüstiger Frische aufgetreten war, hatte seitdem viel von ihrer inneren Kraft verloren, sie war zahm und alt geworden. Abbts Bemühen, sie zu ihrer alten Ju-

gend zurückzuführen, verdient hohen Ruhm, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß seine Kräfte nicht hinreichten, um das schöne Vorhaben genügend auszuführen. Wäre es doch kaum möglich gewesen, daß ein Einzelner, der fast allein stand, und den obendrein ein früher Tod wegraffte, so Großes habe ausführen können. Genug, daß er uns die Stelle zeigte, wo reines Gold der Sprache zu finden ist, und es soll nicht verkannt werden, daß besonders zu seiner Zeit die Wänscheirathe des Genie's dazu gehörte, um jene Stelle zu finden.

Ist deshalb vorhin angeführt worden, daß seine Zeit ihn wohl ein wenig überschätzt habe, so soll dadurch für dieselbe kein Tadel sondern eher ein Lob erwachsen, im Falle sie wirklich in dem edeln Bemühen den Hauptpunkt sah, und von demselben aus weiter zu kommen gedachte. Dazu kam denn noch der bereits oben angegebene frühe Tod dieses Schriftstellers, und es ist bekannt, daß ein solcher Umstand viel Gewicht bei dem deutschen Publikum habe. Auch hier möge kein Vorwurf gehört werden, denn immer bleibt es ein rührender Anblick, das Talent in der Mitte seiner Laufbahn hinweg genommen zu sehen, und gleichsam im Bunde mit dem Frühgeschiedenen ersetzt die Fantasie gern und willig

was er zwar nicht geleistet hat, wohl aber, nach Maaßgabe seiner Kräfte, hätte leisten können.

§. 68.

E. E. L. Hirschfeld. Er schrieb vom Landleben, von der Gartenkunst, vom großen Manne u. s. w. Er ist klar, aber nicht tief, allgemein verständlich und populär; erreicht aber diese Eigenschaften nicht selten durch das betrübte Aufgeben jedes Höheren, und das sich Anschmiegen an die bequeme Nachdenkens-Unlust. Als Schilderer des Landlebens steht er unter Thomson und Kleist: auch ist er nicht individuell und charakteristisch, sondern giebt nur das Allgemeine, sich von selbst Darbietende. An ein tieferes Eindringen in das Wesen und die Seele der Natur (welches indessen auch wohl bei den früher genannten Schriftstellern vermißt werden möchte), ist bei ihm durchaus nicht zu denken. Dennoch wird er nicht selten erfreuen durch die stille Zufriedenheit, und genügsame Geschlossenheit seines Gemüths, die hier häufig zur Sprache kommt.

In der Art, wie er einen Gegenstand popularphilosophisch zu behandeln pflegt, hat man entfernte Aehnlichkeit mit Abbt finden wollen, doch ist sie in der That so sehr entfernt, daß billig gar nicht davon die Rede sein sollte. Abbt ist kühner und gedrängter, obwohl zuweilen un-

reiß und gezwungen, während Hirschfeld sich in einer gewissen zierlichen Mittelmäßigkeit gehen läßt und auf die weichste Melodie der Sprache ausgeht, welche Abbt, wenn auch nicht immer mit Glück, in ihrer kräftigen Wurzel anzufassen bemüht ist.

Wie es aber, wenn innere Stärke ermangelt, mit dem Streben nach einem fließenden und melodischen Styl zu geschehen pflegt, daß es meistens nur weiche, fast hinschlummernde und Schlummer bereitende Monotonie bereitet, so auch hier bei Hirschfeld, wie in seinem „Landleben,“ so bei seinem „großen Manne.“ Man sollte glauben, daß ein Gegenstand wie der letztere auch dem Style nothwendig Energie und Kürze verleihen müsse, doch wird man hier nur vergeblich nach diesen anziehenden Eigenschaften suchen. Es ist wohl der Mühe werth, bei diesem Gegenstande noch einige Momente zu verweilen, damit ein bestimmtes Bild gegeben werde von dem, was man noch vor etwa vierzig Jahren eine höchst angenehme und wohlthönende Schreibart nannte.

§. 69.

Nachdem Hirschfeld in dem Eingange seiner Schrift vom großen Manne manche Vorurtheile zu widerlegen gesucht hat, nach welchen die Men-

sehen nicht selten die besagte Mannesgröße beurtheilen, nachdem er deshalb mit nicht besonderem Scharfsinn das sich von selbst Verstehende beweisen, daß nicht wichtige Aemter, nicht die Verdienste der Vorfahren, Reichthum u. s. w. den großen Mann ausmachen, wendet er sich endlich zu der Frage, ob man die Attila's zu den großen Männern rechnen dürfe, und läßt sich also vernehmen: „Es giebt unter den Menschen noch eine andere Art von Leuten, die sich den Beinamen der Großen ganz eigen gemacht zu haben scheinen. Und wer sind denn diese? Wir dürfen nur einige Züge aus ihrem Gemälde herausziehen, um sie gleich kenntlicher zu machen. Um die erste Gewalt und die Güter anderer an sich zu reißen, oder aus Ekel an der Ruhe, die Waffen in die Hand nehmen, den Bürger seiner Werkstätte, und den Landmann seinem Pfluge entziehen, und sie zum Dienste seiner Leidenschaften, zur Ausführung seiner eigennütigen und herrschsüchtigen Entwürfe rüsten, mit erhabten Kriegsheeren alles in Bewegung und Unordnung setzen, den Frieden und den Wohlstand seines eigenen Vaterlandes untergraben, die friedfertigen Nachbarn neben sich ausröthen, die Freiheit ganzer Völker zerstören, und sie unter ein hartes Joch bringen, sich alles mit

dem Schwerdte unterwürfig machen, und was ihm widersteht mit Flammen verwüsten, den Un-
erzogenen ihre Väter, den Müttern ihre Söhne,
den Weibern ihre Männer, den Jungfrauen ihre
Unschuld, den Dürftigen ihr Brodt, den Städ-
ten ihre Schätze und den Tempeln ihre Heiligh-
thümer rauben, sich an dem Wehklagen der Län-
der, an dem Geschrei der Verwundeten, an dem
Röcheln der Sterbenden ergötzen, und in Strö-
men von Blut und Thränen seiner Nebenmen-
schen, unerweicht, und mit frecher Stirne ein-
hergehen, — o Marius, o Sylla, und wie Ihr
sonst heißt ihr ungerechten Eroberer, welches
menschliche Herz kann die völlige Auszeichnung
Cures schrecklichen Bildes ertragen?“

§. 70.

Das menschliche Herz, dünkt uns, würde
jene völlige Auszeichnung recht wohl ertragen,
da es bekanntlich sich nicht weigern darf, in Ge-
sellschaft des Verstandes Geschichte zu studieren,
doch hat es allerdings ein Recht, bei der Hirsch-
feldschen Schilderung, (die hier angeführt wor-
den, weil sie ehemals für ein Muster gehalten
ist) ein wenig misanthropisch zu werden, so daß
auch die Fortsetzung der Rede hier ausgelassen
worden ist. Es ist keine ausführliche Beurthei-
lung dieser Gattung von Veredsamkeit nöthig,

denn wer könnte sich nicht auch selbst also fragen: Wo ist hier ein Gedanke, den man nicht allenfalls auf jeder Straße bequem finden könnte? Ist nicht überall der Mechanismus in der Sprache sichtbar, und muß nicht ein solcher jedes noch nicht mechanisch gewordene Gemüth lähmen, oder für den bezweckten Eindruck verhärten? Ist hier nicht eine Trockenheit sichtbar, die an Shakespear's „Ueberrest von Zwieback nach der Reise“ oder an dessen „Butterfrauentrab der Prosa“ erinnert?

Nur wer kräftig, tief, und klar denkt und empfindet, wird das Geheimniß der Beredsamkeit anschauen und in sich aufnehmen. Anweisungen können uns nur vor Fehlern schützen, aber das Positivgute nicht verschaffen. Daß man das Letzte eine geraume Zeit geglaubt, hat unendlich geschadet, und, da obendrein meistens nur schlechte Anweisungen vorhanden waren, jenes Wühlen in abgestandenen Bildern, jenes mechanische Handhaben und Herumschleudern der Worte veranlaßt.

Wenn deshalb Hirschfeld hier ein Beispiel von jener gelernten Beredsamkeit geben mußte, so möge Niemand glauben, als sei gerade er am meisten mit derselben befaßt gewesen. Dem ist nicht also; sondern er wurde hier gewählt, um

zu zeigen, daß selbst manche anderweitige Fähigkeiten und Talente nicht schützen konnten vor dem übeln Einflusse jener falschen frühgelernten Rhetorik. Uebrigens schrieben wenigstens zwei Drittheile der damaligen Schriftsteller noch bei weitem verfehlt, ja fast alle gedruckte Kanzelredner der damaligen Zeit hätten hier Beispiele geben können, wären sie nur so bedeutend, als H. sonst allerdings beziehungsweise genannt zu werden verdient.

S. 71.

Stephanie der Jüngere. Wir finden unter den Deutschen Schauspielern, welche zugleich als dramatische Dichter auftraten, manche, denen die Poesie gewissermaßen nur als Folie der mimischen Darstellung zu gelten scheint. Sie betrachteten die Worte nur als Exponenten, und die Bühnendarstellung als den Factor, weshalb denn auch die ersteren meistens etwas dürftig ausfallen, damit das Talent des Schauspielers, der dem Todten Leben giebt, desto glänzender erscheine. So läßt sich denn auch von den meisten Schauspielen des jüngeren Stephanie nicht viel Bedeutendes rühmen. Sie sind für ihre Zeit und für den Ort berechnet, und machten damals, wie die Theaternachrichten lehren, ihr Glück; jetzt aber, da jene Zeit vorbei gegangen

ist und jener Ort sich verändert hat, sind sie so ziemlich vergessen worden. Nur ein Einziges hält sich, und wird sich hoffentlich noch lange halten, die ergötzliche Oper vom Doctor und Apotheker, die, wenn gleich theilweise aus dem Französischen entlehnt, ein frisches, fast originelles Leben verräth. Es findet sich in diesem Stück unter andern auch eine Stelle über das Schicksal, die als wahrhaft klassisch bezeichnet zu werden verdient, indem hier ein seltener unschuldig prophetischer Witz waltet, der besonders seit etwa zwölf Jahren eingetroffen ist, oder wenn man lieber will, eingeschlagen hat.

§. 72.

J. von Sonnenfels. Er hatte die löbliche Absicht, für die Verbesserung des Geschmacks, besonders in Beziehung auf die Bühne, wirken zu wollen, und da ihm Wien, wo er lebte, mit Recht als vorzüglich wichtig erschien, so eröffnete er sich dort einen ausgezeichneten Wirkungskreis. Mit einer gewissen halbfranzösischen Bildung, konnte er indessen nicht viel Großes ausrichten, so wie denn überhaupt der Mittelweg zwischen Lessings Strenge und Gottscheds bequemer Accommodation kein rechter Weg zu sein scheint, denn zwischen dem Wahren und dem Falschen liegt nur das ganz Leere und Nichtige.

Man hat ihn ehedem sehr häufig gerühmt, daß er so muthig gewesen sei, sich dem Harlequin zu widersehen, und stets auf Anstand und Feinheit auf dem Theater zu dringen. Dieses Lob scheint indessen sehr zweideutig, denn Harlequin, besonders der Italienische und Deutsche, ist gewöhnlich eine höchst unschuldige Person, die für die ehrliche Bemühung, das Publikum in eine lustige Stimmung zu versetzen, keinesweges verdient so hart angefahren zu werden, als es von Sonnenfels geschehen ist. Sein Haß gegen das Extemporiren im Schauspiel geht über alle Grenzen; ja er scheint nicht übel Lust gehabt zu haben, jeden frischen Wit und muthwillige Posse zu unterdrücken, damit nur das hervortreten könne, was er für elegante Korrektheit hielt. Erwägen wir ferner, wie engbrüstig und geistlos sich jene Korrektheit, besonders in den sechsziger Jahren, wo Sonnenfels wirkte, bei den Deutschen gebehrdete, so gewinnt dadurch fast sein ganzes Bemühen das Ansehen eines trübseligen Irrthums. Einen solchen kauft man wohl immer in jeder Hinsicht zu theuer; am theuersten aber, wenn man die gute alte Deutsche Spasshaftigkeit dafür hingiebt, der man, weit entfernt ihr zu wehren, lieber Thor und

Thüren öffnen sollte, damit sie nur desto bequemer eindringen könne.

§. 73.

Ueberhaupt ist es nur ein enger Kreis von ästhetischen Ansichten und Urtheilen, in denen sich S. bewegt. Da er aber sehr leicht zu verstehen ist, und dies Leichte stets mit einiger Feierlichkeit vorbringt, da ferner sein persönliches Bestreben, frei von jedem Eigennutz, überall den besten Willen zeigte, so ist er deshalb sehr häufig gerühmt worden, bis man ihn endlich, seit der gänzlichen Verbannung des Hanswurst, gleichfalls mit aus dem Gedächtnisse verbannt hat. Der ergötzhliche Besiegte und der trocken ernste Sieger wurden, wie es scheint, von den Deutschen in Ein Grab gelegt, nur daß, wie bereits früher bemerkt worden, der Erstere, als eine allegorische Person, seine Unsterblichkeit geltend gemacht hat, und in mannigfaltiger Verkleidung und mit verklärtem Leibe aus dem Grabe aufgestanden ist.

Das gegebene Urtheil über S. zu rechtfertigen, bedarf es nur der Anführung zweier seiner Schriften: „Briefe über die Wienerische Schaubühne,“ (Wien 1768) und „Therese und Eleonore,“ eine Wochenschrift (Leipzig 1769).

S. 74.

Christ. Adolf Klotz, geb. 1740, gest. 1771. Dieser Schriftsteller giebt ein merkwürdiges Beispiel, wie mißlich und unsicher es ehemals in Deutschland mit dem litterarischen Ruhme gestanden habe, und vielleicht auch noch stehe, denn es ist ihm, während seines kurzen Lebens, ebenso häufig der Lorbeerkrantz als die Dornenkrone aufgesetzt worden. — Bei den ernstern Deutschen ist die Langeweile nur selten die freundliche Mutter der Musen geworden, wozu sie Goethe hat machen wollen, desto öfter die Ruhmbegierde und die Vergnügungssucht. Alles, selbst das Beste, was Klotz gelehrt und geschrieben hat, war lediglich auf den einen Zweck hingerichtet, jenen unbezähmten Neigungen zu fröhnen, und es gelang ihm damit eine Zeitlang nicht übel. Im Besitze einer großen Gewandtheit im Lateinischen Styl schrieb er: *Mores eruditorum* und *opuscula poetica* (Altenburg 1760 und 61), Werke, die allerdings einige Spuren von Talent verrathen, obwohl die besseren satyrischen Züge in dem ersteren, und das hie und da erscheinende Feuer in dem letzteren Werke größtentheils erborget worden sind. Klotz hatte die Freude, sich in den so häufig und so streng tadelnden Litteraturbriefen gelobt zu sehen; aber es ward dem

zwanzigjährigen Jünglinge schwer, sich in das Glück dieser Celebrität zu finden. Dennoch ging es eine Weile damit gar gut. Er schrieb lateinische Recensionen, bei denen man die Mittelmäßigkeit des Inhalts, um der Eleganz der Sprache willen, verzieh; ja es hatte diese letztere für manchen Deutschen Gelehrten einen solchen Reiz, daß mehrere Bücher mit der Hauptabsicht geschrieben wurden, um in Klorens zierlichem Latein gelobt zu werden. Doch er lobte fast nur, wenn er hoffen durfte wiedergelobt zu werden, und allerdings täuschte ihn diese Aussicht fast nie: denn der stillschweigende Kontrakt hatte, und hat auch wohl noch, nur zu oft seine Gültigkeit, während das gutmüthigere Publikum an dergleichen betäubte Gelehrtenrakate nicht glauben mag.

§. 75.

Endlich stimmten selbst Männer, wie Lessing und Herder, ein Loblied Klorens an, und es schien nun, als stehe sein Ruhm wie auf ewigen Säulen. Allein es war nichts als ein schnell vorübergehender Traum, und eine Unsterblichkeit von etwa acht Jahren gewesen. Um des Thersites und der geschnittenen Steine willen veruneinigte er sich mit Lessing, und nun ward ihm von diesem ein Gericht gehalten, das an

Schärfe und Bitterkeit alles übertrifft, was Lessing bis dahin geschrieben. Zwar hatte man noch vor Kurzem in dem Laokoön gelesen, Klopke sei ein Gelehrter von sehr richtigem und feinem Geschmacke, doch jetzt war das längst verwirkt, und er wurde mit einem wahren Phalanx von Gelehrsamkeit und dialektisch bitterm Witz angefallen.

Das Publikum, welches von den geschnittenen Steinen, die sich hier so breit machten, nichts Sonderliches wußte, vom Grafen Caylus nur sehr wenig und vom Guilianelli gar nichts gehört hatte, dem ferner Marcus Tischer und Christoph Becker die gleichgültigsten Personen von der Welt waren, begriff durchaus nicht, wie man über dergleichen harmlose Dinge so heftig an einander gerathen könne. Es überschlug daher in den antiquarischen Briefen sämtliche gelehrte Bemerkungen über die geschnittenen Steine, nach deren Besitz es nie eine beträchtliche Sehnsucht gezeigt hatte; las aber desto eifriger den reinpolemischen Theil derselben, und hatte seine große Freude daran, wie zwei berühmte Männer so heftig mit einander stritten, und besonders Lessing so gar sehr wichtig, bitter, gelehrt und sophistisch war.

S. 76.

Jetzt, da Kloßens Berühmtheit durch einen so gewaltigen Gegner erschüttert worden war, und auch Herder seine anfänglich gute Meinung von ihm zurücknahm, folgten auch andere deutsche Schriftsteller nach, und drangen mit solcher Hefigkeit auf ihn, daß der noch vor kurzem Gefeierte mit einem Male als der Gegenstand eines fast allgemeinen Hasses dastand, und des Aufgebotes aller Kräfte vonnöthen hatte, um nur einigermaßen sich zu wehren. Um seinen sämtlichen Gegnern die Spitze bieten zu können, hatte er schon im Jahre 1767, noch vor dem Ausbruch des Kampfs mit Lessing, mit mehreren litterarischen Freunden zur Herausgabe der Hallschen Bibliothek der schönen Künste sich vereinigt, und dieses Institut wurde nach und nach der Strebepfeiler der Kloßischen Tendenzen, den mehrere jüngere Freunde mit aller Kraft zu stützen trachteten. Jene Bibliothek enthält, bei wenigem einzelnen Trefflichen, einen großen Theil der litterarischen Streitigkeiten der Jahre 1767 bis 71, und ist besonders merkwürdig durch die schmählische Art und Weise, wie hier Herder und Hamann beurtheilt werden. Es ist leicht zu ermessen, wie das größere Publikum jene genaslen Männer betrachtet haben müsse, wenn selbst

der nicht eben talentlose Klop so ganz verkehrt über sie aburtheilen mochte.

Die Strafe blieb nicht aus, und wie es wohl im praktischen Leben zu geschehen pflegt, daß der, den nach und nach die gute Gesellschaft von sich verbannt, endlich auch wirklich verschlechtert werde, so finden sich auch in der Litteraturgeschichte manche ähnliche Beispiele. Klopfers Gemüth bekam eine betrübte Säure und Bitterkeit, die sich selbst wohl das meiste Herzeleid verursacht; doch um sich einigermaßen zu helfen, gezwungen ist, sich in herben Recensionen umzusetzen. Man kann nicht läugnen, daß seine Indignation mitunter von einigem Witz begleitet sei, und daß, da ihn, außer jener guten Gesellschaft, auch manche schlechte ausstieß, er wohl im Stande war, der letztern Neue genug zu bereiten. Einige Biographien sagen, es sei zuletzt unter ihm und seinen Anhängern Grundsatz geworden, daß jede Recension dem Gegner eine böse Stunde bereiten müsse, eine Maxime, die noch heute von ihm den Namen hat. Daß bei Kl. ein solches Axiom zum Bewußtsein gekommen sei, ist indessen gar sehr zu bezweifeln; es findet sich überall nur die gereizte, ewig unbefriedigte Eitelkeit, die sich wohl nie in sanften und zierlichen Worten zu expectoriren pflegt.

S. 77.

Ein frech possenhaftes Buch: „Scurrilische Briefe,“ an denen er Theil nahm, schadete seinem ohnehin schon gesunkenen Ansehen in der litterarischen Welt noch mehr, und er verließ sie (31. Dec. 1771.) mit zerrissenem und zersplittertem Talent, mit dem Gefühl einer häufig misbrauchten Kraft. Keines seiner Bücher hat ein wahrhaftes Leben in sich, keines wird seinem Namen Dauer geben, und die Berühmtheit, nach der er fast ausschließlich strebte, *) ist längst zu einer bloßen temporären Verächtlichkeit geworden. Wenn es wahr ist, was mehrere seiner Biographen angeben, daß er sehr häufig das leichte Wort im Munde führte: *Une éternité de gloire vaut-elle un jour de plaisir?* so ist zu fürchten, daß er selbst den letzteren nicht er-

*) Wie weit es mit Klopens Ruhmsucht ging, beweist unter andern auch der Umstand, daß sämtliche deutsche oder lateinische Schriften, in denen sein Name mit Ruhm genannt worden war, in seiner Bibliothek so gleich recensirt wurden, wobei man jedesmal, und zuweilen auf sehr ungeschickte Weise, die Stelle anführte, in welcher der Weisvauch gesendet worden. Seine Freunde schrieben nicht leicht auch nur einen Bogen, in dem sein Name fehlte, so daß es fast das Ansehen hat, als sei ein förmlicher Befehl an sie ergangen.

reichte, indem die verletzte und unbefriedigte Eitelkeit, selbst dem wehrt, was man plaisir nennt. Von gesicherter Friedlichkeit und heller Freudigkeit im Innern, selbst nur auf Stunden, kann nun vollends gar nicht bei ihm die Rede sein. Um deswillen ist Klokens litterarisches Leben lehrreich warnend, und es schien gar wohl der Mühe werth, von ihm mit einiger Ausführlichkeit zu reden. *)

§. 78.

Allgemeine Bemerkungen, in Beziehung auf die Geschichte der weitem Ausbildung der deutschen Litteratur.

Rechnen wir nach, was insonderheit wäh-

*) Noch verdient hier, wenigstens in einer Anmerkung, bemerkt zu werden, wie leichtsinnig bequem K. mit den alten Klassikern verfuhr, deren er einige herausgab. So heißt es z. B. in seinem *Strato* (Altenburg 1764) sehr häufig: non intelligo, non capio, non assequor sensum, welches man leider nicht für bescheidene Einsicht in seine mangelhafte Kenntniß halten darf, denn nur zu oft äußert er vornehm genug, es fehle ihm nur an Zeit, um alles aufs Reine zu bringen, z. B. in der Vorrede: *Neque opus fuit (notis) neque nunc ob alia negotia nobis licuit.* Seine Urtheile über das Charakteristische der zu edirenden Dichter sind oft in flacher Allgemeinheit gehalten, z. B. *Quot leges carmina, omni melle dulciora, quae ipsae Musae Gratiaeque poetis dictasse videntur.*

rend der letzten Decennien dem höhern Streben unsrer Litteratur, so wie der Neigung der Nation für dieselbe, geschadet hat, so finden sich der Punkte gar viele, die hier verderblich wirkten, doch unter den vielen drängen sich etwa fünf bis sechs als ganz besonders unheilbringend hervor, die hier wohl einer genauern Erwägung werth sind.

Zuvörderst. Freilich war bereits durch Ludwig XIV. die in ihrer Alterthümlichkeit ehrwürdige Grundverfassung Deutschlands, als eines politischen Körpers, gewissermaßen umgeworfen, oder doch wenigstens, nach gelockertem Bande, in ihrer Schwäche gezeigt worden. Die Friedensschlüsse von Nimwegen, Ryswik und Raastatt mußten gerade bei dem edleren Deutschen eine trübe Ahndung von der nahenden Auflösung eines Vereins geben, der in der Zeit der Hohenstaufen bis zur Reformation, ja bis zur Zeit des ausbrechenden dreißigjährigen Krieges so glänzend und mächtig dagestanden. Nur die Schwäche Philipps von Orleans und des funfzehnten Ludwig verzögerte das gänzliche Zerreißen. Und dennoch, welche Rolle spielte das deutsche Reich, als politischer Körper, in dem Kriege gegen Frankreich im Jahre 1732 und dem

folgenden! Zwar brachte der siebenjährige Kampf Friedrichs II. den alten Kriegsruhm in seiner ganzen Glorie zurück, aber es rissen dafür auch manche Bande, durch die bis dahin das alte Deutschland an einander gehalten wurde. Die alten Formen schwanden, und der alte ehrwürdige Reichskoloß entbehrte fortan des weiten Purpurmantels, ohne den er sich sonst nicht häufig gezeigt hatte.

§. 79.

Ferner. Die deutsche Philosophie war beinahe fünfzig Jahre lang in die Regel Wolfens und Baumgartens gebannt. Sie war Logik und Metaphysik nach herkömmlich halb scholastischer Form, während die wahrhafte Scholastik, die in der That einigen Trost hätte gewähren können, fast verachtet wurde. Bei aller Hochachtung, auf die jene Männer durch gründliche Darlegung einzelner Disciplinen der Wissenschaft Anspruch machen dürfen, muß es verstatet sein, zu bemerken, daß sie die eigentlichen Anfangspunkte und die beiden großen Fragen der Philosophie nicht nur nicht lösten, sondern sie umgingen, daß sie, wenn das Wort nicht befremdet, weder das Ich noch die Natur in Freiheit setzten. Welchen Einfluß nun der Umgang

mit einer solchen Philosophie auf die Dichter ausüben mußte, liegt am Tage.

Ferner. Von jener trockenen Metaphysik endlich ermüdet, ging man mit raschem Schritt zur Seichtigkeit über, und damit diese das Zeitalter sogleich recht an der Wurzel ergreifen möge, so wandte man sie zuvörderst auf die Pädagogik an. Dem alten Pedantismus zu entfliehen, wehrte man nun auch jeder Anstrengung und dem Streben nach etwas Gründlichem, und höhnte dasselbe als unbehülfsliche Altväterlichkeit, deren unerfreuliches Wesen man Gottlob endlich erkannt habe. Man wollte die Arbeit zum Spiele machen, und sie wurde bald zu etwas viel niedrigerem: zu einer faden Spielerei, die das Gemüth erkalten ließ, und den Menschen zu einem kraftlosen Wesen machte. Da man nun einem solchen, seiner Schwäche sich allgemach rühmenden Wesen nicht viel mehr zumuthen durfte, so war man auf eine Sichtung der Wissenschaften bedacht, und fing an, sie einzutheilen in die wissenschaftlichen und nicht wissenschaftlichen, in die nützlichen und unnützen, oder doch entbehrlichen. Hier war nun die schwache Seite (die unharmonische Kraftsprache würde sagen: der faule Fleck) des Zeitalters getroffen, und es erhoben sich tausend Stimmen der Freude, daß man nun mit

einemmale einen Freibrief empfangen habe, dem zufolge man nicht mehr sonderlich sich anzustrengen brauche, ja wohl gar jedes höheren Strebens ungestraft spotten dürfe.

S. 80.

Bei dieser Ansicht sank das Interesse für die Künste, insonderheit für die Poesie, auf eine unsägliche Weise. Die gemeinste Denkungsart, jetzt fast herrschend geworden, machte sich Luft, und es gingen Sätze und Maximen von Mund zu Mund, in denen sich die wahrhafte Sünde gegen den heiligen Geist im Menschen klar und deutlich aussprach. Z. B. Die Poesie sei eine recht hübsche Blume, doch wisse man gar wohl, daß Blumen sich nicht essen lassen. Mit den Dichtern sei überhaupt nicht viel anzufangen, und der müßiggängerische Hang, der ihnen fast insgesamt be wohne, mache sie zu den Geschäften des bürgerlichen Lebens untüchtig, auf die es doch allein ankomme. Endlich, um selbst das Aeußerste nicht unangedeutet zu lassen, erklärte ein lauter Sprecher, um alles mit einem schlüssigen Worte abzumachen, daß die Erfinder der Spinnräder und der Braunschweigischen Mummie sämmtlichen Epopöendichtern, Homer nicht ausgenommen, bei weitem vorzuziehen seien. Dieser entscheidende, tiefsinnige Satz steht als voll-

endet einzig in der ganzen Weltgeschichte da, wobei zugleich die deutschen Annalen hinzusetzen müssen, daß fast niemand darüber staunte, sondern fast alle ihn recht plausibel und hochverständlich fanden. Bürgers Scherz über dergleichen graue Prosa verhallte fast einsam, bis endlich der gediegene Wit in der Vorrede zu Jean Pauls Blumen, Frucht- und Dornenstücken dem Gerede ein Ende machte. Indessen ist es doch einmal gewesen, und hat großen Beifall gefunden. Das entscheidet.

§. 81.

Ist die Flachheit erst einmal im Gange, so sind ihre Fortschritte nach allen Seiten hin kaum zu berechnen. Mit der leeren Neugierde im Bunde, bemächtigte sie sich besonders der Politik, die durch den Anblick der Nordamerikanischen und hinterher der Französischen Revolution, einen überaus weiten Spielraum gewann. Fast in allen deutschen Gesellschaften wiederhallte nichts als das hohle Getöse der grund- und bodenlosen Urtheile über die Neuigkeiten des Tages, und die Liebe und der Haß für das beginnende Neue, gleich verworren gegen einander wüthend, verscheuchte bei der Mehrheit fast noch das letzte schwache Interesse für die Gaben der Musen. Es liegt am Tage, wie wenig wahrhaft lebende

poetische Werke in jener Zeit erschienen sind, so wie nicht minder die zähe Gleichgültigkeit, mit der man selbst diese wenigen ausgezeichneten aufnahm. Die unermessliche Zahl der damals erscheinenden politischen Schriften gewährt wahrlich auch nicht den schwächsten Ersatz, und man darf mit voller Ueberzeugung sagen, daß von den tausenden derselben kaum vier bis sechs würdig sind, auch heut zu Tage noch gelesen zu werden. Jenes große Räthsel der Sphinx fand in Deutschland fast keinen, der es zu lösen vermocht hätte; wohl aber eine unendliche Schaar, die es mit roher Unbehüllichkeit versuchte. Dem unächten flachen Kosmopolitismus wurde Thür und Thor geöffnet, und man bot Hochmuth und wohl gar einigen Wiß auf, um die Gemüthlosigkeit der Ansicht zu sanktioniren. So verschleuderten sich die Kräfte im leeren Bemühen, etwas Festes zu erfassen, und das, was einst für Wissenschaft und Kunst so schön begonnen, blieb ungenutzt und unerweitert, in der ungünstigen Zeit. Man vergleiche die lyrischen Klagen Schillers in der Ankündigung der Horen, und Goethe's hin und wieder verstreute leise Scherze über diese politische Wuth, die ihrer ganzen Natur nach jede ruhige Bildung zurückdrängen mußte.

§. 82.

Endlich gedenke man der damals immer mehr und mehr überhandnehmenden Neigung zum encyclopädischen Wissen, das in seiner totalen Unwissenheit sich dennoch als eigentliche Wissenschaft brüstete, der undeutschen ausländischen Bildung, welche die meisten Eltern ihren Kindern anzueignen strebten, und um das Maaß des Elendes bis zum Uebersäumen zu füllen, der frechen Irreligiosität, des reinen Antichristianismus, der sich ohne Scheu der Herrschaft anmaaste und unter dem Schutze des leeren Modeworts „Aufklärung“ in hundert und wieder hundert Schriften sich an den Tag legte. Wie konnte die heilige Poesie ihre Stralen fallen lassen auf eine so sumpfsartig starrende Zeit, und welch ein strafendes Ungewitter war nöthig, die tiefgesunkenen Deutschen wieder an die alte Gemüthstiefe zu erinnern! Wenn aber Deutschland jenen herrlichen Männern, die die bessere Zeit hervorriefen oder in sich erhielten, einem Winkelmann, Lessing, Klopstock, Goethe, Schiller, Herder, F. H. Jacobi, Kant, Jean Paul u. s. w., den Tribut des innigsten Dankes abträgt, so möge es, nicht zu stolz auf dieses neue Gefühl, stets bedenken, daß die Erinnerung an die alte Kraft noch keinesweges den Besiz

derselben hervorgebracht habe, und dieser letztere erst noch redlich errungen sein wolle.

S. 83.

(Nachtrag zu Seite 220.)

Es ist in der Ostermesse 1812 eine neue Ausgabe von Bürger's Werken erschienen, die uns abermals, gleich zu Anfang, den ganzen Lebenslauf des Dichters überschauen läßt, den ein einfacher und bescheidener Freund schildert. Wenn wir diesem oft peinlich engen und doch immer eine so weite Aussicht bietenden Lebensgange folgen, so wird uns nicht selten dabei recht weh um das Herz, still und bang; denn fast zu spät, wenn auch in tausend andern Hinsichten zu früh, löset endlich der Tod das gefangene Leben des Dichters ab, dem alle Blüthen geraubt waren, bis auf den ewig grünenden Lorbeerkranz, den keine fremde Hand zu rauben vermochte. Es ist sehr schwer, bei der Lektüre dieser Biographie sich eines bitteren Gefühls zu enthalten, denn wenn man auch gar oft zur Beschwichtigung sich sagt, daß fast alles so kommen mußte wie es kam, so wird doch dadurch das was wirklich kam, um nichts gebessert, und jenes Muß scheint immer nur ein durch prekäre Verhältnisse von außen herein gekommenes. Auch wenn wir einräumen,

was wohl einzuräumen ist, daß B. selbst und einige seiner Gedichte sich mitunter sogar ein wenig zur Noheit neigten, so fordert doch selbst ein bloß gerechtes Gefühl, daß wir jene seltene Noheit nur als einen Tribut ansehen, den er an die gemeine Zeit abtrug. Um es mit einem Worte zu sagen: man kann bei jener Lebensbeschreibung recht tief an den König Lear des ewigen Shakspear erinnert werden, und jenes Trauerspiel das so oft seine allegorische Beziehung enthüllt, dringt auch hier mit tiefer Bedeutsamkeit auf den Leser ein. Auch Bürger konnte wohl sprechen: „Ich gab euch alles,“ und in einer andern Beziehung: „Euch tadl' ich nicht, euch gab ich keine Königreiche,“ und endlich: „Ich bin ein Mann, gegen den mehr gesündigt ist, als er gesündigt hat.“ Man könnte sogar sagen, daß Bürgers Leben selbst der Freuden entbehrte, die jenes Trauerspiel auch nur historisch genommen, in sich aufzuzeigen hat. Man könnte Gloster, Kent, und den edeln weisen Narren vermissen, und vor allen die ätherreine Cordelia. — Dennoch wird auch hier dem religiösen Leser Beruhigung zu Theil werden, und dem tieferen Auge der Friedensbogen nicht unbemerkt bleiben, der auch hier nach dem dumpfsschweren Gewitter sich erhebt.

Friedrich Müller (der Maler). Wenn der, so lange in einem unfreien Zustande sich befand, endlich die Fessel gewaltsam bricht, so haßt er gewöhnlich nicht bloß diese, sondern verachtet nun auch wohl übermüthig jedes Gesetz, jede Regel, jedes Maaß. So auch einst die Dichter, besonders die Deutschen. Lange genug waren sie kleinlaut und nüchtern, bewundernd und nachahmend, und unabgeschreckt selbst durch den Spott, der oft ihre Bewunderung und Nachahmung traf, in einem sehr engen Zirkel herumgegangen, und hatten keinen Schritt gethan, ohne vorher bei Aristoteles und Horaz, Bataux oder Gottsched anzufragen, ob er auch verstattet sei: als sie, angeregt durch einige bedeutende Geister, mit einemmale die Kläglichkeit ihres bisherigen sklavischen Zustandes entdeckten. Jetzt nun traf der oben angedeutete Zustand ein, und nicht gedenkend an den herrlichen Mythos von Adrastea, die in Allem Maaß zu halten gebietet, leitete man eine Epoche ein, die schon längst als die stürmende und drängende bezeichnet worden ist. Diese Zeit riß auch Müllern mit sich fort, oder vielmehr er war einer von denen, die sie veranlaßten. Ein reges inneres Treiben, das muthige Sehnen frischer Jugend nach Thaten schien ihm,

wie Mehreren, schon die Poesie selbst zu sein, und er äußert sich darüber recht anziehend in einem Schreiben an den Freiherrn Otto von Gemmingen, welches seinem „dramatisirten Leben Fausts“ vorangeht (Mannheim 1778).

§. 85.

Es gehöre, sagt er, mit zu seinem Wesen, wie die Bienen über Thal und Auen, die Schöpfung zu durchwandern, um tausend neue Schätze zu finden, wo die Liebe mit allmächtiger Ruthe anschlägt; nicht immer mit dem Gedanken an einem Heerd zu hausen, wär's auch nur dann und wann Bewegung und Ausbruch der Glut zu geben, die sonst auf eins verschlossen, sein Herz endlich ganz „verschmoren“ würde.

So sah er sich denn nach Stoffe um, und er wählte so, daß man nicht vortrefflicher wählen kann: Genovefa und Faust. Doch was war es, das ihn im Faust anzog? Er dachte sich ihn — so erzählt er selbst in dem angeführten Schreiben — als einen „großen Kerl, der alle seine Kraft gefühlt, gefühlt den Zügel, den Glück und Schicksal ihm anhielt, den er gern zerbrechen wollte und Wege suchte, Muth genug hatte, alles niederzuwerfen, was in den Weg tritt und ihn verhindern will, Wärme genug in seinem Busen trägt, sich in Liebe an einen Teufel zu

hängen, der ihm offen und vertraulich entgegen tritt u. s. w.

Ein solcher Charakter ist aber nicht sehr selten zu finden, und es scheint unbillig, denselben mit dem Namen des tiefdunkeln Faust zu belegen. Nur einmal kommt M. dem Sinne desselben näher, wenn er, in Beziehung auf ihn, an das „Ganz sein wollen, was man fühlt, daß man sein könnte“ erinnert; doch gleich darauf verschwindet ihm jene Idee wieder, die ihn sonst würde richtig geleitet haben, und er accentuirt zu sehr das „Murren gegen Schicksal und Welt, die uns niederdrängt, und unser edles selbstständiges Wesen, unsern handelnden Willen durch Conventionen niederbeugt.“

Dennoch hätte man nach dieser nicht ganz klaren Ansicht vom Faust, etwas Tieferes erwarten sollen, als M. uns in dem Werke selbst giebt. F. ist hier ein von wilden Kraftphrasen aufgedunsener Jüngling, der nur eben die gebührende Strafe leidet, wenn er sich im Innern unbefriedigt fühlt. — Faust soll untergehen in der Unbegrenztheit der Wissenschaft, und durch das Nichtanerkennenwollen der nothwendigen Begrenztheit des Individuums, hieraus soll die Opposition gegen den Himmel, dessen süße Geheimnisse sich nur dem Frommergebenen kund thun, und das

Heraufrufen der Mächte der Hölle erklärt und symbolisch dargestellt werden. Aber von jenen metaphysischen Leiden ist hier bei M. nicht die Rede, und der wahre Sinn des Mythus fast gänzlich aus den Augen gerückt worden.

§. 86.

Wir sehen hier Faust in der wüsthsten Gesellschaft sich umhertreiben, von der er sich selbst nur in geringem Maaße unterscheidet. Dennoch wird uns sogar für jene Wüsthheit eine Art von Achtung abgefordert, und wir sollen annehmen, es möge denn doch wohl hinter jener Roheit eine bedeutende Summe von Kraft verborgen liegen. Aber die Kraft zeigt sich nicht sonderlich in Prüßelsszenen und bei Trinkgelagen, so wie denn auch die wahre Kraft nicht gern von ihrer Kraft ruhet, und kein Liebäugeln mit sich selbst treibt.

Um F. zu verderben, muß der Wf. sogar zu den ewigen Hausmitteln, der Verschwendung, dem Spiel, und den Schulden seine Zuflucht nehmen, und wenn schon dies alles durchaus nicht in den Mythus gehört, so muß uns vollends die Art, wie jene Wildheit hier getrieben wird, zu der entschiedensten Abneigung gegen den in stolzer Verworrenheit hintaumelnden Helden veranlassen. In jedem Falle ist ein Faust, der nur durch solche Aeußerlichkeiten veranlaßt, bei

den Unterirdischen Hülfe sucht, und den man allenfalls, wenn man seine Spielschulden bezahlte, und ihn außerdem noch mit Geld versorgte, von der Hölle loskaufen könnte, ein überaus widerstrebender Gedanke.

Diesem verfehlten Faust steht ein nicht minder verfehlter, aus dem Costum gehender Famulus, Christoph Wagner, zur Seite, und man traut fast seinen Augen nicht, wenn man hier lesen muß, daß er, mit wenig bedeutenden Thränen in den Augen, als ein überzart gesinnter Jüngling hereintritt, dem selbst Faust nachsagt, daß er nicht begreifen könne, wie ihm doch immer das Leben zur Qual werde. „Junge,“ so fährt er dann fort, unsere Herzen weichen beide aus ihrem engen Zirkel, aber Deines schwebt höher droben, die Welt könnte mir alles werden und Dir — Du findest nichts unter der Sonne, an dem Deine Liebe ganz haften möchte.“ — In dessen erklärt sich dieser Irrthum in der Zeichnung des W., durch den, welcher die des F. veranlaßte.

Ueber die seltsame Verkehrtheit in der Darstellung des Lucifer, Mephistopheles, Babillo u. s. w. bedarf es keines ausführlichen Worts, denn sowohl das Pathos, als der Humor, der ihnen hier geliehn worden, spricht sich nur zu deutlich als Krampf aus.

S. 87.

Die alte deutsche Sage vom Faust ist mir stets so wunderbar herrlich, groß und sinnreich erschienen, daß es mir schlechthin unmöglich ist, in einer Darstellung, wie diese, Müllers Talent anzuerkennen *). Dennoch bin ich weit entfernt, ihm dasselbe im Allgemeinen abzusprechen. Es zeigt sich unter andern deutlich in seiner *Genoveva*, nicht sowohl im Ganzen als in einzelnen Scenen, die indessen wieder fast mehr sind als Einzelnes, weil sie einen nach einer poetischen Idee strebenden Geist verrathen. Eine genaue Vergleichung der Müllerschen und Tieckschen *Genoveva* würde auch für die erste nicht unrühmlich ausfallen; doch wehrt hier der beschränkte Raum; denn sie darf nicht mit wenigen Worten abgethan werden. Sie wird erleichtert durch das beziehungsreiche Lied, das durch beide Bearbeitungen hingeht.

Unter den einzelnen Situationen, die M. romanzenartig dargestellt hat, zeichnet sich besonders der „*rasende Geldar*“ durch jugendliche

*) Nur in einigen Juden-scenen, die indessen nicht wohl in den Faust gehören, herrscht wirkliches Leben, dem etwas Grellheit nicht eben schadet.

Kraft aus, deren Tonfülle sich gleich zu Anfang
muthig ausspricht:

Wer ist's, der wild
Und fürchterlich siegreich brüllt,
Ins Hifthorn stößt zum blumigen Tanze?
Mit Zweigen geschmückt, rollt er sein Schild
In blihendem Mondesglanze u. s. w.

Zum Schlusse möge hier noch ein sehr bedeutendes Lob mitgetheilt werden, das dem Mahler Müller erst vor Kurzem für seine Leistungen in einer andern Dichtungsart gebracht worden ist. Es lautet:

„Die Idyllen der Neuereu sind früh sentimental geworden, oder allegorisch, in der letzten Zeit bei den Franzosen und Deutschen meist fade und süßlich. Zwei Gedichte eines Deutschen aber sind mir bekannt, die ich vielen der schönsten Poesien an die Seite setzen möchte, der Satyr Mopsus nämlich und Bacchidion und Wilson vom Mahler Müller. Die frische sinnliche Natur, der lyrische Schwung der Gesänge, die schön gewählten und kräftig ausgeführten Bilder haben mich jedesmal bis zur Entzückung hingezogen. Trefflich, wenn gleich nicht von dieser Vollendung, ist seine „Schaasschur,“ reicher als dieses Gemälde aus unserer Zeit, sein „Rußfern.“ In dem Gedicht: „Adams erstes Er-

wachen,“ befindet er sich freilich auch zuweilen in jener Leere, die sich nicht poetisch bevölkern läßt, aber einzelne Stellen sind von großer Schönheit, und in der Darstellung der Thiere scheint er mir einzig; ich weiß wenigstens keinen Dichter, der sie uns mit dieser geistigen Lebendigkeit vor die Augen führte. Wie Schade, daß dieses wahre Genie, welches sich so glänzend ankündigte, nicht nachher das Studium der Poesie fortgesetzt hat! Sein Geist scheint mir mit dem des Giulio Romano innig verwandt; dieselbe Fülle und Lieblichkeit, das Scharfe und Bizarre der Gedanken, und dieselbe Sucht zur Uebertreibung. (S. Tieck's Phantasus S. 459, 460.)

Wohl erkennend, daß M's Idyllen seine tragischen Scenen allerdings gar sehr überragen, kann ich dennoch dieses Lob nicht ganz unterschreiben, indem jene frische sinnliche Natur nicht selten darauf auszugehen scheint, noch unendlich natürlicher und sinnlicher zu sein als die Natur selbst, was ihr denn auch mitunter wohl gar — gelingt. Indessen hab ich jenes Tieck'sche Urtheil nicht ignoriren, sondern wenigstens historisch mittheilen wollen. Doch selbst abgesehen von dieser geschichtlichen Beziehung, mag ich auch über eine das Maas weit überschreitende Liebe nicht rechten.

Heinrich Jung (Stilling) geb. 1740. Man könnte nicht bloß die deutschen, sondern auch sämtliche europäische Schriftsteller in zwei große Klassen eintheilen. Die erste überaus große umfaßt diejenigen, welche eigentlich dem Publikum gar nichts zu sagen haben, und dennoch, sei's durch frivole Willkühr, Eitelkeit oder durch äußere Scheinveranlassungen bewogen, die Feder ergreifen, gelassen eintauchen, und niederschreiben was eben bequem und erträglich scheint. Da unter jenem Ausdrücke: „Nichts zu sagen haben,“ natürlich nur das nicht Bedeutende, nicht Nothwendige, ihnen selbst nicht einmal nothwendig Scheinende verstanden wird, so darf man wohl urtheilen, daß diese ganze Masse von Literatur ohne Schaden für das Publikum, und ohne Schaden für die Autoren selbst, verbrannt, oder in das Meer geworfen werden könnte.

Die andere Klasse hat in der That und Wahrheit den Zeitgenossen etwas zu sagen, und da die Menschenstimme im Gespräch so leicht verhallt, und die Hirtenbriefe nicht mehr circuliren, so will und muß sie sich vervielfältigen durch gedruckte Lettern, die in jeder Hinsicht für den noch nicht völlig in Leichtsinne Verlorenen etwas entschieden Heiliges haben. Bei einem

solchen Schriftsteller ist die innere Nothwendigkeit vorhanden, sich mitzutheilen, darum spricht er auch nicht wie die Pharisäer und Schriftgelehrten um des eiteln Wortgefechtes, oder um der Conversation willen, die nur zu oft in ein bloßes Vielleicht, oder auch wohl in ein reines Nichts zerflattert, sondern um der unerschütterlich für wahr anerkannten Sache selbst willen, die er als solche überall anerkannt haben will.

Indessen ist allerdings zuzugeben, daß jene Wahrheit, zuweilen nur eine subjektive sei, welcher der Besizer zu rasch eine allgemeine Bedeutsamkeit leihen will, oft ist es sogar nur ein einziger großer Irrthum, den der Redende mit ganzer Seele umfaßt, und er kann in diesem Falle höchst gefährlich werden, indem jenes „Mit ganzer Seele umfassen,“ stets eine Kraft und ein Leben in den Buchstaben hineinzaubert, von dem tausend mittelmäßig gute Autoren, die selbst nur halb glauben an das was sie vorbringen, auch nicht die entfernteste Spur erreichen.

Jene beiden Klassen von Schriftstellern sind deshalb nicht etwa bloß dem Grade nach, sondern der Gattung nach unterschieden.

§. 89.

Zu welcher von beiden Ordnungen nun Heinrich Stilling zu rechnen sei, ist wohl um so klar

rer, da gerade er es ist, bei dessen Erwähnung ich jene ganz einfachen Bemerkungen voranzuschicken für nöthig fand.

Er begann seine literarische Laufbahn wider alle Gewohnheit mit seiner Lebensbeschreibung; doch eben dieses aus dem Kostum gehen ist bei ihm charakteristisch. Ihm ist das Leben mehr, als das lernende Umherschauen nach vielen Seiten hin, ihm ist der Zweifel tödtlich, das Wissen fast nur ein bloß irdisches Vergnügen, ihm ist der Glaube nicht bloß das Höchste, sondern das allein Entscheidende und Göttliche. Stilings Selbstbiographie gehört zu den gemüthvollsten und lautersten Schriften der Deutschen. Es fesselt nicht etwa durch die Darstellung großer Begebenheiten, oder äußerlich ausgezeichneten Menschen, wir werden hier eingeführt in sehr enge Bauernstuben: und Kohlenbrenner, Schneider, Schulmeister, und höchstens einmal ein Prediger stellen sich unserm Blicke dar, und verlangen, daß wir sie freundlich begrüßen sollen, so wie sie uns freundlich begrüßen. Sie erreichen das bald, denn sie haben alle eine sinnvolle Bedeutung, innere Lebendigkeit und äußere Anschaulichkeit. Es ist allen diesen Personen mit dem was sie thun, und dem Verfasser mit dem was er schildert, ein heiliger Ernst, weshalb denn

auch der Leser nur zu wählen hat zwischen gänzlicher Widerseßlichkeit, oder freundlicher Hingebung. Dazu kommen noch die herrlichen altdeutschen Volkslieder, die, wie ferne Heimathsberge, auf die der Strahl der Abendsonne fällt, die einzelnen Lebensabschnitte mild und ernst begrenzen. So schauen wir denn von jenen Hütten aus, nicht bloß in die ewige unergründliche Menschenbrust, sondern auch durch jene Lieder in manche alte Niesenburg, die nun gesunken, in manche alte Königshalle, in der nun keine Musik mehr ertönt. Unter Stillings eigenen Liedern ist vielleicht auch nicht ein einziges, dem man das traurige Beiwort „gemacht“ beilegen dürfte, ein Wort, das diese Litteraturgeschichte leider hat recht häufig gebrauchen müssen, weil sich für die Unzahl von anderweitigen Gedichten, Schauspielen, Romanen u. s. w. nun einmal kein anders so bezeichnendes Wort wieder auffinden ließ.

Manche der Stillingschen Gedichte werden so lange leben, als es Deutsche giebt, welche Poesie und Deutsch verstehen.

S. 90.

Soll übrigens aus der Stillingschen Lebensbeschreibung ein Charakter ganz besonders hervorgehoben werden, so ist dieses Vater Stilling, den das Herz selbst gezeichnet zu haben scheint,

und das Herz ist es ja, wie schon die Alten gar wohl wußten, das beredt macht. Da jezt so häufig, ohne Zweifel größtentheils zum Verdruß der Deutschet, von der Deutschet die Rede ist, weshalb denn auch manche sich unter derselben ein recht hoffährtiges vollmundiges Wesen denken, so scheint es wohl gethan, auf diesen alten Vater Stilling hinzudeuten und zu sagen: Sehet her, dies ist ein Deutscher, ein still kräftiger, durch und durch gesunder, einfach thätiger Mann, stolz auf sein Vaterland, aber viel zu stolz, um viel davon zu reden, stolz auf seine Bürgertugend, muthig und fröhlich selbst im Leide, ein treuer Hüter der Familie, fest und entschlossen gegen alles Unwürdige, aber unendlich bescheiden und demüthig bis in den Mittelpunkt des Herzens hin, gegen Gott und den Erlöser. Laßt euch durch die Darstellung seines Todes nicht schrecken. Er ist ernst und tragisch, doch weil er wahrhaft tragisch ist, so ist er gewiß keinesweges zerreißend, sondern führt auch wieder den Trost mit sich.

§. 91.

Mit größeren Ausprüchen, doch bei weitem weniger genügend, erscheint das sehr weitläufige „Heimweh,“ ein Werk, dessen Anlage im Ganzen, und in mehreren einzelnen seiner allegori-

sehen Beziehungen misglückt ist, und nothwendig misglücken mußte. Die Flügel, die eine rein allegorische Dichtung tragen, sind gewöhnlich so zart, daß sie den breiten Weg durch mehrere Alphabete hindurch, oder, wie nicht minder hier der Fall ist, vom Rhein bis zu den ägyptischen Pyramiden hin, nicht wohl ertragen können, ohne sich staubig und schwer zu machen. In einem sehr alten Englischen Buche: „Reise des Christen nach der seligen Ewigkeit,“ von Bunian, wird eine ähnliche Idee einfacher und glücklicher ausgeführt, obwohl Stilling in einzelnen Parthien seines Werkes mehr Tiefe und Bildung zeigt. Störend in dem Letzteren ist besonders die zu häufige Erwähnung des metaphysisch religiösen Heimwehs selber, das sich mitunter durch die theilweis unbeholfene Handhabung der Sprache, als eine wirkliche Krankheit, oder gar als etwas sich mit sich selbst Brüstendes darstellt. Allerdings soll der Mensch jenes religiöse Heimweh haben, aber es ruht am besten in der Tiefe der Brust, und es wird ungern durch die Frage gestört, ob es denn auch wirklich vorhanden und recht lebhaft da sei, was hier nur zu häufig geschieht. Die modernen Hauptfeinde des Christenthums werden hier nicht mit dem gehörigen Fleiße geschildert, und

Die allegorische Frau von Traun, nebst ihrer Freundin, dem Fräulein Nischlin, spielen hier eine weniger gefährliche als seltsam komische Rolle, besonders wenn die letztere den allegorischen Helden (Ostenheim) mit Gewalt fangen läßt, und ihm zuletzt mit ungeahndeter Offenheit erklärt, daß sie ihn liebe und nicht von ihm lassen wolle. — Zu den anderweitigen Störungen gehört auch noch der Dialog, der dem Verf. nie recht zusagt.

Den philosophischen Atheismus, dem auch noch der historisch-politische beigegeben werden könnte, sollte Stilling nicht auf dessen eigenem Grund und Boden besiegen wollen, der nur Nahrung hat für den zu Bekämpfenden. Nur frei, in den reineren Lüften, kann jenes Ungeheuer überwunden werden, und dort hat auch St. schon manchen redlichen Sieg über dasselbe davon getragen.

S. 92.

Manche spätere Schriften dieses Dichters haben ein nicht glückliches Aussehen gemacht, doch möchte es zweckmäßiger gewesen sein, wenn man ohne alle Heftigkeit, und ohne allen wohlfeilen Wis, bloß ruhig erklärt hätte, daß St. nicht wohl gethan, sie zu schreiben. Gefahr dürfte wohl nicht eben davon zu fürchten sein, denn

selbst für den Aberglauben scheint die Mehrheit unserer Zeitgenossen zu flüchtig und gehaltlos zu sein.

Was wir aber nicht ohne Tadel erwähnen können ist, daß Jung in seinen Schriften dieses Leben überhaupt, nicht in der Selbstvollendung desselben, sondern fast immer nur in seiner Unzulänglichkeit und Unbefriedigtheit betrachtet, wodurch er mehr betrübt als erfreut. Jedes Leben und jede Welt hat ihre in sich selbst beruhende Bedeutung, und eine wechselseitig höchst erfreuliche Beziehung, und so kann und soll uns schon die Zeit zur Ewigkeit werden.

So findet sich denn auch in den geistigen Abhandlungen, in dem Hinüberschauen nach jener Welt, und in den Verkündigungen von dorthier, wie wir sie bei Stilling finden, zuweilen etwas Unheimliches und Peinliches; man dürfte sagen: eine Beimischung von Leichenduft, von dem die Seele sich frei erhalten soll.

Die nothwendigen Schranken dieser Litteraturgeschichte setzen hier diesen Bemerkungen ein Ziel, doch findet sich hoffentlich noch sonst Gelegenheit, über diesen höchst wichtigen und in den meisten Hinsichten originalen Schriftsteller ein ausführliches Wort zu reden.

§. 93.

Johann Joachim Eschenburg, geb. 1743.
Seine literarischen Verdienste genau zu erkennen,
ist es wichtig, ja nothwendig, Folgendes voranzuschieken.

Ueber die Art, wie die ästhetische Kritik noch in der Mitte und über die Mitte des Jahrhunderts hinaus, in Deutschland verwaltet wurde, werden uns am besten die Urtheile Auskunft geben, welche von angesehenen und vielgeltenden Männern über den größten der großen Dichter: Shakspear, gefällt wurden. Bis zum Jahre 1700 findet man ihn, soviel mir bekannt, in keinem einzigen deutschen Schriftsteller angeführt, ja man sucht ihn sogar in Morhofs Polyhistor vergeblich. Dennoch muß man es diesem von bleischwerer Gelehrsamkeit halberdrückten Manne nachsagen, daß er der erste sei, welcher Shakspears Namen kannte, und in der zweiten Auflage seines Unterrichts von der deutschen Sprache und Poesie (Lübeck und Frankfurt 1702), nebst Beaumont, Fletcher und Otway anführte. Indessen scheint er in der That nur den Namen gekannt zu haben, denn er setzt auch nicht ein einziges Wort zur näheren Bezeichnung des Dichters hinzu. Auch den Deutschen der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts blieb er fast

gänzlich unbekannt, denn daß Einige Einzelnes in ihm durchblättern ihn durchaus roh verkann-
ten, ist freilich nicht zu verkennen; doch kaum der Erwähnung werth. Endlich glaubte der red-
liche Lexicograph, Christian Gottlieb Jöcher ein
Uebrigcs thun zu müssen, und gab in seinem ge-
lehrten Wörterbuch, die Gesamtheit von Ein-
sicht und Ansicht, die er sich über den Dichter
erworben. Er spricht also: „Shakspear (Wil-
helm) ein englischer Dramaticus, geb. zu Strat-
ford 1564, ward schlecht auferzogen, und ver-
stand kein Latein, brachte es aber in der Poesie
sehr hoch. Er hatte ein scherzhaftes Gemüthe,
konnte aber doch auch sehr ernsthaft sein, excel-
lirte in Tragödien, und hatte viel sinnreiche und
subtile Streitigkeiten mit Ben Jonson, wiewohl
keiner von beiden viel damit gewann. Er starb zu
Stratford 1616 den 23. April, im 53sten Jahre.
Seine Schau- und Trauerspiele, deren er sehr viel
geschrieben, sind in 4 Theilen 1709 zu London
zusammengedruckt.“ Dann wird noch auf Theo-
bald verwiesen, und der Artikel ist zu Ende.

S. 94.

Gottsched, der doch sein ganzes Leben der
Kritik und Poesie gewidmet haben wollte, gab
in seinem Handlexicon der schönen Wissenschaften
(Leipzig 1760) nur folgendes über ihn an den

Tag: „Die Engländer machen viel Wesens aus seinen theatralischen Gedichten, die an der Zahl sehr groß sind. Doch hat sich in neueren Zeiten eine gewisse Frau Lenox gefunden, die vielen seiner berühmtesten Stücke die Fehler gewiesen hat.“

Im zweiten Theil des nöthigen Vorraths zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst (S. 141), zürnt und klagt er, daß er berühmte heutige Schriftsteller und eingebil- dete große Kunstrichter (er konnte aber nur den einzigen Lessing meinen), vor sich habe, die den brittischen Abgott Shakspear und andere dramatische Helden dieses Volkes aus viel neueren Zeiten (allerdings glichen diese dem Sh. wie eine gute Dellampe dem Monde), verehren und anbeten, ob sie gleich eben so wenig Regel und Ordnung auf ihrer Schaubühne beobachtet haben, als die deutschen Fastnachtspieldichter Rosenplüt oder Scheerenberg, und eben so viel Gespenster, Teufel, Tod, Himmel und Hölle aufs Theater bringen, wie diese gethan. — Dieses Urtheil wurde im Jahre 1765 ausgesprochen.

Eine Recension der Wielandischen Uebersetzung des Sh. in der A. D. B. (Band I. Heft I.) fängt sich mit den Worten an: „Von Rechtswegen sollte man einen Mann wie Shak-

sphear gar nicht überseht haben.“ Was Weiße in der Bibliothek der schönen Wissenschaften über ihn vorbringt, ist bekannt und betrübt genug. Das nichtschreibende Publikum theilte so ziemlich die traurige Ansicht seiner Sprecher bis endlich Lessing von neuem in seiner Dramaturgie mit edlem Feuer über Shakspear ein ergreifendes Urtheil fällte, Wielands Uebersetzung anerkannte, und die Deutschen für ihre Kälte gebührend schalt.

§. 95.

Indessen scheint es doch, als sei durch die früheren Unbilligkeiten, Wieland so sehr verletzt worden, daß er die ganze Sache für seine Person aufgab. Zum Glück fand er einen Stellvertreter in Eschenburg, der genügenden Ersatz bot. Wenn deshalb Wieland den Ruhm, die erste Uebersetzung des Dichters gegeben zu haben, unverkümmert behält, so bleibt Eschenburgen das nicht minder bedeutende Lob der unabsehbarren Ausdauer, und des noch genauer in das Einzelne gehenden Fleißes. Nur auf diese Weise konnte es vorbereitet werden, daß Shakspear sich nach und nach als der Unsrige zeigte, welches er jetzt in der That geworden ist, denn mit gerechtem Stolze dürfen wir Deutschen sagen, daß wir ihn heutzutage besser verstehen als die Engländer ihn je verstanden haben.

Daß Eschenburgs Uebersetzung der erhöhten Ansicht der neueren Zeit nicht mehr ganz genüge, daß er sich mehr um das was man den reinen Inhalt nennt, als um die Form bekümmert habe, ohne die vollendete Einigkeit beider im Sh. anzuerkennen, daß er manche Stelle des Textes in den nichtsbedeutenden Anmerkungen Englischer Editoren fast ertränkt habe, daß er prosaisch übersetzte was poetisch gebildet ist; alles dieses fällt heut zu Tage, wo die ästhetische Kritik, wenn auch nicht immer von Geist zu Geist, doch von Mund zu Mund geht, wohl selbst in ein ziemlich blödes Auge. Indessen wolle man bei dieser Gelegenheit ganz besonders der Zeit gedenken, in der jene Uebersetzung erschien, und damit man sie desto leichter erkennen könne, wurden vorhin jene Data angegeben, die auf dieselbe ein so klares Licht fallen lassen. Wie mußten nicht damals, als man im Shakspear nichts weiter fand als ein unbändiges Genie, das zwar recht interessant, aber auch überaus wunderlich sei, jede metrische Anforderungen an einen Uebersetzer wegschlagen, und wie wenige ahndeten wohl damals, jene unendliche Kunst und jenen unnachahmlich gemessenen rhytmischen Wohlklang in des Dichters Sprache, und wie alles in ihm einig sei und fest und klar und ewig! Eschenburg suchte doch

doch wenigstens hin und wieder jenen Mangel seiner Uebersetzung durch eine kräftige Bemühung um den prosaischen Numerus, und ein gewisses poetisches Gepräge im Ganzen möglichst zu ersetzen. Ja, er ahndete sogar bei zwei Shakspeare'schen Dramen, dem Sommernachtstraum, und dem dritten Richard (obwohl bei Romeo und Julie dieser Umstand eben so leicht hätte in die Augen fallen können), daß gar keine prosaische Uebersetzung derselben möglich sei, und er versuchte eine poetische, die trotz aller Mängel, die wir heut an ihr erkennen, doch damals fast als einzig dastand.

§. 96.

Was nun diese Einführung des herrlichen Dichters unter uns gewirkt, wie sie Kraft und Leben und fruchtbare Zeiten gegeben hat: darüber bedarf es hier keines Wortes, denn jeder Bessere weiß es und freut sich desselben innig. Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß nur das Studium des Shakspear die damaligen Deutschen von der Unpoesie gerettet habe, denn wir finden in ihm nicht bloß einen einzelnen Dichter, sondern (wie bereits in einer Andeutung in meiner Latona erklärt worden) die Poesie selbst, und die ewige Quelle derselben.

Ferner ist hier mit Ruhm zu erwähnen, daß

E. auch für das Studium der altdeutschen Poesie Bedeutendes und Erfreuliches gewirkt, und manchen trefflichen alten Dichter in das Leben zurückgerufen habe, dessen er gar wohl würdig war. Als er damit begann, erkannte man es nur mit kühlem Lobe; doch ist die neuere Zeit in dieser Hinsicht gerechter und klarer, und weiß was sie ihm darin zu verdanken habe.

Ueber Eschenburgs eigne Gedichte und anderweitige Bemühungen um Kunst und Wissenschaft erwarte man hier kein ausführliches Urtheil, indem dasselbe, auch unausgesprochen, keinen besondern Schwierigkeiten unterliegt.

§. 97.

Otto, Freiherr von Gemmingen. Es ist bereits an einem andern Orte gezeigt worden, daß, wenn wir auch noch so oft durch hundert und wieder hundert Familiengemälde, wie sie nun einmal an den Tag kommen, unmuthig gemacht, oder gelangweilt werden, dennoch die Gattung selbst in Ehren bleiben solle, in welcher der Dichter eben so tief zu uns sprechen kann, als in der alten Schicksalsfabel.

Nach diesem Eingange dürften vielleicht einige Leser ein besonderes Lob des deutschen Hausvaters, der bekanntlich schon oft gepriesen worden, auch hier erwarten. Ein solches aber kann ich

nicht bringen, indem in dem genannten Schauspiele keine Spur von Genialität und nur selten einige Gemüthlichkeit, die eigentliche Trägerin eines guten Familiengemäldes, erscheint. Die Hälfte der Personen bewegt sich hier in einer gewissen Gattung von Vornehmheit, die durchzuführen der Deutsche nur selten Virtuose genug ist. Dennoch führt er, seine eigne Kraft miskennend, sie meistens recht gern durch, verfehlt sie aber, die nur Talent und Naturgabe ist, durch Berechnetheit und Steifheit, oder, wenn er diesen Uebelstand etwa plötzlich bemerkt, durch gänzliche Flachheit, die für zwanglose Grazie und frische Lebensleichtigkeit gelten soll.

Gemmingens Hausvater hat in der That nur eine allgemeingedachte Besonnenheit, Rechtlichkeit und Ehrliche; von der Deutschheit, auf die doch der Titel hinweist, leihet sie nur selten die Farbe; so wie man mitunter sogar den Wettstreit mit Diderots père de famille erblickt, der, wenn auch übertroffen, doch manche Geziertheit veranlaßt zu haben scheint. Die Familie selbst kann unmöglich sehr anziehend gefunden werden. Die kalt verdrießliche, flach, unglückliche Ehe ist ein bloßer Abdruck der Affectkultur, und eignet sich schlechtthin nicht für die poetische Darstellung, und die Gräfin Almalfi, der die übrigen Perso-

nen nur zu häufig Charaktergröße und Vortreflichkeit des Gemüths nachrühmen, zeigt sich in einer so entschiedenen pretiosen Mittelmäßigkeit, daß man sich eben nicht veranlaßt fühlt, in das Lob, welches ihr von den Mitspielenden so überreich gebracht wird, einzustimmen.

§. 98.

Karl's Zeichnung pflegt wohl durch die allgemeine Bemerkung entschuldigt zu werden, es solle ja eben ein schwankender Charakter sein. Allein dies möchte schwerlich hinreichen, um die Art und Weise zu rechtfertigen wie ihn der Verfasser sich hier gebähren läßt. Man könnte sagen, er schwanke selbst im Schwanken noch einmal, und zwar dergestalt, daß selbst ein sonst nicht schwankender Zuhörer für den Moment wenigstens, mitzuschwanken veranlaßt werde.

Pottchens Liebe ist in der hergebrachten Form der weniger empfindsamen, als empfindsam sprechenden wollenden deutschen Romane aus den siebziger Jahren, und die Kritik hätte den empfindenden Umstand, daß sie als Schwangere aufgestellt wird, die auch durch physische Hülflosigkeit rühren will, gleich anfangs strenger rügen sollen, um wo möglich den Nachahmungen zu steuern, die hier sich so bequem anstellen ließen. Denn was ist leichter, als durch die Darstellung von

Hunger, Durst, Krankheit u. s. w. das Mitleid in Anspruch zu nehmen? und nun vollends durch das Hervortreten einer leidenden Schwangern, die im wirklichen Leben jedem nicht ganz Verworfenen eine heilige Scheu und Achtung abfordert! — Doch eben um deswillen, wollen wir eine solche nicht auf der Bühne sehen, wo nur der schöne Schein walte. Uebrigens ist G. bei diesem Irrthum nicht Original, sondern er verdankt ihn der Eugenie von Beaumarchais.

Dennoch hat der deutsche Hausvater ein bedeutendes Glück auf der Bühne gemacht, theils wegen des Stoffes, der damals noch neu war, und einige erschütternde Scenen veranlassen mußte, theils aber auch, weil einige der bedeutendsten Schauspieler Deutschlands alle ihre Kräfte aufboten, um den vom Dichter nur exoterisch ausgeführten Hausvater zum wahrhaftigen deutschen Leben hinaufzutragen.

Es ist deshalb nichts Seltenes, daß jenes Drama auch noch heutzutage überschätzt wird, welches sich zum Theil durch den letztern Umstand erklären läßt. Vergleicht man es mit Diderots *père de famille*, so steht es allerdings fester als dies, sein Vorbild; ält man es aber an die wenigen ausgezeichneteren Darstellungen des deutschen Familienlebens, z. B. an Iffland's

Jäger, so fällt der Mangel an rein nationalem Leben und gemüthlicher Tiefe um so klarer in die Augen.

S. 99.

Anton Wall (Heyne). In dem Anfange der achtziger Jahre, einer an Laune nicht eben reichen Zeit, gab er einige Schriften, deren man sich gar wohl erfreuen muß, da sie fast durchgängig den Charakter des Angenehmen tragen, und zwar so entschieden, daß der reine Aesthetiker, nach gehöriger Definition des Angenehmen, ganz gelassen auf die früheren Schriften dieses Dichters hinzeigen dürfte, sagend, dort sei es vorhanden. In dieser Hinsicht stehen seine Bagatellen, an denen wenig mehr zu tadeln sein dürfte, als der ausländische Titel und ein wenig ausländischer Faunensinn, fast einzig da. Aber ganz unbedingt rühmen darf und soll man die beiden kleinen köstlichen Lustspiele: „Die beiden Billets“ und „der Stammbaum,“ freundliche Diminutiv-Dramen, die sich in der That mit stehenden Lettern geschrieben haben. Dieser Vater Märten, dieser Götze, dieses Köschchen, dieser überaus ergötzliche Barbier Schnaps sind wirklich ewige Personen, die nicht leicht zu häufig wiederkehren können. Wie ist unter den beiden Liebenden alles so lieb und gut, so naiv kräftig

und traulich, wie angenehm die bequeme und gutmüthige Bornirtheit des Alten, wie alles so wahrhaft deutsch, idyllisch. Und nun vollends der Wolf, den manche französische Schriftsteller mit Recht im Gefühler vermißt haben: Welch' ein witziger, spaßhafter, und bei aller Späßhaftigkeit doch so bedenklicher Wolf, tritt hier in der Person des trefflichen Schnaps auf! Man möchte wünschen, daß alle geistreichen Lustspieldichter diese beiden Lustspiele in ungemessener Reihe fortsetzten, so wie denn unser trefflicher Goethe durch seinen „Bürgergeneral“ den ersten erfreulichen Anfang damit gemacht hat.

§. 100.

Aber welches unselige Schicksal, das hier nicht enthüllt werden kann, waltete über dem Verfasser so freundlicher Schriften! Er verfiel in eine dunkle Schweigsamkeit, die fast zwölf Jahre dauerte. Schon hatte man alle Hoffnung aufgegeben, daß sich der liebe Kranke jemals wieder dem deutschen Publikum nähern würde, als plötzlich, im Jahre 1799, Amathonte, ein persisches Märchen, von ihm erzählt, von neuem die noch ergößbaren Deutschen um ihn versammelte. Es hätte bei weitem weniger der Erwartung entsprechen können, und man würde ihm dennoch gern zugehört haben, schon um deswillen, weil

er doch endlich einmal wieder Lust bekommen hatte zu erzählen. Aber es hatte in der That einiges von der alten guten Laune, und das „Lamm unter den Wölfen,“ das gleich darauf folgte, wußte sich nicht minder ergötzlich zu machen. Doch nun war es auch fast mit der Freude vorbei, denn „Adelheid und Aïmar,“ „Korane“ und „Murad“ trugen fast nur seinen Namen auf dem Titelblatt, und brachten gar wenig mit von dem, was man einst an ihm geliebt hatte. Besonders war es betrübt zu bemerken, daß der sonst so harmlose Schriftsteller sich jetzt oftmals mit der Polemik gegen das befaßte, was man so eben die neuere Aesthetik nannte, welche Bemühung denn nothwendig sehr unglücklich und breit ausfallen mußte, da er von dem, was er angriff, vielleicht nur vom Hörensagen etwas wußte, und die ganze Sache ihn gar nicht sonderlich anging. Es scheint überhaupt, als sei ihm jene unergötliche Polemik nur von außen her gekommen, und etwa durch einige irritirte mittelmäßige Schriftsteller, die gern seinen geachteten Namen bei sich haben wollten, aufgedrungen oder aufgeschwaht worden, wobei man vielleicht ein nicht schweres Spiel hatte, da er wohl schwerlich das Talent besaß, ein entschiedenes Mein auszusprechen.

S. 101.

Wie dem auch sein mag; gern hätte man ihm jene unziemliche polemische Tendenz vergeben, und gewiß hätte seine bessere Natur sich bald von jener unergötzlichen Bemühung losgesagt; doch ist er seitdem, öffentlichen Nachrichten zufolge, leider von neuem in jenen früheren Zustand gerathen, was nur zu glaublich ist, da wir seit dem Jahre 1801 kein neues Werk von ihm erhalten haben. Seitdem ist wieder alles still von ihm, so still, daß auch nicht ein einziges Wort zu vernehmen war, aus dem die entfernteren Deutschen, die W's frühere Schriften lieben, einige Beruhigung über seine Lage hätten schöpfen können.

Lasset uns deshalb wenigstens nicht vergessen, was er einst, von Gesundheit und Jugend begünstigt, geleistet habe, und nicht für unbedeutend und unscheinbar halten, was so harmlos und freundlich ist.

S. 102.

Johann Friedrich Schink. Wir besitzen von ihm der Bücher viele und mannigfaltigen Inhalts, denen man es ansieht, daß sie unmittelbar für die nächsten Bedürfnisse des größern Publikums berechnet sind. In der Kritik hilft er sich mit einigen nur halb verstandenen Frag-

menten von Lessing, dessen Höheres ihm gänzlich unverständlich geblieben zu sein scheint; doch sind auch jene Fragmente schon hinreichend, um manches sonst ganz farblose Buch damit aufzuputzen. In seinen poetischen Werken mangelt die Freiheit des eigenen Urtheils und die Fülle der Phantasie, und in den auf Satire ausgehenden Schriften zeigt sich deutlich ein Misverstehen dessen, was als Objekt der Kultur des Zeitalters dem Gelehrten und Schriftsteller, der zu seiner Nation reden will, völlig klar sein sollte. Daher die häufigen Streiche in das Leere hinein, die wiederkehrenden Lieblingsspäße, die selbst nur Einmal gehört schon misfallen mußten, daher endlich als gerechtes Resultat das gänzliche Zurückziehen des Publikums von einem Autor, der das Streben desselben entschieden misversteht.

Unter seinen Schriften mögen hier, der historischen Ordnung wegen, genannt werden: Die dramaturgischen Monate, die Ausstellungen, Faust, der travestirte Hamlet, die Launen, Fantasien und Schilderungen aus dem Tagebuche eines reisenden Engländer, die schöne Schwärmerin, die Spiele der Laune, des Wlkes und der Satire u. s. w. Sie mögen als Belege dienen zu dem hier gefällten Urtheil, das bei seiner anscheinenden

Strenge auf den Charakter der Milde Anspruch machen darf.

S. 103.

Bezel. Ein kurzer Frühling des Geistes gab uns von ihm manche zu ihrer Zeit geschätzte Romane und Schauspiele, die zum Theil nicht ohne Anlage für das Komische gedacht, und mitunter auch wohl ziemlich ergötzlich ausgeführt waren. Er schrieb die Lustspiele: „Der blinde Lärm, die komische Familie, Wildheit und Großmuth, der erste Dank, Zelmor und Erinde, die Komödianten, der kluge Jakob, Kutsch und Pferde, Rache für Rache, ertappt! ertappt!“ u. s. w. (sämmtlich erschienen Leipzig 1780) und ärndtete dafür einen nicht geringen Beifall von den Lesern und Zuschauern, besonders da man den meisten der Letzteren einige Genügsamkeit wohl nachrühmen darf. Derselbe Lohn blieb auch bei dem höchst mittelmäßigen Roman „Wilhelmine Arendt, oder die Gefahren der Empfindsamkeit,“ nicht aus, so wie auch einige andere Schriften, die ein wissenschaftliches Bemühen verrathen sollten, wohl beachtet wurden. Dem Verfasser aber war dieser Beifall bei weitem nicht genügend, und da er überhaupt sein Talent viel zu hoch anschlug, so befriedigte ihn das erregte mäßige Wohlwollen keinesweges. Es

setzte sich eine bittere Stimmung, das unseligste Hemmniß jedes höheren Strebens, bei ihm fest, und er schrieb in dieser Stimmung noch manches, was aber einen unfreundlichen und scharf verletzten Geist verrieth. Das mißfiel fast allgemein, das Publikum zog sich nach und nach gänzlich zurück, und ließ den Dichter mit seiner finsternen Stimmung allein. Immer höher wuchs das unselige Gefühl der gekränkten, nie zu befriedigenden Eitelkeit, und da noch manche zufällige Verdrießlichkeiten und eine eben nicht zufällige, bei den meisten deutschen Schriftstellern ziemlich gewöhnliche Armuth, seine Seele immer mehr und mehr abmatteten, so versank er zuletzt in einen entschiedenen Wahnsinn, der nur zu bald den Charakter der Unheilbarkeit annahm.

§. 104.

Es ist betrübend, hinzusehen zu müssen, daß fast das ganze deutsche Publikum ihn nun gar bald aus den Augen verlor, und daß mehrere Jahre vergingen, ehe für den Unglücklichen irgend etwas Erhebliches geschah, bis endlich im Jahre 1799 eine wohlmeinende Schrift die Aufmerksamkeit der vielleicht ein wenig vergesslichen Deutschen wieder auf ihren ehemals ziemlich geliebten Schriftsteller zurück lenkte. Was seit der Zeit Erhebliches geschehen ist, um sein hartes

Schicksal zu lindern, ist mir nur halb bekannt worden; leider aber ist es niemandem unbekannt geblieben, daß seitdem auch einige „Werke des Wehelschen Wahnsinn's“ in den Druck gegeben worden sind, für welches Unternehmen kein Wort des Tadel's strenge genug sein kann.

Die Scene, welche uns Wehels Geschick bietet, ist von tief ernster tragischer Bedeutung; doch soll man sich diesem Eindrucke nicht weigern, schon um der wichtigen Lehre willen, welche dasselbe enthält. Wenn Cato keine Rede beschließen konnte, ohne auf die Zerstörung Carthago's zu dringen, so sollte billig jeder bewährte Autor, der sich einigen Einfluß auf die jüngeren Dichter zutrauen darf, keine Gelegenheit vorbegehen lassen, um vor der Eitelkeit zu warnen, die unendlich schlimmer ist als der Geist der Punier, und um so verheerender wirkt, da sie oft stumm und in der einsamen Brust giftig daliegt, während niemand sie ahndet, als der sie besitzt. Doch ihm, wenn er ununterstützt von Freunden, den einsamen Kampf gegen sie beginnen will, entsinken oft die Waffen, und eine unselig täuschende Stimme flüstert ihm wohl gar zu, das sei eben der edle Stolz, der dem Manne so wohl stehe, und das ewige von der Gemeinheit trennende Zeichen.

Es ist in einem historischkritischen Werke, wie dieses, wohl nicht verstatet, ausführlicher über diesen Gegenstand zu reden, doch darf ich bei dieser Gelegenheit an eine Andeutung im ersten Theil meiner Latona erinnern, welche einige mit besonderer Zuneigung geschriebene Worte über jenes nicht selten für ästhetisch angesehene Laster enthält.

§. 105.

Sophie la Roche. Wenn auch die Werke dieser edeln allgemein geehrten Frau nicht immer mit einer entschieden poetischen Kraft darstellen was dargestellt werden soll, und die Fülle von Fantasie vermisst wird, die dem Roman seinen Zauber leihet, so wird man doch mit Freuden einräumen, daß in allen ihren Schriften ein durchaus reiner, frommer, weiblicher Sinn, und ein durch mannigfache Erfahrungen in bedeutenden Lebensverhältnissen gestärkter Verstand auf eine erfreuliche Weise zu uns redet. Dieser stille Geist war es, der in ihrem ersten Werke, „der Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ (1771) und in ihrem letzten, „den Sommerabenden Melusinus“ (1806) herrschte, und an kein Aelter werden im trüberen Sinne des Wortes glauben ließ. So ist es denn auch auf einer anderen Seite nicht unmerkwürdig, daß Wieland es war,

der sowohl ihre erste als letzte Schrift herausgab. Außer den genannten Werken besitzen wir noch von ihr: „Die Briefe an Lina,“ „die Freunde und Freundinnen von zwei sehr verschiedenen Jahrhunderten,“ „die Geschichte der Miß Loni,“ „das schöne Bild der Resignation,“ „mein Schreibetisch,“ „Liebehütten u. s. w. die wie es scheint, heut zu Tage nicht mehr viel gelesen werden. Daß einzelne Parthien in diesen Werken mit Grund in Anspruch genommen werden können, möchte wohl nicht als eine genügende Entschuldigung für diesen Umstand angenommen werden dürfen, indem es wahrscheinlich nur der Mangel des Pikanten und Choquanten ist, der sie von den Tischen der meisten heutigen Leser und Leserinnen entfernt.

§. 106.

Georg Forster. Es ist eine nicht neue, doch sehr wahre Bemerkung, an die man nur zu oft erinnert wird, daß die meisten bedeutenden Schriftsteller der Deutschen kränklich waren, und kränklich sind. Ihre Thätigkeit waltet nicht da draußen in dem freibewegten Leben, nicht in der erhebenden Frische der Berge oder der beruhigenden Kühle der Wälder, sondern in dem stillen, beengten Zimmer, das sie sich dann (und wohl mit großem Recht, wenn ihnen nichts an-

deres übrig bleibt) so freundlich als möglich auszuschnücken suchen. Die nächste Folge davon ist, daß man auch in ihren Schriften Stubenluft athmet, die sich dann oft mit unbehaglichem Gewicht auf die Flügel der Seele legt, deren Zartheit keinen Druck erdulden mag. Belege für diese Bemerkung anzuführen, wäre wohl sehr überflüssig, da sie sich ohnehin nur zu häufig aufdrängen; darum möge hier kein Name genannt werden.

Um so inniger aber ist es anzuerkennen, wenn uns ein deutscher Schriftsteller in vollständiger Gesundheit begegnet, und man ist schon um desswillen geneigt, ihm für jenen Vorzug manches etwa anderweitig Mangelnde zu übersehen oder zu vergeben. Ein solcher kerngesunder Autor ist Georg Forster, ein Mann, aus dessen Schriften man es gar wohl merken kann, auch ohne daß eben viel davon die Rede ist, daß er die Welt nicht bloß umschiffte, sondern auch erkannte. Wir besitzen in ihm einen unsrer ausgezeichnetsten Prosaisker, dem als Stylisten (abgesehen von dem Inhalt seiner Schriften) nicht viel mehr fehlt als fleißige Leser, die sich gern unterrichten lassen wollen. Die Anzahl der letztern war, den Zeugnissen der Literaturgeschichte zufolge, nie größer als in der Kindheit unsrer
neuern

neuern Literatur, und hat mit dem Fortschreiten derselben abgenommen, was sich freilich nicht ohne einige Misbilligung erzählen läßt.

§. 107.

Diejenigen Kritiker, welche sich nicht eher zufrieden geben können, als bis sie die sämtlichen Autoren in die gehörigen, meist engen Fächer gebracht und gewissermaßen beigelegt haben (wie Hamlet die Leiche des Polonius), kommen bei Forster in eine nicht geringe Verlegenheit, weil er sich nun einmal schlechterdings nicht rubriciren läßt, und mit genialischer Willkühr jede ihm voreilig gesetzte Schranke überspringt.

Wäre nur das Wort: „Vermischte Wissenschaften,“ oder „Vielseitigkeit“ durch Mißbrauch nicht so ganz um seine bessere Bedeutung gekommen, so dürfte man sagen, Forster sei ein wahrhafter Virtuose in jener vielseitigen und vermischten Wissenschaftlichkeit. Da aber jener Mißbrauch in der That so tief gewirkt hat, daß man, trotz aller Verwahrung, bei jenen Worten sich dennoch eine unerquickliche encyclopädistische Halbwisserei zu denken pflegt, so ist es wohl besser, in Beziehung auf F. an die wissenschaftliche und gemüthliche Bildung „für die Gesellschaft“ zu erinnern. Wenn schon die wahrhaftige Humanität und lautere Liebe, ohne welche alle gesellige

Cultur ein eitles Land ist, die Furcht beseitigt, es möge auch bei jener Bestrebung einige Seichtigkeit nicht wohl zu vermeiden sein, so fälle diese Furcht um so mehr weg, wenn wir vernehmen, was es denn sei, worauf er am meisten dringt, und was er am innigsten rühmt. Vaterlandsliebe, allgemeine Entsagung, große Selbstverläugnung, Unabhängigkeit von leblosen Dingen, Einsicht in den Sitten, Strenge der Gesetze (S. F's kleine Schriften, Th. VI., S. 358 ff.) — wen solches Treffliche die Brust erfüllt, der möge sich unbedenklich den Fluthen des bewegten Lebens überlassen (falls sie ihn reizen und er dort wirken zu können glaubt), er wird nicht unter sinken, er möge sich den vermischesten Wissenschaften hingeben, und von Blüthe zu Blüthe, von Frucht zu Frucht eilen, wie könnte ihn je das Oberflächliche erfreuen? wie könnte er jemals leicht erscheinen?

§. 108.

Noch freilich, wer die gebahnte Heerstraße verläßt, und das sichere Geländer, an dem es sich ganz gemächlich wandelt, ist oft in Gefahr zu irren, und, weil er ein vollständiger Mensch ist, diesen Irrthum mit ganzer Seele zu umfassen. Forster hat gar häufig geirrt, besonders in seinen politischen Schriften, deren Beurtheilung

lung nicht hieher gehört. Keine halbe oder Drei-
 Viertel-Wahrheit, wie sie sich ihm genugsam
 bot, hätte ihn retten können; wohl aber die
 ganze, und wenn es überhaupt ein Buch geben
 kann, aus dem sich eine solche politisch-historische
 Wahrheit lernen läßt, so hätte Niemand anders
 verdient sein Lehrer zu sein, als Tacitus, der
 klarste und tiefste unter den genialen propheti-
 schen Historikern. In ihm hätte er befriedigende
 Antwort gefunden auf jede Frage, die der den-
 kende Mensch an seine Zeit richten kann, er
 wäre vielleicht durch ihn sich selbst gerettet wor-
 den, und hätte seinen Irrthum nicht so schwer
 büßen müssen. Doch eben um der tiefen Leiden
 willen, die ihm jener Irrthum gab, und die er
 so männlich bestand, lasset uns dem trefflich ge-
 sinnten Manne nicht zürnen, der alles was er
 wollte, und that, ganz wollte und that, und
 sein Leben wendete an die Idee, mochte sie auch
 nicht die beglückende sein.

Forster hat ferner gar sehr geirrt, als er
 sich einer schimmerreichen ausländischen Philoso-
 phie anheim gab, als er von Fremden borgte,
 was er unendlich besser in seinem eignen starken
 und freien Geiste selbst hätte erzeugen können;
 und nur dieser letztere in seiner männlichkühnen
 Wehrhaftigkeit konnte ihn schützen, daß jene un-

weise Weisheit nicht weiter drang, als bis in die Vorhöfe seines Innern, und daß sich dieses in jugendlicher und frischer Stärke erhielt. Dennoch hat er nicht hindern können, daß manches Unheil daraus hervorging, z. B. die verkehrte Ansicht vom Christianismus, wobei indeß der Trost gelten mag, daß die Sünde der Feder nicht immer Sünde des Gemüths sei; ferner die aus jener verkehrten Ansicht fließende irrige Meinung von der früheren Deutschen Vergangenheit, die denn doch wohl unendlich kräftiger dasteht, als die so eben vorübergegangene bodenlos skeptische, das Misbehagen an manchen aus jener Zeit herstammenden, längst als klassisch anerkannten Gemälden, und andern Kunstwerken, obwohl er, so viel ich weiß, wenigstens nicht so weit ging zu glauben; sie mit der sogenannten Griechheit schlagen zu können, u. s. w.

§. 109.

Ueberhaupt ist F. ohne entschlossene Sicherheit im ästhetischen Urtheil. Nicht etwa deswegen, weil ihn keine Vollkommenheit der Darstellung mit einem Stoff ausöhnen konnte, der sein Zartgefühl verletzte, seine Sittlichkeit beleidigte, oder seinen Geist unbefriedigt ließ, nicht deswegen, weil er stets im Künstler den großen und edeln Menschen bewundern wollte; denn

alle diese Forderungen sind gar sehr rechtmäßig, oder können es wenigstens sein, wenn sie sich selbst verstehen, und (wie bei F. gewiß der Fall war) auf eine Einigkeit der Gesamtkräfte im Menschen hindeuten, die durch nichts Vereinzelttes, und durch keine Virtuosität im Einzelnen befriedigt werden kann, wenn es klar erkannt worden ist, daß Schönheit ohne Sittlichkeit zu den gemüthlosen Träumen der willkürlich trostigen Uebermodernen gehört. Sondern deswegen ist F. ohne Sicherheit im Schönheitsurtheil, weil er in der Mitte steht zwischen reiner Natürlichkeit und künstlerischer Bildung, weil es ihm an reiner und freier Hingebung an die Religion fehlte, deren Göttliches in der Erscheinung des Christenthums er nur schwach ahndete, weil sein historischer Sinn durch seine Zeit getrübt worden war, der er eine bei weitem größere Bedeutung beilegt, als ihr zukommt. (Tacitus würde manche der von F. angestaunten Menschen mit zwei bis drei einfachen oder vielleicht epigrammatischen Worten abgefertigt haben.) Indessen ist auch in dieser Hinsicht Forstern viel zu verzeihen, denn er gab uns zu einer Zeit, wo niemand an Indien und Indische Poesie dachte, die Sakontala, ein köstliches tief ansprechendes Werk, zu dem man stets mit neuer

Liebe zurückkehrt. — Und wie groß und einfach gedacht und ewig wahr ist nicht so mancher einzelne Spruch Forsters über die nothwendigen Eigenschaften des Künstlers! — „Der Künstler (heißt es in seinen Ansichten), der nur für Bewunderung arbeitet, ist kaum noch der Bewunderung werth, ihn muß vielmehr, nach dem Beispiele der Gottheit, der Selbstgenuß ermuntern und befriedigen, den er sich in seinen eigenen Werken bereitet, es muß ihm genügen, daß in Erz, in Marmor, auf der Leinwand oder in Buchstaben seine große Seele zur Schau liegt. Hier fasse, wer sie fassen kann.“

§. 110.

Wie hoch steht F. über jedem, selbst dem gründlicheren Fachgelehrten, der an die Möglichkeit einer vereinzelter Wissenschaft glaubend, die alte Allegorie vom Tode im Buchstaben ewig erneut! Denn gerade die Wiedervereinigung aller im inneren Wesen verknüpften und nur jetzt willkürlich getrennten Wissenschaften war ihm das herrlichste Ziel, und von diesem Gesichtspunkte aus erscheint uns das, was vorhin als „gesellige Bildung“ angegeben worden ist, als das rühmlichste Ziel des Gelehrten.

Es ist nicht schwer, unter der Fülle von Gedanken, die dieser reiche Geist mittheilte, gar

viele, vielleicht die Hälfte, als unhaltbar zu zeigen, aber abgerechnet, daß auch seine Irrthümer wichtig und lehrreich sind, bleibt ihm noch genug, das eine ewige Dauer beurfundet, weil es überhaupt ist und lebt.

(Vergl. Charakteristiken und Kritiken Th. I. S. 88 bis 131, woraus hier Manches benützt; anderes aber, als entschieden irrig schelnend, in sein Gegentheil versetzt worden ist. Man darf überhaupt wohl annehmen, daß der sehr geistreiche Verfasser jenes Aufsatzes, im Jahre 1812 schon ganz anders über F. denken werde, als im Jahr 1796 oder 97, wo er seine Bemerkungen über ihn zum erstenmale mittheilte.)

S. 111.

Christian Heinrich Spieß. Dieser Schriftsteller nahm sich die Langeweile eines gewissen Theils des leselustigen Publikums so sehr zu Herzen, daß er mehr als ein Decennium lang in jeder Messe zwei bis drei Bücher von ansehnlicher Leibesgestalt lieferte, um nur einigermaßen seine zahlreichen Freunde zu befriedigen. Er gab deshalb die Schauspiele: „General Schlenzheim,“ in welchem viel Unglück und viel Tugend aufgeboten wird, um zu rühren, „die kleinste Lüge ist gefährlich,“ in welchem dem Parterre eine heilsame Moral auseinander gesetzt

wird u. s. w., aber es wollte alles nichts verfangen, und seine Berühmtheit blieb zweifelhaft, bis endlich sein Genie die wahre Bahn fand, auf welcher ihm „Clara von Hoheneichen“ begegnete, ein Stück, in welchem der Hauptcharakter sich eben sowohl auf das entseßlichste Fluchen, als auf das zerknirschteste Beten, auf die stolze Verachtung, wie auf die großartigste Liebe versteht. Ein Ritter, der die Tapferkeit, Bärtlichkeit, Bitterkeit, den Weinhumpen, und zuletzt auch die Ketten bei sich oder um sich trägt, ein verliebter Landgraf, der die schändlichsten Reden mit anhören muß, unter welchen die, „er möge doch ja still sein, da er noch nicht einmal einen rechten Bart habe,“ sich fast als ein gelinder Scherz verliert, ein Vertrauter, der ganz von Boshaftigkeit durchdrungen, und mit Ruchlosigkeiten, wie mit giftigen Blumen, umhangen ist, wären allein schon hinreichend gewesen, die Zuschauer zu entzünden, wenn auch nicht die leblosen Dinge, ein unterirdischer Gang, ein Burgverließ, gezückte Dolche, und andere böse oder erfreuliche Umgebungen hinzu gekommen wären. Dazu rechne man noch, daß dieser Dichter so bequem und verständlich schrieb, daß ein jeder ihn ohne Mühe vernehmen, und gewisser-

maßen selbst mit an dessen Werken zu arbeiten glauben konnte.

Dennoch muß Spieß das Drama nicht ganz für das ihm behaglichste Feld gehalten haben, denn er entsagte ihm bald fast gänzlich, und schrieb Romane und Novellen in großer Anzahl: „Die Löwenritter, die zwölf schlafenden Jungfrauen, Ritter Benno von Elsenburg“ u. s. w. die alle ein großes Glück machten, und in denen allerdings eine bunte Phantasie herrscht, die man freilich wohl nur als Ammenfantasia bezeichnen darf, doch ohne sie damit zu loben und ohne sie damit zu schelten. Es ist in der That ein Etwas, das anerkannt werden will und anerkannt werden soll.

§. 112.

Da aber denn doch nicht jedermann an diesen Ritter- und Geistergeschichten Freude fand, so sorgte Sp. auch für den Geschmack der zarter gesinnten Leser. Er gab Biographien der Selbstmörder und Wahnsinnigen, in denen das Gräßliche, vielleicht nicht ohne Lust, zusammen gehäuft worden ist, er führte die vergnügtesten Leser durch die Höhlen des Unglücks und die Gemächer des Jammers, und schien dabei sich selbst recht wohl zu befinden. Er erzählte Kriminalgeschichten, in denen die Gemüther der

Diebe, Mörder und Mordbrenner bis auf die kleinste Faser untersucht, und selbst den feinorganisirtesten vornehmsten Damen zur schauderhaftesten Kurzweil vorgestellt wurden; ja zuletzt waren selbst die Geheimnisse der alten Aegypter vor ihm nicht mehr sicher, und er benutzte sie wenigstens zu einem imponirenden Titelblatt. Er hätte dessen nicht bedurft, da wohl nur wenige deutsche Autoren so zahlreiche Leser gefunden haben, und diese auch durch eine ganz unscheinbare Aufschrift würden zufrieden gestellt worden sein.

Ueber Spießens Styl ein entscheidendes Urtheil zu fällen, ist ein Unternehmen von besonderer Schwierigkeit, indem derselbe in allen Farben spielt, oft aber auch ganz ohne Farbe erscheint. Es trifft sich wohl, daß der erste Bogen ganz ruhig und in epischer Gelassenheit hingeschrieben worden ist, der zweite aber einen Anlauf zur Lyrik nimmt, der dritte in Elegien weint, der vierte nach epigramatischer Kürze ringt, bis endlich der fünfte bis dreißigste allen diesen Eigenschaften entsagt, und sich ohne Geziertheit populär und matt und unbehüllich fortbewegt.

Es ist nicht die Meinung, diesem Schriftsteller einige gute Anlagen und Absichten abzu-

sprechen; aber es fehlt ihm durchaus selbst die leiseste Ahndung von den Eigenschaften einer künstlerischen Komposition. Man kann nicht eigentlich von ihm sagen, daß er dem Modegeschmack gefröhnt, sondern daß er ihn bestimmt habe, aus welchem Umstande sich allerdings die Folge ziehen läßt, daß er nicht ganz ohne Talent und Phantasie gewesen sein könne. Doch Vielschreiberei und tumultuarische Eilfertigkeit, den frivolen Wünschen gewöhnlicher Leser auf der Stelle zu entsprechen, ließ keine seiner Schriften zur Reife kommen, und während sein Vorrath von Materialien schon lange erschöpft war, schrieb seine Feder doch immer noch fort, ohne daß ein Geist sie leitete. — Selten ist vielleicht der Tod eines Schriftstellers, dessen Romane man fast verschlungen hat, so schnell vergessen oder gar leichtsinnig übersehen worden, als der seinige: zum warnenden Beispiel, daß der Dichter sich nichts zu schaffen machen solle mit jenen Lesern, die nur aus innerer Leerheit blättern, stets von Begierde zum Genuß eilen, und im Genuß vor Begierde verschmachten. Es ist ein einfacher Mythos, daß die Danaidengefäße nun einmal nicht zu füllen sind; doch leider vergessen ihn zuweilen auch solche Autoren, die wohl

werth wären, daß sie schönere Hoffnungen hegten, die nicht so leicht täuschen.

S. 113.

Friedrich Schulz. Es war wol zu Anfang mehr äußere als innere Nothwendigkeit, die diesem Schriftsteller die Feder in die Hand gab, und es ist keinesweges zu bewundern, daß seine allerersten Romane, als unreif und gehaltlos anerkannt, längst vergessen worden sind. Um desto mehr ergriff er hinterher das größere Publikum durch seine Erzählungen: „Moritz“ und „Leopoldine,“ in denen man einen kindlichen Ton zu hören meinte, dessen man sich wohl erfreuen dürfe, da er nicht oft geboten werde. Wenn auch zuweilen das Kindliche in das Ueber-naive und Ausländische ging, so hatte das bei den einmal fröhlich gestimmten Lesern eben nicht viel auf sich, so wie denn auch die leichte und bequeme Darstellung allerdings nicht geringes Lob zu verdienen schien. Späterhin schrieb S. noch Manches, das zwar nicht jene Sensation erregte, die Moritz und Leopoldine zu erwecken gewußt hatten, dennoch immer wohl geeignet war, die Neigung zu erhalten, die das Publikum ihm einmal zugewandt hatte. Wirklich darf man auch diesem Schriftsteller wohl nachsagen, daß er stets besorgt war, sich jene Günstigen zu

erhalten, und ihre Anzahl zu vermehren, weit entfernt von dem starren Hochmuth, als müsse jedes, was er hinwerfe, auch augenblicklich gefallen. In dem Verhältnisse des Autors zum Publikum soll stets eine gewisse zarte Sorglichkeit walten, und kein Troß auf alte Lorbeeren zur Sprache kommen. So war es einst, besonders zu Gellerts Zeit, so sollte es immer sein, und deshalb soll der Kritiker, wo er es findet, es rühmend anerkennen. Nur möge hieraus, wie es sich wohl von selbst versteht, nie gefolgert werden, als müsse der Schriftsteller jemals den Launen oder den verkehrten Tendenzen des Publikums fröhnen, indem ja gerade ihm allein die Macht verliehen ist, jene Launen und Verkehrtheiten zu vertilgen. Es darf deshalb nicht ungerügt bleiben, daß S., um auch den Beifall einer gewissen Lesergattung zu erhalten, zuweilen die zarte Linie des Sittlichen überschreitet, ja sogar einmal in seinem Erlgri dem jüngeren Crebillon folgt, der billig ewig ganz allein hätte stehen sollen. S. scheint etwas Aehnliches gefühlt zu haben, indem er gerade bei diesem Werke seinen wahren und ehrenwerthen Namen zurückhielt, und den ominös weichlichen „Gustav König“ annahm. Unter seinen „mikrologischen Aufsätzen“ hat sich besonders der: über das Wort

setzen des „Herr“ vor die Schriftstellernamen bekannt gemacht; doch dürfte gerade hier die noch nicht ganz gesicherte Kritik des Verfassers am sichtbarsten werden, und es verdiente wohl jene halb scherzhafte, halb ernsthafte Idee, welche etwa 1793 gefaßt wurde, jetzt wieder aufgenommen, und mit größerer Sicherheit ausgeführt zu werden.

§. 114.

August Friedrich Ernst Langbein. Der Charakter seiner frühesten Schriften, z. B. der „Schwänke,“ war Laxität und Lascivität, aber sie gewannen dadurch eine Berühmtheit, die dem Verfasser selbst hinterher sehr lästig geworden zu sein scheint. Wirklich suchte er auch späterhin den Eindruck, den jene Schrift, so wie manches in den „Feierabenden“ und früheren Gedichten auf den bessern Leser gemacht hatte, nach Kräften zu verwischen; dennoch, dünkt uns, könnte er darin noch weit mehr thun, wenn er sich vor allen Dingen bemühte, mehreren seiner jetzigen Leser und Lobredner zu — misfallen. Bei seinem nicht zu verkennenden Auffassungs- und Darstellungstalent mancher komischer Parthien im Leben, dürfte ihm die Beschränktheit nicht verborgen bleiben, in der er sich, um jene Leser nicht ganz zurückzustößen, noch immer oft

genug herumtreiben muß. Wollte er aber nur mit Entschiedenheit jenen Beifall verschmähen, so würde, läßt sich hoffen, der bleibende und erfreulichere nicht ausbleiben.

Diejenige Gattung der Poesie, welche unserm Langbein am meisten zuzusagen scheint, und die er deshalb auch am sorgfältigsten übt, ist die Ballade und Romanze. Er bewegt sich in ihren Formen mit Behaglichkeit, und weiß eine fröhliche Geschichte recht angenehm vorzutragen. Besonders ist hier zu nennen: „Der Kirchenbau in Aachen,“ in welcher vorzüglich der böse Feind, so köstlich betrogen, eine erfreuliche Rolle spielt, und am Schlusse „des Wolfes ewiglich verlornе Seele, die einem Tannenzapfen gleicht,“ sich gar ergötzlich und wahrhaft plastisch macht, ferner „das Hemd des Glücklichen,“ „der Landjunker und sein Pudel,“ „der Gastfreund,“ u. s. w.

Diese Gedichte verdienen in der That Lob, da sie eine gewisse bequemere Stimmung hervorbringen, und wenn auch nicht immer durchaus geistreich durchgeführt, doch wenigstens richtig gedacht worden sind. L. ist selbst so freundlich und milde gesinnt, daß er in dem Gedichte: „Des Sängers Amt,“ die Pflicht des Dich-

ters, zu erheitern, ganz besonders hervorhebt.
Es heißt in demselben:

„Wer mit der Menschheit wohl es meint,
Muß mannhaft sich dem eignen Schmerz ent-
ringen,

Um für den Freund, der trostlos weint,
Die träge Zeit erheiternd zu beschwingen,“

wobei nur zu bedenken ist, daß so manche an-
ewiger innerer Langweile fränkende Leser über-
haupt nicht erheitert werden können, und was
die Hauptsache ist, die Kritik, um jener freunds-
lichen Absicht willen ihre noch höheren Ansprüche
nicht aufgeben kann.

§. 115.

Es ist deshalb nicht zu verschweigen, daß
der Hang, lustig und satirisch zu sein, den Dich-
ter nicht selten zur Gedehnteit, Platitude und
Breite verführt hat; wie dies z. B. in den Ge-
dichten: „Der Parasit, der Stubenschlüssel,
die Narrenmühle,“ der Fall ist. Hier ist der
Spaß völlig veraltet und wirkungslos, so wie
es sich denn überhaupt genugsam erweist, daß L.
von der poetischen Satire kaum eine dunkle Ahn-
dung hat. Ihm fehlt, so scheint es, eine genaue
und tiefe Kenntniß von dem inneren Wesen des
Zeitalters, und von dem was sich dasselbe vor-
zugsweise, als Object der Kultur, gesetzt hat.
Hier

Hier mit klarer Ruhe und sicherer Ueberlegenheit die Verkehrtheit der Tendenzen zu beleuchten, ist ihm nicht gegeben, und er begnügt sich, nur oberflächlich einiger alltäglicher Fehler zu spotten, die in farbloser Allgemeinheit keiner bestimmten Zeit angehören.

Mit nicht geringem Ruhm ist mancher seiner Sinngedichte zu gedenken, deren Form ihm um so mehr zu empfehlen sein dürfte, da sie, in ihrer einmal bestimmt vorgezeichneten nothwendigen Begrenzung, vor der Gedehntheit und Breite schützt, die L. sonst nicht leicht zu vermeiden vermag. Eigentliche Epigramme im Sinne der Griechen wird man hier nicht erwarten; wohl aber, mit fröhlichem Witze aufgefasste einzelne Momente, deren Spitze nicht eben tief verwundet, sondern nur leicht ritzt. Als geglückte Sinngedichte sind zu nennen: „Die sitzende Jungfrau,“ „das Frühlingsgespräch eines Landwirths mit seinem Freunde,“ die Ausnahme,“ „Deutschland oder Teutschland“ u. s. w.

Leider aber hat sich L. auch mit dem Ernsthaften und Tragischen befassen wollen, wofür es ihm an ästhetischer Tiefe und Kraft mangelt, so daß er nicht selten zu dem Weinlichsten und Grellsten seine Zuflucht nehmen muß, um wenigstens durch die Empörung des sinnlichen Gefühls einen un-

angenehmen Schauer zu erregen. Vollendet wi-
drige Geschichten, z. B. die in der „Kopfdecke“
von neuem verarbeitete, von dem heillosen Sohn
der seinen Vater aus der Burg stoßen, und da
dieser nicht weichen will, die Hand an ihn legt,
um ihn bei dem greisen Haare zur Thüre hin-
zuzerren, sollte kein Dichter dem Leser zu betrach-
ten zumuthen.

§. 116.

Auch in der Gattung des Romans hat
sich Langbein nicht selten versucht, und, wie es
scheint, den Beifall des größeren Lesepublikums
in reichem Maaße davon getragen. Es giebt
der Deutschen bekanntlich gar viele, denen Schil-
ler das ehrliche Geständniß in den Mund gelegt
hat:

Ja, ein derber und trockener Spaß: nichts geht
uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist,
gefällt.

Und da L. nun vollends nur den derben
Spaß ohne Beimischung des nassen Jammers
giebt, so läßt man sich das noch lieber gefallen.
Es soll eben nicht in Abrede gestellt werden, als
sei in den L'schen Romanen nicht mancher ein-
zelne wichtige Einfall, oder gar manche einzelne

geglückte Situation; es ist hier lediglich die Rede von der Composition im Ganzen, die bei ihm meistens unkünstlerisch und verfehlt erscheint, so wie denn auch wohl jeder, der Cervantes, Yorik, und den größten aller Humoristen, unsern Friedrich Richter, kennt, an dem L'schen Humor, wie er sich in seinen Romanen zeigt, kein sonderliches Behagen finden dürfte. Selbst die bloßen Titel von manchen derselben, z. B. „Talismane gegen die Langeweile,“ „Thomas Kellerswurm“ u. s. w. geben schon einigermaßen Zeugniß, worauf es bei ihnen abgesehen ist. Hier spielt der Witz nicht, wie bei jenen angeführten Schriftstellern, in angenehmen Cascaden und hoch sich schwingenden Leuchtfugeln, sondern er zeigt meistens nur stumpfe und verbrauchte Pfeile, die matt zur Erde fallen.

Dennoch ist es klar, daß wenn Langbein wahrhaft wollte, d. h. entschieden und (wenn der Ausdruck verstattet ist), im Willen wollte, er hinreichendes Talent besäße, um den Deutschen einen freundlich witzigen Roman zu geben, der, ganz abgesehen von dem schnell vorübergehenden Beifall mittelmäßiger Leser, durch sein inneres Leben vor der Vergessenheit wohl geschützt sein würde.

Bei einer nicht fixirten Litteratur, wie es die deutsche ist, soll der stete Wechsel in der Liebe für irgend eine besondere Dichtungsgattung nicht befremden, und es bedarf des Beweises nicht, wie schnell hinter einander unser Publikum gelacht und gewelut, zierlich oder pathetisch, südlisch oder nordisch sich gebährdet habe, wie oft ein Jahrzehnt die ausschweifendste Vergötterung und die frivolste Verspottung desselben Dichters gesehen habe. Nur Eine Dichtungsgattung — wenn anders der prästabilirte Inhalt eine solche bilden kann, — hat sich fast das ganze Jahrhundert hindurch, in der Liebe des Volks erhalten, und erhält sich hie und da auch wohl noch. Es ist hier die Rede von den Robinsonaden. In einer Zeit, wo das Talent und die Erfindsamkeit der Deutschen sich fast nur dem Feierlichen und Pathetischen, oder auf der andern Seite dem Geschraubt, witzigen und Pedantisch-lasciven zuneigte, mußte die Erzählung von den Schicksalen des Alexander Selkirk einen bedeutenden Eindruck machen, da die Gemüther, die so gern Theil nehmen, auf diese Weise noch nie in Anspruch genommen waren. Aus jener Erzählung entwickelte sich Robinson, und aus

ihm der Nachahmungen so viele, daß fast die ganze Südsee nicht Raum haben würde, wenn sie alle die einsamen Inseln fassen sollte, mit denen die Phantasie der deutschen Schriftsteller sie anzufüllen bemüht war.

Anfangs nahm man die Sache einfach und gründlich. Man erfreute die Phantasie durch eine weite Reise über das Meer hin, dann kam der Schiffsbruch, die wüste Insel, physische Hülfslosigkeit, verbunden mit den Schauern der Einside, dann Erhebung der geistigen Kraft, und langsamer doch sicherer Sieg derselben über die Natur, dann die barbarischen Wilden, Freitag, der Spanier und endliche Heimreise. Bald aber war man mit diesem Apparat nicht mehr zufrieden, man verpflanzte auf die Insel auch noch ein Mädchen, das, wie billig, mit höchst möglichen Reizen geschmückt war, man machte das Eiland zu einem völlig phantastischen Aufenthalt, worin besonders der Verfasser der Insel Felsenburg ein Großes that, man setzte zwei Partheien, eine gute und eine böse, in jenen engen Raum zusammen, und verlor so auf eine höchst unbeholfene Weise den wahren Gesichtspunkt solcher Erzählungen gänzlich aus den Augen.

§. 118.

Endlich wandte sich die ganze Sache in das

Scherzhafte, das aber leider nicht von der besten Sorte war, wie dieses die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts erschienenen Leipziger, Hamburger, und ähnliche Robinsone zur Ungebühr beweisen. Auch waren die Deutschen zu gut, um sich dergleichen gefallen zu lassen, und sie hielten sich deshalb stets am meisten an den wahren Robinson, und seine ehrlicheren Nachbildungen; doch erlaubte man allerdings auch der phantastisch-tollen Insel Felsenburg, und einigen wenigen ihres Gleichen, zur Gemüthsergötlichkeit beizutragen.

In späteren Zeiten empfahl Rousseau mit besonderer Wärme, die Idee des Robinson zu pädagogischen Zwecken zu verarbeiten, wobei er indessen wohl etwas Höheres meinte, als einige deutsche Schriftsteller, die rüstig genug an die Ausführung jenes Gedankens gingen, ahnden mochten. Ueberhaupt war damals die deutsche Pädagogik, obwohl gar sehr viel von ihrer Früherhin nie geahndeten Vortrefflichkeit gesprochen wurde, einem beengenden ökonomischen Prinzip unterworfen, und sie brüstete sich als Nützlichkeitsystem, während ihre Anhänger nicht einmal über die erste Frage, was denn nun eigentlich nützlich sei, gehörige Rechenschaft geben konnten. So wurde denn Robinson nicht selten zu einem Lehr-

Buche verarbeitet, wie man sich auch in den schlimmsten Lagen durch die Welt helfen, und der Natur Nahrung und Kleider abringen solle, während der wahre Sinn jener Geschichte, auf ein unendlich höheres Ziel ausgehend, gänzlich beseitigt oder verkannt wurde.

Die Literatur der Robinsonaden, wie sie, von England ausgehend, in Deutschland die empfänglichsten Gemüther fand, und fast ein Jahrhundert hindurch sich in der Neigung des Volks erhalten hat, ist von dem Verfasser der grauen Mappe, in der „Bibliothek der Robinsone“ ausführlich mitgetheilt worden. Es wäre deshalb nicht zweckmäßig, hier wiederholen zu wollen, was in jenem, erst vor wenigen Jahren erschienenem Buche zuerst gegeben worden ist. Leider aber muß hiebei bemerkt werden, daß die dort gegebenen Auszüge aus den einzelnen Robinsonen, sehr ungenügend sind, indem der Charakter und der Styl der älteren Schriften dieser Gattung gänzlich verwischt und in eine farblose Allgemeinheit aufgelöst worden ist. Lob verdient nur die literaturhistorische Bemühung des Vf., so wie auch, daß die ganz schlechten nur mit kurzen Worten, ohne weitläufige Auszüge, bezeichnet worden sind.

Noch in den letzten Jahrzehnten erschienen

gar manche Robinsonaden, z. B. Wenzel von Erfurt (1786); Die gesuchte Perleninsel, oder William Thomasons wunderbare und seltsame Begebenheiten (1797); Abenteuer und Reisen Martin Engelbrechts (nach einer Robinsonade des 17. Jahrhunderts); Robert, der einsame Bewohner einer Insel im Südmeer (1794); Williams Abenteuer, oder die Engländer unter den Wilden (1801); Bella, das Mädchen aus Mexico, oder der unsichtbare Begleiter (1802).

Seit einigen Jahren sind, so viel mir bewußt, die Robinsonaden gänzlich ausgeblieben, so daß es scheint, als habe der Verfasser jener Bibliothek der ganzen fast zu Grabe gegangenen Dichtungsart, den gebührenden Leichenstein setzen wollen. Indessen dürfte man doch wohl an eine edlere Auferstehung glauben, denn der Stoff scheint nur erschöpft; aber er ist es nicht. Nur möge das „Manum de tabula“ an alle Unberufene, nicht vergessen bleiben.

§. 119.

Friedrich August Müller. Als Klopstock mit dem Messias und Wieland mit Idris und Oberon hervorgetreten war, so glaubten die meisten Deutschen, es sei nun mit der ganzen Gattung zu Ende, und man brauche eben nichts weiter in derselben zu thun. Der nüchtern for-

rechte Alxinger konnte freilich diesen Glauben nicht stützen; man lobte ihn wohl, doch, wie es scheint, nur ehrenhalber, um ihm einigermaßen die große Mühe zu belohnen, die er sich gegeben. Gelesen worden ist er wenig. Ungleich höher als er steht Friedrich August Müller, der zuerst mit dem „Richard Löwenherz“ und „Alfonso“ auftrat, und da diese die Gunst der Bessern erhielten, uns bald darauf mit „Adelbert dem Wilden,“ einem Heldengedicht in zwölf Gesängen (Leipzig 1793, 2 Bände), beschenkte, das leider abermals einen Beleg für die oft gerügte Vergeßlichkeit des deutschen Publikums giebt. Denn wie wenige möchten sich jetzt wohl noch dieses Gedichtes erinnern, und wie unbeachtet liegt es im Hintergrunde der Leihbibliotheken, wo man meistens nur nach den Produkten der letzten Messe fragt, in denen, wie verlauten will, doch nicht eben besonders viel Vortreffliches erschienen ist.

Man wolle nicht glauben, als solle nun hier jener Adelbert ganz besonders erhoben und ungebührlich gepriesen werden, was in keinem Falle gerecht wäre, da die Fehler des Werkes nicht zu verkennen sind. Zuvörderst hat den Verfasser Aristoteles genirt, der bekanntlich verlangt, daß die Handlung, die einem epischen Gedicht

zum Grunde liegt, eine einzige, vollständige, große, nicht ganz historische, sondern mit Erdichtungen verwebte, durch Charaktere und Sitten belebte und durch das Wunderbare erhöhte Handlung sei. Dieses Wunderbare hat M. nun nicht aufreiben können, indem die religiösen Mythen der nordischen Völker zu seiner Zeit noch unbekannter waren, als sie jetzt sind, und deshalb nicht füglich in seinem Epos erscheinen konnten, ohne durch weitläufige prosaische Anmerkungen erklärt zu werden. Die Prosopopöie und Allegorie, wie sie z. B. Voltaire in der *Henriade* und Spenser in der *Feenkönigin* benutzt haben, verschmähte er mit Recht, denn sie läßt fast immer kalt, wenn sie etwas Ernsthaftes will, und ist nur (was, so viel mir bewußt, noch nie bemerkt worden) im komischen Heldengedicht ironisch anzuwenden.

§. 120.

Nun suchte der Verfasser dennoch nach dem Wunderbaren, und fand allerdings, daß die ersten Zeiten des Christenthums so wie auch das Mittelalter nicht arm sind an Riesen, Zauberern, Geistern, Feen, Gnomen u. s. w., aber er wagte es nicht, von diesen Wundergeschichten aus den Zeiten Königs Arthus und Karls des Großen Gebrauch zu machen, weil dazu eine

unerschöpfliche Laune, sehr viel Welt- und Menschenkenntniß, eine unverwundliche blühende Einbildungskraft und vortreffliche Diction gehöre, die, wie er selbst sagt, er nicht besitze.

So nun fast abgemüht durch fruchtloses Umherschauen, blieb ihm nichts übrig als die spätere Ritterwelt mit ihrem wunderbaren Heroismus, ihrer kühnen Religiosität, ihrer tiefen Freundschaft und überschwenglichen Liebe. Und hier nun war er auf dem ganz rechten Wege, hätte er nur an jenes Große des Mittelalters vollständig geglaubt, und vergessend jede störende Einwirkung der kälteren Mitwelt, sich einem noch ernstern Studium desselben hingegeben. So aber findet er in jener Religiosität nur zu rasch die Schwärmeret, und er weiß für jene Freundschaft und Liebe kein anderes Wort, als daß sie eben enthusiastisch gewesen sei, bei welchem Worte man selten ein halbes Lächeln zu vermeiden pflegt. Es ist aber vor allen Dingen nöthig, daß der Dichter an das vollkommen glaube, was er uns darstellt, indem dem halben Glauben immer nur, wie billig, der halbe Glaube begegnet. Hätte er sich zur Ganzheit in der Ansicht des Mittelalters empor geschwungen, er würde in ihm das wahrhaft Große und Wunderbare schon gefunden haben, welches er jetzt

nur ahndet. — Man vergesse indessen nicht, daß hier weniger M., als seine Zeit angeklagt wird, die für das Studium des Mittelalters noch gar wenig gethan hatte.

Ferner ist es dem Verfasser nicht geglückt, in das Gewühl von Begebenheiten, die hier vor unsern Augen sich entwickeln, Einheit zu bringen, so wie denn auch die Haupthandlung zu oft in den Hintergrund tritt, und von der Menge und dem Geräusch der Episoden fast überwältigt und überschrien wird.

§. 121.

Ferner ist der Dichter unglücklich in der Zeichnung des Lasters, das er gewöhnlich nur in kolossaler Starrheit hinzustellen weiß, ohne es lebendig und klar zu machen. Es wird hier keinesweges eine nüchterne Motivirung verlangt, die alles ertälten würde, sondern nur klare Darstellung des Wesens des Unsterblichen, das, als etwas rein Negatives, hier zu etwas durchaus Positivem gemacht werden sollte. So ist hier denn fast jede Boshaftigkeit, die nur in einem Wörterbuch zu finden ist, jeder Frevel und Greuel, und eine bis zur schauerlichen Widrigkeit gehende Wollust auf den Abt Gregor gehäuft, so daß dieser Mann von der Bürde, die ihm der Dichter aufgeladen, fast erdrückt, kaum mehr

recht auftreten kann. Der Verf. sagt selbst in der Nachrede zu seinem Gedicht: „Einige Stellen wird man im Adelbert gefunden haben, welche die Sitten vieler Klöster der damaligen Zeit und einen Wollüstling mit starken Farben schildern. Der Verfasser würde es sehr bedauern, wenn diese Stellen als die loci laetiores seines Gedichtes angesehen werden könnten. Er ist der Meinung, man müsse das Wohlgefallen des Künstlers an der richtigen Zeichnung und Farbenmischung wohl unterscheiden von dem Wohlgefallen oder Misfallen des Menschen an dem geschilderten Gegenstande, und glaubt den Vorwurf nicht zu verdienen, in solchen Scenen, wo der Schwelger Gregor handelnd auftritt, mit gefälligem Pinsel und reizenden Farben anlockend gemalt zu haben.“ (S. N. d. W. S. 477.) Geben wir dies alles, und besonders in Beziehung auf den wackern M. auch gern zu, so kann doch eine vollkommene Rechtfertigung in diesen Worten unmöglich gefunden werden, denn wenn auch nicht Reiz und Anlockung hervor gebracht werden soll, wie leicht eingeräumt werden mag, so entsteht doch nothwendig das peinliche Gefühl des Ekels, den der Dichter nicht in sein heiliges Reich aufnehmen soll.

Endlich, um von dem Besondern auf das Allgemeine zu kommen, ist bei dem Verf. der Begriff des romantischen Epos, sollte er auch klar in seiner Seele gelegen haben, nicht zur reinen Erscheinung gekommen; denn es fehlt die überschauende Fronte und der gelassene Welthumor, von denen allein die Romantik getragen werden kann. Wir Modernen haben keinen Ernst, ohne daß der Scherz als das mildernde Angenehme ihn versüßen und beruhigen müßte, und nur dann, wenn dem also ist, dürfen wir uns mit Stolz als Moderne erblicken, und den unerblicklichen Neid gegen die Alten aufgeben. Ahmen wir aber die Alten in ihrem einseitigen, bei ihnen wohl begränzten Ernste nach, so kann uns selbst das schönste Talent nicht immer vor der Starrheit und Ungeschmeidigkeit retten. Als kein Moderne, d. h. in der höchsten Vollendung, zeigen sich auch in dieser Hinsicht: Shakspear, und nach ihm, dem niemand gleich ist, Ariosto, Cervantes und Calderon. Wir wissen nicht, ob wir diese Dichter genau gekannt habe, wohl aber, daß ein so trefflicher Dichter wohl werth gewesen wäre, sie ganz zu kennen, um, durch sie geleitet, zu erfahren, was seinem Adelbert noch fehle. Dieses Gedicht geht in seinem ein-

seitigen Ernst so weit, daß wir auch nicht einmal eine einzige durchaus fröhliche Person in demselben finden, keinen Falstaff, keinen Sancho, keinen Kasperl, nach denen man sich gar oft genugsam sehnen möchte.

Möge dieser Tadel nicht streng erscheinen. Unserer Ansicht nach verdient nur der geistreiche Dichter, daß man streng mit ihm verfare; den mittelmäßigen und schlechten kann man mit einigen Zeilen oder einigen Scherzen abthun. Wer vom Pyrrhus, König von Epirus, sagt, es sei schade, daß er siegend gewissermaßen doch auch verloren, und kein siegreiches Ende genommen habe, der ehrt ihn. Von den Volskern und Aequern, selbst von ihren ersten Feldherrn läßt sich dergleichen eben nicht sagen.

Und was ist denn nun das Treffliche im Adelbert? Es möge ganz kurz aufgefaßt werden; Eine fast überall hervorleuchtende edle, durchaus deutsche Gesinnung, eine vortreffliche Darstellung mancher einzelnen Parthien, z. B. der Zweikämpfe und Turniere, eine wohlgemessene und wohlklingende Diction, und ein fast immer leichter und angenehmer Reim, der dem Gedicht nicht selten eine besondere Anmuth und Zierlichkeit giebt.

Ganz besonders scheint M. durch den großen Gedanken der Freundschaft entzündet worden

zu sein, und alles was in seinem Gedächtnis auf dieselbe Bezug hat, steht in glücklicher Lebendigkeit da. Die Liebe spielt dagegen gewöhnlich nur eine untergeordnete, weniger genügende Rolle.

Der frühe Tod des Dichters ist allerdings sehr zu beklagen, denn ein kräftiger Frühling ist mit ihm in das Grab gegangen, der nach und nach sich wahrscheinlich zur völligen Anmuth und Klarheit würde ausgebildet haben.

§. 123.

Carl Gottlob Cramer. Es ist unter einer gewissen Gattung von deutschen Autoren die böse Gewohnheit herrschend, daß sie stets anders scheinen wollen als sie wirklich sind. Weit entfernt, ihre wahrhaftige Herzensmeinung an den Tag zu legen, suchen sie dieselbe auf das sorgfältigste zu verhehlen: ein Umstand, der es veranlaßt, daß wir so wenig schlechte Originale, die denn doch immer auf ein gewisses Interesse Anspruch machen können, und so viele schlechte Copien besitzen, von denen sich weiter nichts reden läßt, als daß sie der Rede gar nicht werth sind. Von unserm Cramer läßt sich allerdings gar wohl reden, denn er selbst hat zum Theil aus einer recht freien und ungenirten Brust heraus geredet, und ist in der That ein merkwürdiges Original geworden. Freilich nicht gleich zu Anfang, wo er
mit

mit einigen in unerfreulicher Mattigkeit hingehenden Geschichten austrat, desto mehr aber nachher, als das wahre Selbstgefühl in ihm an den Tag kam, und Lust und Bahn sich machte. Wer erinnert sich nicht aus seiner frühern Jugend der exaltirten Stunden, die ihm Erasmus Schleicher gewährte, ein Buch, das dadurch interessant wird, weil nicht etwa, wie gewöhnlich, bloß ein Theil der Welt, sondern die ganze auf dem Kopfe steht, während die Füße munter in der Luft schweben, wobei es zum Glücke keinem der so Situirten einfällt, er befinde sich in einer unnatürlichen Lage. Wer kennt nicht den Hasper a Spada, ein Buch, in welchem tausend Fahnen der Pseudo-Deutschheit wehen, ein Buch, das ordentlich drohnt vom Pferdegetrapp, Lanzensplittern, fallenden Burgen, Rittern und Jungfrauen, in welchem das Herannahen des Weltgerichts selbst auf dem Titelskupfer vermuthet wird, weshalb denn auch die Helden (unter denen Bomsen wohl die meisten Herzen gewonnen haben dürfte), durch großartige Flüche, und anderweitige kolossale Redensarten, so wie nicht minder durch eine perennirende Betrunkenhait jene Schauer abzuwehren oder doch wenigstens zu lindern bemüht sind: wer hat sich nicht ergötzt an den entsetzlichen Schlägen und Stößen, welche in die-

sem Werke den Bösewichtern zugetheilt werden, und an den übervollen, die Blätter alle fast durchweichenden Humpen, mit denen hier die Tugend und die Tapferkeit belohnt wird, die auch billig mit nichts Geringerem vorlieb nimmt!

§. 124.

Selbst die zartesten Damen haben sich durch diese und ähnliche Werke nicht wenig erfreut gefühlt, und unser geliebter, trefflicher Jean Paul, der es drucken ließ, ist gewiß nicht allein, sondern wir alle sind Zeugen gewesen, wie oft es ehemals in den Leihbibliotheken hieß: „Eine Rittergeschichte für meine Mamsell.“

Eramers Phantasie war damals eine rastlos schaffende, wobei sie es freilich nicht sehr genau nahm mit dem, was sie schaffte, so wie denn auch sein Geist noch weniger sich der Mühe unterziehen mochte, das auf das Gerathewohl Producirte ebenmäßig zu gestalten und auszubilden, daß das Einzelne sich zum Ganzen ründe. Denn noch soll jene schöpferische Kraft der Phantasie auch bei ihm ernstlich anerkannt werden, möge sie sich auch bei diesem Geschäft nicht ohne Noth gebehren; am wenigsten aber sollten diejenigen unter unsern neuesten Poeten in dieser Hinsicht hoffärrthig thun, deren halb erborgte, dünne Schattenphantasie nichts anders hervorzu-

bringen vermag, als einen Klang in das Leere hin, oft sogar nur einen Wiederklang des schon Erklungenen.

Leider aber hielt sich C. nicht lange auf der Stufe, auf welcher er uns den Hasper a Spada, den kühnen Raugrafen Adolf von Dassel u. s. w. geschenkt hatte; er sank immer tiefer, gab uns das schon einmal Gegebene von neuem, und in einer eben so wenig befriedigenden Form, bis er endlich selbst das Allergemeinste nicht mehr verschmähte und dadurch auch den geduldigsten Leser zurückscheuchte, so daß er jetzt, wie es scheint, sein ganzes ehemaliges Publikum verloren hat.

Fassen wir das gesammte schriftstellerische Leben C's als ein Ganzes auf, so geht aus demselben eine recht einfache, aber wichtige Lehre hervor, und zwar folgende: Der gute, offene aber rohe und verworrene Kopf kann eine Zeitlang wohl die Masse des Publikums erfreuen, denn er stellt wenigstens etwas hin, das ein wirkliches Etwas ist, und besonders im Spiegel gutmüthiger Ironie leicht als Naivetät erscheinen kann, so wie er sich denn auch rühmen darf, daß ihm der trockene und gelehrtleere Kopf seine Gedanken, und Phantasie, Sprünge nicht nachmachen kann. Fängt er aber nicht bald und mit

Eifer an, sich nach wahrer Bildung umzusehen, läßt er sich wohl gar in einer für Genialität ausgegebenen Ungenirtheit sorglos hingehen, so tritt die gerechtwaltende Nemesis ein und bereitet seinen Schriften ein Schicksal, wie es jetzt die Cramerschen bereits getroffen hat.

§. 125.

Leonhard Wächter, bekannter unter dem Namen Veit Weber, bahnte durch seine „Sagen der Vorzeit“ den Rittergeschichten den Weg, die bald ganz Deutschland überschwemmten. Es ist nicht zu leugnen, daß, obwohl die Mehrheit jener Sagen Härte, Grellheit oder Unbedeutendheit beurfundet, dennoch einige sich unter ihnen finden, die von großer Anstrengung und mäßigem Talente zeugen. Hier ist besonders der „Müller des Schwarzthals“ zu nennen, dessen Schauer freilich unendlich wirksamer sein würden, wenn man nicht stets den Bogen und Pfeil sähe, mit denen der Verfasser unser Herz treffen will. Seine unendlich lange Geschichte: „Der Tugendspiegel“ kann wohl nur in wenigen Einzelheiten gefallen, und wiederholt in einem trockenen Chrientone das was Goethe im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern mit so geistreicher Laune hinwirft:

„Die Tugend ist das höchste Gut,
Das Laster weh dem Menschen thut“

was freilich unendlich wahr ist, doch auf eine bessere Weise dargestellt werden soll, als in jener Historie. Auf eine andere Art misglückt sind sämtliche Erzählungen, in denen er einen scherzhaften Ton anzugeben wagt, besonders die eine, in welcher er Heinrich Frauenlob nachahmen zu wollen selbst gesteht. Man ist fast gezwungen zu vermuthen, der Vf. habe jenen guten alten Minne- und Meistersänger nie gelesen, sondern es sei nur ein sehr dunkles oder gänzlich falsches Gerücht von demselben ihm zugekommen, denn in der That findet sich hier auch nicht die leiseste Spur und Ahndung von dessen Geiste.

Ueberhaupt ist B. W. durchaus kein reiches Genie, denn schon in den späteren Theilen jener Sagen der Vorzeit zeigt sich eine betrübtte Erschöpfung, und alle mühsam zusammengehäuften Greuel können der Trockenheit nicht wehren, die sein „Behmgericht“ so unerfreulich macht.

§. 126.

Dennoch hat er mehrere Jahre lang den Geschmack der Lesewelt beherrscht, weil er jene Saite so oft berührte, die Goethe nur einmal in seinem Götz von Berlichingen so kräftig töndend anschlug. Das Publikum entflieht gar

gern der Gegenwart, die mitunter ein wenig eng und bedrängt sein mag, und überläßt sich einem Führer, der es mit sich nimmt auf die kühnen Berge, und in die dunkelsten Ruinen der Burgen, wo einst die kräftigen Ritter wohnten, treu und gewaltig wie der Fels, der ihre stattlichen Schlösser trug. Weber hatte wenigstens einige Kenntniß von jener stolzen Zeit sich angeeignet, und da die Mehrhet der deutschen Leser noch nicht eben glänzende Fortschritte in der vaterländischen Historie gemacht hatte, und vollends jene Periode ihnen fast eben so unbekannt war, als das Innere von Afrika, so ließen sie sich gern von ihm erzählen, was er für gut fand, wobei man es ihnen wohl zutrauen darf, daß sie selbst an treuen und meisterhaften Darstellungen jener Zeit ein noch größeres Vergnügen würden gefunden haben. Da aber einige neuere vortreffliche Dichter damals noch nicht schrieben, wenigstens nicht drucken ließen, so mußten sie sich einstweilen, bis auf bessere Zeiten, mit Beitz Weber begnügen.

Obwohl selbst nicht Original, hat er dennoch eine fast endlose Schaar von Nachahmern erweckt, unter denen aber auch nicht einer auszuzeichnen ist. Die currenten Kritiker haben ein großes Vergerniß genommen, daß das Publikum

so große Freude empfand bei den Darstellungen der Ritterzeit, wobei es ihnen ein besonderes Herzeleid verursachte, daß dadurch den von ihnen gerühmten pädagogischen Novellen und Edukationsromanen, ein nicht geringer Abbruch geschah. Es ist keinesweges unsere Meinung (wie sich auch wohl schon hinlänglich aus dem vorhin Gesagten ergibt), jene verfehlten und rohen Rittergeschichten in Schutz zu nehmen; dennoch scheinen sie im Allgemeinen den gewöhnlichen Familiengeschichten vorgezogen werden zu müssen. Bei den ersteren athmet die Brust doch frei, die Phantasie wird erregt, und, wenn der Leser verständig ist, findet eine milde Ironie den köstlichsten Spielraum; bei den letzteren kann selbst den Besseren und Frischeren, für den Moment wenigstens, eine gewisse alpartig lastende enge Peinlichkeit beschleichen, wonach auch ein solcher Verfasser wirklich wohl streben mag, wenn er seines Herzens Meinung nur recht ehrlich herauszusagen wollte. — Von den wahrhaften Gemälden einer Familie, in welchen wenigstens eine Abndung von der Idee derselben waltet, ist hier natürlich die Rede nicht, da Deutschland dergleichen fast gar nicht aufzuzeigen hat.

S. 127.

Starke. Seine häuslichen Gemälde, die

ihn besonders berühmt gemache haben, sind leicht und freundlich, und nicht ohne sittliche Beziehung. Nur dürfte man wünschen, daß jene Leichtigkeit zuweilen weniger leicht sein möchte, jene Freundlichkeit der tieferen Gemüthlichkeit nicht ermangele, die ihr erst den wahrhaften Reiz zu geben im Stande ist, und die moralische Tendenz sich zu jener schöneren Freiheit möchte erheben haben, bei welcher entschiedenen Gemüthsverfassung die Tugend sich gewissermaßen von selbst versteht. Hieher gehört das bekannte Epigramm unsers Schiller, in welchem er seinen doppelten Widerwillen gegen das Laster an den Tag legt, weil es so viel Schwätzen von Tugend gemacht habe.

Wie? du habest die Tugend? ich wollte, wir übten
sie alle,

Und so spräche, wills Gott, ferner kein Mensch
mehr davon.

Aber auch so, wie uns diese häuslichen Gemälde gegeben sind, verdienen sie in ihrer Sphäre Anerkennung und Achtung. Ganz ohne Ansprüche auf künstlerische Bildung und höhere Beziehungen, wollen sie nichts weiter, als jenen Zustand freundlicher Begrenzung und stiller Gemüthsamkeit darstellen, den wir im Leben allerdings nicht so oft finden, als wir wohl wün-

schen möchten, und der besonders mit dem ruhelosen Treiben des unsicher strebenden Halbgebildeten auf eine erfreuliche Weise kontrastirt. Ein solcher, wenn er überhaupt noch nicht verlernt hat zu lernen, dürfte in Starke's Schriften eine recht zweckmäßige, durch Beispiele erläuterte Anweisung finden, zu jener stillen Genügsamkeit in sich selbst, und an sich selbst zu gelangen, auch wenn dieses Selbst nur ein kleines und sehr beschränktes sein sollte. Wenn Jean Paul Recht hatte, wie wohl nicht gezweifelt werden kann, daß er einem großen Theile seines Jahrhunderts, als den klügsten Rath, die Weisung ertheilte, zu Hause zu bleiben (S. die Vorrede zum Quintus Firlein), so wird man auch einräumen müssen, daß fast sämtliche Erzählungen Starke's eine ähnliche Andeutung enthalten, und nicht ohne Glück versuchen, dem Leser sein Haus oder Zimmer angenehm zu machen. Nur vergesse man bei der Lektüre seiner Schriften jenes unendlich tiefere genialische Werk, dessen so eben in der Parenthese gedacht wurde, weil es sonst gar leicht um die Genügsamkeit des Lesers gethan wäre. Mit hundert andern Familiengemälden verglichen, behalten sie aber allerdings ihren nicht geringen Werth.

Grosse, nicht minder bekannt unter dem Namen des Marquis von G. und des Grafen von Vargas.

Seitdem aus den Registern, welche der fleißige Meusel über die deutschen Schriftsteller führt, die gefährlich starke Anzahl von 10 bis 11,000 sich ergibt, ist es mit einigen Schwierigkeiten verknüpft, ein bedeutendes Aufsehen zu erregen, indem die Menge der Competenten um die Gunst des Publikums, letzteres selbst ein wenig spröde und difficult gemacht hat. Das Beste wäre freilich, sich auf eine entschiedene Weise talentvoll oder gar genialisch zu zeigen, wo dann die Celebrität sich schon mit der Zeit einfänden würde; da dies aber bekanntlich nicht jedermann gegeben worden, so hat man auf manche bequemere Hausmittel gesonnen, die denn auch nicht selten zum Zweck geführt haben. So gefiel es z. B. Grossen, nicht bloß um seine Schriften, sondern auch um seine ganze Person ein geheimnißreiches Dunkel zu verbreiten, indem er die Leser bald glauben machte, es stehe ein majestätisch melanchoischer Grand von Spanien, bald ein liebenswürdig beweglicher Marquis vor ihnen, und zeige eine nie genug zu preisende Complaisance, sie zu unterhalten. Selbst manche deutsche Recensenten,

denen man doch sonst eine gewisse solide Grobheit nicht absprechen kann, wurden durch dergleichen Seltsamkeiten ganz bestürzt gemacht, und während sie es mit einem bloßen Herrn G. noch wohl aufgenommen hätten, fanden sie es doch bedenklich, mit einem westlichen Grafen oder Marquis sich in ein polemisches Verhältniß zu setzen.

Als aber endlich dieser Nebel schwand, und sowohl der Grand als der Marquis in ihr Nichts zurücktraten, erzürnten sich jene Kritiker gar sehr, daß sie nicht bereits früher gezürnt hätten, und ließen in harmonischem Verein den bürgerlicheinfach gewordenen G. ihre ganze Strafe empfinden. Weit milder zeigte sich das nicht recensirende Publikum. Es hatte einmal an den Genien, Dolchen und zerbrochenen Ringen, so wie an Venedig, dessen schönem Marcusplatz, Gondeln, Banditen, zarten Damen und (leider auch) verbuhlten Dirnen, ein so entschiedenes Wohlgefallen gefunden, daß es ihm, wie billig, völlig gleichgültig war, ob deren Schöpfer ein Graf von Vargas oder ein Herr Grosse sei. Um so auffallender ist es, daß dieser Autor, der sonst so ausgezeichnet fleißig war, seit dem Jahre 1797 gar nichts mehr von sich hat hören lassen. Da es aber auch in der litterarischen Welt in

gewissem Sinne eben so heißt, wie in jenem vor-
trefflichen Goethischen Gedicht:

Wer sich der Einsamkeit ergiebt,

Ach! der ist bald allein,

so fand sich auch die Lesewelt gar bald in den
Verlust, und der Verfasser von so manchen Me-
moires, Romanen und Novellen ist fast klang-
los abgegangen.

§. 129.

Friedrich Benkowitz. Ein wenig bedeu-
tender Schriftsteller, der indessen doch auch ein
Paar Jahre erlebte, in denen er dem Publikum
ganz wohl gefiel und auf dasselbe wirkte. Wirk-
lich ließ er sich auch die Sache nicht wenig ange-
legen sein, und schrieb gar mannigfaltige Werke:
„Für Leidende, eine Sammlung von Sprüchen
(unter dem Titel Abaddonna),“ für die Freunde
des Wunderbaren (mit denen er es aber nicht
ernsthaft meinte), den Zauberer Angellon, „für
wichtige Köpfe: „die Geschichte eines afrikanischen
Affen,“ für fröhliche Leute: „Hilarion,“ für
Freunde von vermischten Wissenschaften: „Ein
Gastmal von mehr als sechs Schüsseln“ u. s. w.
Das Alles war nun wahrscheinlich recht gut ge-
meint, doch vermiste man leider Phantasie,
Scharfsinn, tiefere Empfindung und Wiß: Ei-

enschaften die bei manchem Leser allerdings noch in großem Ansehen stehen.

§. 130.

Herrmann Gottfried Demme. Es ist ein gar altes, aber keinesweges zu verachtendes Wort, daß, was von Herzen kommt, auch wieder zu Herzen geht, wobei man noch als betrübtes Gegenbild hinzusetzen darf, daß alles, was das Herz nur heuchelt, selbst nicht einmal denen gefallen könne, die sonst wohl selbst im Leben im Herzen unwahr sind, und auf die Geschicklichkeit in diesem Unwahrsein sich etwas zu Gute thun. In den wenigen Schriften, mit welchen Demme das deutsche Publikum beschenkt hat, tritt überall der erste erfreuliche Fall ein, denn überall spricht das Herz wirklich, und zwar ein stilles, frommes, begränztklares Gemüth, das in sich selbst Bescheid weiß, und auch in der umgebenden Welt eine freundliche Heimath gefunden hat. Es ist genug, auf seine religiösen Vorträge, auf das Werk: „Der Pächter Martin und sein Baster“ u. s. w. hinzudeuten, um jenes Urtheil zu belegen.

§. 131.

Hebel. Es scheint zweckmäßig, diesen Dichter in Demme's Nachbarschaft zu nennen, indem manches was von diesem gilt, auch auf ihn an-

zuwenden ist. In ihm wohnt eine klare Milde und freundliche Gemüthlichkeit, die in den Alemannischen Gedichten nicht selten in rein poetischem Feuer leuchtet, wogegen freilich andere Lieder desselben Verfassers sich in einer gewissen Besengtheit bewegen, und eintönig werden. Die Alemannische Sprache selbst, in ihrer Vocalenreichen Liebllichkeit und innerlich fröhlichen Unschuld, umgiebt den herzigen Inhalt der meisten dieser Lieder mit einer passenden, sich sanft anschmiegenden Freude. Was aber bei Hebel noch ganz besonders erfreulich und rühmlich erscheint, ist die Vereinigung jener Gemüthlichkeit mit kindlicher Natvetät und gelindem Wiß. Das „Schakfästlein des rheinischen Hausfreundes“ ist hier mit besonderer Auszeichnung zu nennen, denn es übertrifft fast sämtliche deutsche Bücher für das Volk, an denen wir einen so betrübt reichen Segen oder vielmehr Unsegen haben.

In jenem Schakfästlein ist, mit Ausnahme weniger Einzelheiten die sich leicht errathen lassen, keine weichliche Altflugheit, keine ängstlich ökonomische Tendenz, keine zu einem Nichts verflüchtigte Aufklärerei, mit einem Worte nichts von dem, was die bei weitem größere Anzahl der neueren deutschen Volksbücher so unsäglich peinlich und unerträglich macht. Hebel hat den

Charakter des deutschen Volkes, besonders des süddeutschen, sehr klar aufgefaßt, er kennt jene schöne Mischung von ernster Redlichkeit und neckendem Spaß, jene innere Gesundheit, die das Unvermeidliche so still und gelassen erträgt, und dabei den frischen Stolz und die alte Hoffnung nicht aufgibt, er scheint selbst viel zu stolz auf den Namen eines Deutschen, als daß er, wie so manche thun, zu ihm sprechen sollte, wie zu den traurigen Bewohnern eines Armen- oder Krankenhauses.

§. 132.

Es ist überaus zu beklagen, daß man vor etwa fünfzig oder vierzig Jahren angefangen hat, dem deutschen Volke jene wackeren alten Bücher, die wir alle kennen, in denen noch ein schöner Nachklang der früheren Heldenzeit wohnt, aus den Händen zu spielen. Da aber nun einmal dieses Unglück geschehen und dieser (man darf wohl sagen) Kirchenraub begangen ist, auch wohl für's Erste sich nicht Hoffnung schöpfen läßt, daß das Volk seine Rechte auf jene alten Heldenbücher wieder werde geltend machen, so ist es doch einigermassen tröstlich, daß Hebel ihm wenigstens die heillosen Wäſſrigkeiten der letzten vier Decennien des achtzehnten Jahrhunderts erläßt, und ihm Bücher bietet, wie dieses Schatz-

Kästlein. Der neckisch ruchlose Zündelfrieder, von dem hier nicht selten die Rede ist, wird keinen Landmann verführen, wohl aber das alte frische, nie genug zu preissende Lachen wieder hervor rufen, das jetzt fast geschwunden scheint. Eben so verdienstlich ist die Weise, mit der hier manerlich und treuherzig dem Dorfbewohner einige nützliche Kenntniß von der lieben alten Erde und dem herrlich gestirnten Himmel beigebracht werden, damit er sie nicht mit rohem Auge anstarre. So darf auch nicht verschwiegen werden, daß die schöne alte, sehr oft schon erzählte Geschichte von dem Herrn „Kam nit verstan“ hier von Neuem gar gut und lieblich erzählt worden ist, so daß sie den besten Eindruck nicht verfehlen kann. Möge deshalb der wackere Hebel noch oft zu seinem Volke sprechen: er ist dessen werth.

§. 133.

Friedrich Hagemeister. Die alte Klage, daß die Talente in Deutschland selten zur Reife kommen, wiederholt sich auch bei ihm, der besonders in den neunziger Jahren die Hoffnung erregte, er werde einst für die Bühne etwas Bedeutendes liefern. Ob es in ihm selbst, oder in den äußeren Umständen, oder in beiden zugleich lag, daß jene Erwartungen im höheren Sinne nicht befriedigt wurden, dürfte ohne die persönliche

liche

liche Bekanntschaft mit dem genannten, bereits seit 1807 verstorbenen Schriftsteller, nicht wohl zu entscheiden sein. Unter dem, was er geliefert, treten die beiden Schauspiele: „Die Jesuiten“ und „Johann von Procida,“ am meisten hervor. Sie sind nicht ohne Verstand und Fleiß angelegt und ausgeführt, aber es fehlt ihnen die sinnliche Lebhaftigkeit, und indem sie gewissermaßen die Mittelstraße wandeln zwischen Poesie und Prosa, haben sie sich sowohl dem Schönen als dem Wahren im höheren Sinne entfremdet. So ist denn eine Kälte in sie hineingekommen, die selbst durch eine treffliche Bühnendarstellung kaum verhüllt werden könnte.

§. 134.

Der Name jenes Schriftstellers erinnert auch an Th. Hagemann, der nicht minder das deutsche Theater mit einigen Schauspielen versorgte, in welchem die imponirende Ritterkleidung, Gefechte, Turniere, Feuerproben u. s. w. das Beste thun mußten, und allerdings bei „Otto dem Schüh,“ und „Ludwig dem Springer,“ die man sonst nicht würde ertragen haben, das Beste thaten. Als H. endlich sich jener äußerlichen Hülfsmittel entschlagen wollte, und das Familiengemälde versuchte, fand sich das Publikum dadurch so gelangweilt, daß seitdem nicht viel

mehr von ihm die Rede gewesen ist. Es bedarf deshalb wohl kaum des Zusatzes, daß er tief unter Hagemeister zu stellen ist.

§. 135.

Vulpus. Dieser Schriftsteller, von dessen ungemeiner Thätigkeit Meusels gelehrtes Deutschland genugsam Kunde giebt, versuchte sich in Romanen und Novellen, Schauspielen, Opern u. s. w. und genoß von jeher einer gewissen mittelmäßigen Gunst des Publikums, bis endlich sein Rinaldo Rinaldini jene Empfindung auf eine bedenkliche Weise erhöhte, ja bis zum glühenden Enthusiasmus steigerte. Bei der den meisten Lesern gleichsam angestammten Vergesslichkeit, wurde wenig daran gedacht, daß man dergleichen Geschichten schon mehrere habe. Eine Vergleichung mit Schillers Räubern, bei welcher jener Roman gewiß würde gar sehr zu kurz gekommen sein, hätte eine gute Auskunft über die Sache geben können, wurde aber nicht unternommen; genug daß jener Roman, einige erträglich phantastische Scenen und einige Lieder mitbrachte, die sich auf der Guitarre recht gut ausnehmen. Das Publikum war einmal milde gestimmt, wollte sich erfreuen, und erfreute sich wirklich, worüber man denn auch kein großes Aufheben machen sollte, da oftmals Bücher an

der Tagesordnung gewesen sind, die noch tief unter dem Rinaldo stehen. Der ungeschlachte Haufen der Nachahmer versuchte nicht eine Menge Seitenstücke zu jenem Werke zu liefern, und die Thätigkeit derselben wurde zuletzt so arg, daß die redlichen und feingefinnten Helden in den deutschen Romanen ein wenig über die Achsel angesehen und fast ganz von den gespreizten Dieben und Mördern mit rothen Federbüschen überschattet wurden. Indessen weckte sich das deutsche Publikum selbst gar bald aus seinem Irrthume, der Ekel konnte nicht ausbleiben und in der That stellte er sich auch bald ein, so daß jetzt von der ganzen Sache nur wie von einem längst überstandenen Traume die Rede ist, den ein kleiner Rausch von geschwefeltem Wein erzeugte.

In früherer Zeit schrieb B. „Romantische Geschichten der Vorzeit,“ in einer beträchtlichen Reihe von Bänden. Die Darstellung ist im hohen Grade bequem und ermüdet insonderheit durch den leeren, überaus weitläufigen Dialog; dennoch enthält dies Werk eine beträchtliche Masse von Kenntnissen einzelner Scenen der wahrhaften deutschen Ritterwelt, und zeigt deutlich, daß der Vf. in Chroniken und ähnlichen Schriften alter Zeit gar sehr belesen war, um die sich die

meisten andern Autoren jener Gattung durchaus nicht kümmernten.

§. 136.

So beruht z. B. sein Roman: „Die Saal-
nixe“ auf einer alten, höchst interessanten Thür-
ringischen Sage, der selbst die etwas leichte Be-
handlungsart nicht allen Reiz hat rauben kön-
nen *). Etwas Aehnliches dürfte auch von dem
Roman: „der Zwerg“ zu sagen sein, dessen an-
ziehender Stoff die dürftige Behandlung um so
inniger bedauern läßt.

Wenn das Gerücht wahr ist (wie wohl nicht
gezweifelt werden darf), daß Hr. B. der Her-
ausgeber des neuen Journals: „Curiositäten
aus der Vor- und Mitwelt“ sei, so darf man

*) Ueberhaupt können die ächtdeutschen Sagen der Vor-
zeit unendlich vielen Raub erdulden, ehe sie allen Zau-
ber einbüßen. So scheint z. B. der klägliche Nachahmer
der nicht sehr sonderlichen Saalnixe, der Vf. der Oper:
das Donauweibchen, sich nebst dem flachen Componisten
derselben, ordentlich verschworen zu haben, dem alten
Märchen fast jegliches Anziehende und den innerlich
nothwendigen Zusammenhang wegzunehmen, und es ist
ihm dennoch nicht ganz gelungen. Solche alte Märchen
gleich den königlichen Kindern in Shakespears Sym-
beln, die selbst in armer Pilgertracht noch Lust und
Freude erwecken.

ihm um deswillen gar manche seiner misglückten Originalwerke verzeihen. Die Ausbeute, die jenes Journal liefert, ist so reichhaltig und erfreulich wichtig, daß man gern einiges übereilte Raisonnement des Herausgebers übersieht, welches hie und da sich Luft machen möchte. Möge daher jenes schätzbare Unternehmen recht lange Bestand haben, und nicht etwa, wie sonst wohl gefürchtet worden ist, an der Lauigkeit des Publikums einen gefährlichen Feind finden. Möglich, daß eben um diesen zu bekämpfen, jenes misbilligte Raisonnement eingeflochten worden ist, indem dergleichen vielleicht manchem andern gar sehr gefallen dürfte. Wäre dieses der Fall, so möge es doch ja beibehalten werden, damit nur das Journal selbst bestehen könne.

S. 137.

Julius Graf von Soden. Mit Uebergang seiner politischen und vermischten wissenschaftlichen Schriften, kann hier nur mit wenigen Worten auf seine Schauspiele hingedeutet werden. Es sind ihrer gar viele, unter denen „*Ignes de Castro*“ und „*Aurora oder das Kind der Hölle*“ zu ihrer Zeit einiges Glück gemacht haben. Doch möchte weder das Erste durch seine Zerflossenheit und Monotonie, noch das Letztere durch seine verworrene Pseudo-Ro-

mantik wahren Beifall verdienen. Indessen war auch jener mäßige Beifall schon längst verhallt, als Goden dennoch fortfuhr, Schauspiele zu schreiben, die aber von dem Publikum mit großer Kälte aufgenommen wurden, und selten oder nie eine Darstellung auf der Bühne erlebten, für die sie allein berechnet zu sein schienen. Wirklich ist es schwer zu begreifen, wie ein sonst geistreicher Mann so gänzlich verfehlte Dramen wie „Anna Boloy“ und „Dianka Capello“ schreiben konnte; denn in der That gehört der Anblick eines auf dramatischer Bahn völlig irrewandelnden Talents zu den betrübtesten, die nur irgend dem Leser geboten werden können.

Seine Virginia erinnert keinesweges zu ihrem Vortheil an Lessings Emilia, und bei seinem Romeo und Julie (hier mit seltsam übersüssiger Wortkritik: „Romio und Juliette“) bedarf man keinesweges des Gedankens an Shakspears vollendetes Drama, um das seinige schwach und verkehrt zu finden.

Goden liefert den Beweis, daß selbst eine große Neigung für die Bühne, verbunden mit Scharfsinn und manchem anderweitigem schätzbarem Talent, dennoch bei weitem nicht hinreicht, um ein gutes Drama zu liefern: eine einfache

Bemerkung, die einfach hinzustellen dennoch nicht ganz überflüssig sein möchte.

S. 138.

Ignaz Fessler. Er begann mit historischen Romanen, in denen das Streben, nur das Bessere und Würdige zu geben, durch großen Fleiß und eine nicht unkräftige Gesinnung unterstützt wurde. Da aber die ganze Gattung des historischen Romans, unsicher schwebend zwischen Poesie und Geschichte, als verwerflich erscheinen muß, so ist es billig zu beklagen, daß F. sein nicht geringes Talent an dieselbe gewandt hat. Zwar ist er dabei fast immer mit Mäßigung verfahren, und er hat nur mit einer gewissen Scheu ein wenig von der oft unbequemen Wahrheit der Geschichte hinweg genommen, um sie in die ihm wohlgefälligere Form jener Halbdichtung zu bringen. Doch alles Halbe trägt nun einmal das Misverhältniß und die Unvollendung in sich, und keine auch noch so gute geistige Anlage vermag die trüben Wirkungen eines entschiedenen Grundirrhums jemals aufzuheben. Man kann sich davon aufs innigste überzeugen durch Fesslers Werke dieser Art: „Aristides und Themistokles, Mark Aurel, Attila und Mathias Corvinus.“ Die Kraft, welche hier aufgewandt worden, würde vielleicht hingereicht haben, um

eine mäßig gute Biographie jener Männer zu erzeugen, doch da sie neben der Geschichte auch mit der Romantik buhlt, so ist sie zweideutig, ja mitunter störend geworden, und man wird jene Schriften nur dann ohne irgend eine Gefahr des Nachtheils lesen können, wenn man bereits in der Geschichte eine gewisse Sicherheit erlangt hat, und das wirklich Wahre von den fremden, auf Verschönerung ausgehenden Zuthaten sonderem kann. Ist man aber in der Geschichte bereits so sicher geworden, so wird man sie schwerlich mehr lesen wollen, oder doch nur einen verkümmerten Genuß erreichen.

Wie sehr sich aber auch in anderer Beziehung jene halbpoetische Behandlung der Geschichte räche, zeigt sich deutlich, wenn man den wahrhaftigen Aristides, Themistokles u. s. w. mit dem dort geschilderten vergleicht. Da sie in sich selbst die Einigkeit verloren, so mußten sie nothwendig auch unter sich fallen und geringer werden, während sie größer gemacht werden sollten. — Und nun vollends Alexander der Eroberer! Wie konnte er sich begnügen, lediglich als eine Fortsetzung der in Anacharsis Reise befindlichen Geschichte des alten Griechenlandes angekündigt zu werden, und wie konnte der mit den Alten vertraute F.

sich so willkürlich enge Gränzen gefallen lassen, oder wohl gar selbst setzen!

§. 139.

Fesslers Talent ist ein durchaus einseitig, tief, ernstes, dessen Feierlichkeit mitunter an Schwermüthigkeit streift. Schon um deswillen konnte ihm die Geschichte, wenigstens in einzelnen Parthien, zusagen, und er mußte nicht minder im Stande sein, jene einzelnen Parthien würdig zu schildern, wie sich das denn auch in seinen neueren reinhistorischen Werken rühmlich bewährt hat. Es ist hier ganz besondres seines „Abälard und Heloise“ zu erwähnen, eines Werkes, das zwar mit großer Kälte von den Deutschen aufgenommen worden ist, doch wegen seines innern Werthes sich gewiß noch einmal Raum machen wird. Abälard und Heloise kennt man in Deutschland fast allgemein nicht nur gar nicht (was noch anginge, da man sich ja täglich darüber Belehrung verschaffen kann), sondern man verkennt sie, und hat sich ein gänzlich falsches Bild und Gleichniß von ihnen gemacht, durch Pope's melodisch schwermüthigen Brief, der einem unglücklichen Liebhaber des achtzehnten Jahrhunderts allerdings Ehre machen, doch dem wahrhaftigen Abälard kaum verständlich sein würde. Dazu kommt nun noch Rous-

seaus Saint Preur, der, als Nachbild Abälards betrachtet, auch nicht eine Spur von Aehnlichkeit verräth, so wie Julie nicht von Heloisen. *) An diese willkürlich falschen Abbilder hatte man sich in Deutschland gewöhnt, und als nun F. mit dem wahren Abälard und der wahren Heloise hervortrat, wollte das größere Publikum nichts davon hören.

§. 140.

Seiner durchgängige Ernst, und die stete Feierlichkeit in Fehlers Ansichten und Schreibart schließen ihn aus der geringen Zahl der bessern Romandichter aus. Diese müssen Heiterkeit,

*) Man kann sich in ziemlicher Schnelligkeit ein richtiges Bild von ihr verschaffen, wenn man nur den ganzen Sinn in folgender Stelle aus einem ihrer Briefe an Abälard zu fassen sucht: „Deum testem invoco, si me Augustus, universo praesidens mundo, matrimonii honore dignaretur, totumque mihi orbem confirmaret, in perpetuo possidendum, carius mihi et dignius videretur, tua dici meretrix, quam illius imperatrix.“ (S. die Ausgabe von Richard Rawlinson, London 1718. Brief I, p. 50.) Man wolle dabei erwägen, daß man sich in Heloisens Zeiten noch nicht eben an tönenden Redensarten ergözte, wie heutzutage; auch ist hier mehr als Ton und Rede.

und bei aller tiefen Herzlichkeit doch auch eine erfreulich ironische Weltansicht mitbringen, damit die Fluth der zu schildernden Begebenheiten nicht über ihnen zusammenschlage, und der Ernst und der Schmerz nie übergehe in verletzende Schwere und Trübseligkeit. Fehler selbst scheint nicht zu wollen, daß man an seine Romane künstlerische Ansprüche mache; indessen drängen sich diese letztern nun einmal von selbst auf, und sie sind niemandem zu erlassen. Wollte man aber dennoch sich deren bescheiden, so darf man doch wenigstens eine gewisse klare Freundlichkeit fordern, die leider ebenfalls nur selten in jenen Schriften gewährt wird. Dieser Mangel ist um so mehr zu bedauern, da die Leser dadurch verschreckt werden, und Werke, wie z. B. Bonaventura's mystische Nächte, denen man, um so mancher vortrefflichen Gemüths-, Welt-, und Himmelsansicht, ein recht großes Publikum wünschen möchte, sind um jenes ewig feterlichen, mitunter gar wie Todtenglocken hallenden Tons, fast ganz ungenossen geblieben und spurlos vorübergegangen. Etwas Aehnliches läßt sich auch von der „Theresia, oder den Mysterien des Lebens und der Liebe“ sagen, die wohl zu wirken verdient hätten; von der aber leider die alte Klage gilt, daß so manches Gute schon lange

gedruckt steht, doch kaum einer und der andere es liest.

Einige Male hat F., vielleicht den Mangel wohl ahnend, um jenen freundlichen und behaglichen Ton sich eifrig bemüht, wie z. B. in dem „Nachtwächter Benedikt,“ der nicht selten auch auf Satire ausgeht, und manche auffallende Mängel der Zeit (besonders die des deutschen Theaters) zur Schau stellt; allein im Ganzen wird man jenes Werk wohl schwerlich geglückt nennen können, denn nur zu häufig sieht man dem Scherze an, wie er sich abmüht, und dem Pseudo-Humor, wie er den Anlauf nimmt, als ein wirklicher zu erscheinen. Es ist ein merkwürdiges Beispiel, daß selbst bedeutende Männer, die von jeher, und gewiß nicht ohne Kraft und Glück, nach ruhiger Klarheit und steter Fassung im Gemüth gestrebt haben, dennoch jene freundliche Stille, die sie in sich haben, nicht außer sich darstellen können, so daß man wohl gezwungen ist, ein eigenes Talent der literarischen Freundlichkeit und Annäherung anzunehmen, was leider so manchem selbst geistreichen Autor fehlt.

S. 141.

Was nun endlich F. als philosophischen und religiösen Schriftsteller betrifft, so sind bereits

gar viele Klagen erhoben worden, er sei überaus dunkel, und hege eine fast unzugängliche Mystik, an der man überhaupt, wenn sie sich auch nicht so spröde zeige, ein großes Mißbehagen finde.

Es ist gewiß, daß die Art und Weise, wie sich einige, besonders jüngere deutsche Schriftsteller in Beziehung auf die Mystik gebährdet haben, wohl geeignet war, bei noch nicht recht gesicherten und zu reizbaren Lesern einen Widerwillen gegen die ganze Sache einzufößen. Besser hätte man freilich gethan, jene gar nicht mystischen Bemühungen um die Mystik, mit einigem Scherze zu nehmen, wo sich dann gefunden haben würde, daß jenes litterarische Verstecken und Blindenkühspielen mit den Verkleidungen auf einer lustigen Redoute Aehnlichkeit genug habe. Freilich kann der ernstere Deutsche mit Recht das Erste nicht so leicht verzeihen, als das Letztere, und es ist nicht zu läugnen, daß das was auf einem Maskenballe etwas Angenehmes haben kann, wenn es uns im literarischen Leben begegnet, meistens widrig sein müsse. Wer sich hier in den Mantel eines Priesters der Eleusinischen Geheimnisse hüllet, wird auch mit Phrasen prunkten wollen, die einem solchen anzugehören scheinen sollen: und da gelingt dann selbst dem fröh-

lichsten Zuschauer das Lachen nicht, wenn das Edle, das in jenen Phrasen liegt, durch seine Zerrissenheit widerlich wird. Und das wird es werden müssen, gerade weil es das Edle ist. Darum soll es allerdings vor dieser Entstellung verwahrt werden, und die Ungeweihten, die am häufigsten von Weihe reden, sollen billig zurückgeschreckt werden, damit sie nicht länger mit der Fertigkeit in den errafften Handwerksgebräuchen prunken, die sie allein nachmachen können.

§. 142.

Moliere giebt in seinem Misanthropen eine ganz artige Beschreibung von einem solchen flach geheimnißvollen Menschen, die auch hier eine Stelle einnehmen mag, da ihre Anwendung auf die Pseudo-Mystiker leicht zu machen ist.

C'est de la tête aux pieds un homme tout mystère,
Qui vous jette, en passant, un coup d'oeil égaré
Et sans aucune affaire est toujours affairé.

Tout ce qu'il vous debite en grimaces abonde:
A force de façons il assomme le monde,
Sans cesse il a tout bas, pour rompre l'entretien
Un secret à vous dire, et ce secret n'est rien.
De la moindre vetille il fait une merveille,
Et jusques au bon jour il dit tout à l'oreille.

Wenn nun gar diese vetillen und dies bon jour in Kantische, Fichtische oder Jacobische

Worte eingekleidet werden, und eben diese Worte bei Nichtkennern den Schein geben, es möge doch wohl mehr dahinter stecken, als ein bloßes bon jour; ist es da nicht wohlgethan, wenn der Kritiker diesen Wörterschleier ohne Schonung wegzieht, daß nichts übrig bleibt, als die nackte Trivialität? (Vgl. Meine Schrift: „Leben und Wissenschaft, Kunst und Religion,“ S. 109 f.)

So gegründet nun aber auch diese Bemerkungen sind, so gegründet ist nicht minder die, daß das Mystik, Ahnden und Mystik, Suchen in manchen würdigen Werken, bei vielen deutschen Recensenten völlig zur fixen Idee geworden ist, die sie durchaus nicht zur Unbefangenheit in der Untersuchung des wirklich Gegebenen kommen läßt. So kann man z. B. sicher darauf rechnen, daß, so oft von der Mystik die Rede ist (in der man ohnehin leider nur ein unheimliches Gespenst sieht), auch der Name Fessler nicht weit sein wird, den man sodann mit Gemüthsruhe und Bequemlichkeit in den Bann thun zu dürfen glaubt. F. strebt nach dem Tiefen und Dauernden, er schreibt nicht so leicht, daß man ihn ohne nachzudenken verstehen könnte, er glüht für die Religion, und will auch dem Zeitalter Sinn für religiöse Gemeinschaft und Kirchenthum geben: genug, um seine Schriften bei dem

Gleichgültigen und Schwachen in den Verdacht der Schwärmerei zu bringen.

§. 143.

Wer F. in der letzteren Beziehung genau kennen lernen will, der mache sich vertraut mit dessen „Ansichten von Religion und Kirchenthum“ (Berlin 1805, drei Bände). Zuvörderst erklärt er sich hier über den Begriff von der Ansicht, und setzt sie, als etwas Eigenthümliches, der Tradition entgegen, welche letztere sowohl dem Inhalte als der Form nach, von außen gegeben ist. Jedes angenommene philosophische System, so lange es nicht aus uns selbst neu geschaffen ist, nennt er Tradition. Ansicht hingegen ist die vollständige Auffassung eines gegebenen, oder aus der inneren Welt genommenen Gegenstandes, von dem selbst gewählten, für mich möglich richtigen Standpunkt, in meiner eigenthümlichen Geistesform. Solche Ansichten sind nothwendig verschieden, können nicht bestritten, auch nicht bewiesen werden. Religion und Glaube können nicht gelehrt werden, weil sie des Individuums Glaube, Produkt seines Geistes, also etwas Individuelles sind.

Der Glaube ist ihm der freie Entschluß des Willens, ein Factum der inneren Welt als ein Wissen gelten zu lassen. Religion ist die Anschauung

Anschauung des Unendlichen und ein Leben in dieser Anschauung des Ewigen und Heiligen. Aus Religion kann man daher nicht handeln; wohl aber mit Religion, indem sie all unser Thun verherrlichend begleitet. Sie kann nicht gelehrt werden, so wenig als eine Lebenslehre Leben zu geben vermag. Religion, Philosophie und Poesie sind unzertrennlich mit einander verbunden. Philosophie und Poesie sind dem Verfasser der bleibende, durch die innere Anschauung des Unendlichen bewirkte Zustand des Gemüths, aus welchem die volle Energie des innern Lebens hervorgeht. Durch Religion geht im Gemüthe das Licht des Lebens auf; die Kraft zu schaffen und zu beleben entwickelt sich durch Poesie, und die Wahrheit seiner Schöpfungen erkennt das Gemüth durch Philosophie. Die Religion ist unendlich wie die Anschauungspunkte des Universums. Eine unendliche Anschauung des Unendlichen hat nicht der Mensch, sondern nur Gott.

Der Verfasser erklärt sich mit starkem Unmuth gegen die Perfektibilität der geoffenbarten Religion, und findet mit Recht unbegreiflich, wie Religion, die wirklich Religion ist, objektiv perfektibel sein könne.

Kurz und bündig giebt er die charakteristischen Kennzeichen der vier christlichen Kirchen an;

bei der katholischen die Consequenz im Lehrbegriffe, in dem allgemeinen Cultus, in der überall eingeführten Disciplin; bei der evangelischen die Freiheit; bei der reformirten die Strenge; bei der herrnhutischen die Gottseligkeit. Sorgsam wird hier auch der Katholicismus von dem Papismus und Monachismus unterschieden. (Vgl. Hallische Literaturzeitung 1811, No. 57.)

§. 144.

Abgesehen selbst von der großen objectiven Wichtigkeit der hier berührten Gegenstände, durfte die kurze Andeutung der religiösen Maximen Fesslers auch hier nicht fehlen, da es galt, ihn aus der Klasse der unächten Mystiker zu verweisen. Es darf nicht irre machen, daß er selbst unverschämten sich einen Mystiker nennt. Wäre er es, so müßte man alle religiöse und geistreiche Schriftsteller mit diesem Namen bezeichnen *).

*) Dazu hat man denn auch, wie es scheint, von jeher nicht übel Lust gehabt. So ist z. B. Thomas a Kempis Werk: *de imitatione Christi* schon längst als ein höchst mystisches Buch berühmt geworden, während es nichts weiter ist, als fromm und tief und gemüthvoll. Der Geist der genannten Schrift ist überaus sanft und gelassen, doch weil es die rechte Sanftmuth und Gelassenheit ist, auch streng und straff, durchaus verständig.

Ehe dieser Abschnitt über F. geschlossen werden kann, muß noch der besonders merkwürdigen Vorrede zum Alonzo gedacht werden, in welcher der Verfasser uns in die überaus traurige Lage hineinschauen läßt, worein er durch die Bedrängnisse der Zeit versetzt wurde. Leider steht dieses literaturhistorische Aktenstück keinesweges allein da, und ähnliche Klagen, doch nicht immer so rührend wie bei ihm, sind in Deutschland nichts Seltenes. Es hat auch eben nicht verlauten wollen, daß außer Trostworten, irgend etwas Bedeutendes zur Milderung seiner Lage geschehen wäre; doch läßt sich hoffen, daß die guten Thaten, die ohnehin nicht recht verlauten wollen, auch hier wenigstens nicht ganz ausgeblieben seien. Dessen ungeachtet hat sich F. in die Nothwendigkeit versetzt gesehen, Deutschland, das ihn ziemlich ruhig fast rettungslos verarmen sah, zu verlassen, und es ist ihm gelungen, etwa fünfhundert Meilen von hier, an den Gränzen von Asien, eine bequeme Freistätte zu finden; ein Umstand, über den sich diejenigen ohne Zweifel am ersten trösten werden, über deren etwas

Uich, ja leicht für jeden, der redlich sich um innere Klarheit und Friedlichkeit bemüht hat.

nlge Entfernung man durchaus keines Trostes bedürfen würde.

§. 145.

Ziegler. Er ist als dramatischer Schriftsteller anzuführen, da er, obwohl nur mit schwachem Talent, auf das Publikum gewirkt hat, was von der Bühne herab allerdings nicht schwer sein kann, sobald man nur sich entschließen mag, jene Mischung von mittelmäßigem Scherz und Ernst, Prunk und Verbtheit, die der Mehrheit nicht wenig zusagt, an den Tag zu fördern. Dann ferner Z., als Schauspieler, recht wohl wissen mußte, was das Parterre und die Logen am liebsten hören, so verfehlte er nicht, etwas dem Aehnlichen nachzubilden, und man war damit so ziemlich zufrieden. Man findet in mehreren seiner Schauspiele einen nicht ungewöhnlichen Fleiß im Einzelnen, doch auch eine nicht zu verhehlende Trockenheit, gemachte Grazie und versuchte Eleganz. Man erinnere sich der Dramen: „Mathilde von Giesbach,“ Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person, „Weiberlaunen und Männerchwäche,“ „die Freunde,“ u. s. w.

§. 146.

Franz Kratter. Als die Liebe der Deutschen für die dramatischen Familiengemälde schon

ihre erste Blüthe verloren hatte, stand K. auf, und versuchte jener Gattung wieder aufzuhelfen, indem er die Handlung in fürstliche und zwar nicht Deutsche, sondern Russische Häuser legte. Man hätte sich dabei an das einfache Wort erinnern können, welches der alte Götz von Berlichingen an seinen jungen Sohn richtet: „Du mußt doch immer was Apartes haben;“ allein man erinnerte sich eben nicht auf ironische Weise daran, sondern man glaubte, das sei in der That etwas Neues, und freute sich dieses Neuen. Man hörte mit wahrhaftem Vergnügen, wie der Pastor von Marienburg über seine verloren scheinende Kathinka jammert, während sein Sohn dazu Musik macht. Nicht minder hatte man eine herzliche Freude, daß der Fürst Menzikow, dem die Geschichte manches Schlimme nachsagt (das ohnehin fast immer von dem Czaar mit den allerprosaïschsten Ohrfeigen bestraft wurde), hier eine ziemlich zarte und tugendhafte Person geworden ist, so daß zuletzt der allerdings große Moment, da Peter Kathinken zu seiner rechtmäßigen Gemahlin erwählt, fast nur zu etwas längst Erwartetem und nur mäßig Rührendem wird.

Kratter war einmal so sehr für Petera eingenommen, daß es ihm keinesweges genügte,

ihn auf der Bühne glücklich verheirathet zu haben, sondern er begleitete ihn auch noch durch manche verwickelte Verhältnisse seines Lebens. Wir sehen in einem andern Schauspieler eine Verschwörung wider ihn ausbrechen, an der selbst Menzikow halb und halb Theil nimmt; aber Peter besiegt die unzufriedenen Knesen, und macht sich zuletzt das unschuldige Vergnügen, sie sämmtlich rädern zu lassen. Da nun aber ein solcher feierlicher Actus sich nicht wohl auf der Bühne selbst vornehmen läßt, so tritt hier Peter wenigstens an das Fenster, um mit Bequemlichkeit zuzuschauen und dem Publikum die Sache zu beschreiben, so daß es fast eben so gut ist, als sähe man die Hinrichtung wirklich. Zugleich hat man noch die Satisfaktion, daß Menzikow, der bloß in der Betrunknenheit fehlte, wieder in die alte Gnade aufgenommen wird.

S. 147.

Endlich bringt K., in dem „Frieden am Pruth,“ den Czaar in die bekannte Verlegenheit, aus der ihn Rathinka's Besonnenheit rettet. Es ist nur zu beklagen, daß der Verfasser nicht gewußt hat, für jene Gefahr zu interessieren, so daß denn auch die Rettung nicht eben die tiefste Theilnahme erregt. Die Geschichte selbst versteht das besser.

Die Idee, manche bedeutende Verhältnisse in dem Leben Peters des Großen auf die Bühne zu bringen, ist allerdings nicht zu misbilligen, und jene drei großen Begebenheiten sind recht gut dazu gewählt worden. Leider aber ist hier weder ein historisches noch poetisches Gemälde geliefert, sondern ein verfehltes und verwischtes Etwas, das sich russisch nennt, weil es russische Namen aufzuweisen hat, welches denn doch nicht wohl genügen kann. Es ist nicht hinreichend, die Geschichte Peters durch den oberflächlichen Voltaire eingenommen zu haben, nicht hinreichend, mit einigen grellen Pinselstrichen jenes wenig begriffene moderne Nordland zu schildern: es muß eine klare und tiefe Einsicht voran gehen, damit ein reines, Leben athmendes Bild entstehen könne. Was hätte dann aus allen diesen Schauspielen werden können! was, um nur Ein Beispiel anzuführen, aus der wohlgemeinten aber ganz farblosen Scene, in welcher Peter I. und Karl XII. zusammen auftreten! —

Noch tiefer stehen die späteren Schauspiele Kratters: „Eginhard und Emma,“ und die „Sklavin aus Surinam,“ die in der That eine so seltene Widerwärtigkeit bekunden, daß man sich recht eilig davon abwendet.

Emanuel Schikaneder. Es gehört keine besondere Scharfsichtigkeit dazu, um in diesem Schriftsteller eine große Menge von Ungeburlichkeiten, Rohheiten und seltsam komischen Reimen anzuerkennen. Zweckmäßiger dürfte es sein, einmal den Spieß umzukehren, und zu fragen, woher es wohl komme, daß einige seiner Opern ein so ungemeines, fast beispielloses Aufsehen und Interesse in Deutschland erregt haben, ein Beifall, der sich auch in Frankreich, wenn gleich nur nach verjüngtem Maasstabe, geäußert hat. Wenn wir nämlich die Oper als das wahrhafte Land der Romantik betrachten, so möchten wohl wenige Werke anzutreffen sein, die in jenem Lande so ganz einheimisch wären, als Schikaneders Zauberflöte. Sei es, daß er es durch bewußtloses Talent wie durch einen Zufall traf, oder daß eine höhere Klarheit ihn leitete, die man ihm gewöhnlich (und wohl mit Recht) nicht zuzutrauen pflegt; genug daß er wirklich den einen und rechten Punkt getroffen. Schon Herder, der oft fast überstreng, räumt ihm in seiner *Adrastea* etwas Aehnliches ein, und Goethe hat bekanntlich eine Fortsetzung jenes Werkes begonnen, woraus klar genug hervorgeht, wie werth ihm dasselbe sein müsse. Es lohnt des

halb sehr die Mühe, jene Oper genauer zu betrachten, deren Charakter sich als derbe und rohe Freiheit nach allen Seiten hin beurfundet.

Man hat von dem Text der Zauberflöte sehr mannigfaltige und seltsame Auslegungen versucht, die als Uebungen des Scharfsinns nicht übel sein mögen; zum Theil aber auch, mit Beiseitsetzung aller dieser Auslegungen, die ganze Oper als das bizarrste Gemisch von Albernheiten, und alle jene milden Kritiken, und um so mehr, wenn sie geistreich waren, durchaus verworfen, weil, wie man meinte, bei dergleichen Versen, die fast nur aus schwülstigem Unsinn oder gemeinen Fadaisen bestehen, an gar nichts Geistreiches zu denken sei. Die Gutmüthigern stimmten dahin, daß man, des allen ungeachtet, an diesem wunderlichen Wirrwarr sich nicht übel ergöße, und zuweilen wohl gar von ganzem Herzen lachen müsse, welches denn doch immer einigen Dank verdiene, besonders in unseren Zeiten, wo man bei manchem Stück, das sich gar keck für ein Lustspiel ausbebe, auch bei dem besten Willen nicht zum Lachen gelangen könne. Dort sehe man doch ein gewisses lebendiges Leben, hier aber sehe man meistens eine solche zahme Demuth, daß einem unheimlich zu Muth werde, und man nicht selten in Versuchung

komme, wenn die Leute von ihren Nahrungs-
sorgen redeten, in die Tasche zu fassen, und
vom Parterre aus eine milde Gabe hinüber zu
reichen, weil man bei dergleichen Stücken gar
zu leicht vergesse, daß doch alles nur — schöner
Schein sei.

§. 149.

In der That liegt der Reiz jener Oper nicht
allein in der Musik, indem wir deren vollendete
Vortrefflichkeit bei der bloßen Aufführung in
einem Concerte nicht so vollständig genießen, als
selbst bei einer nur mäßig guten Aufführung der
Oper selbst. Und was ist es denn nun, das uns
bei diesem Werk so entschieden anzieht? Unmög-
lich können es die schlechten Reime sein, die den
Verfasser fast tückisch verfolgen, oder die plat-
ten Späße des Papageno, oder die noch plat-
teren und leider sogar weiberhassenden Gemein-
sprüche des Sarastro, oder die Inkonsequenz
des Tamino u. s. w. Jene Ergözung liegt in
der Anschauung der nicht ohne Kühnheit und
Kraft hingeworfenen Umrisse des Ganzen, die
uns gleichsam einladen, sie mit kräftigern und
anmuthigern Figuren zu erfüllen, als die sind,
welche die unsichere Feder des Verfassers auf
gut Glück hinwarf. Denn Absichtslosigkeit ist
allerdings das Schicksal, das über diesem Stücke

schwebt. Allein gerade durch diese Absichtslosigkeit ist denn auch dem Zuschauer die Freiheit in die Hand gegeben, mit Lust zu deuten die schwankenden Formen, und aus den weniger glücklicher gediehenen Keimen eine neue Schöpfung spielend selbst hervor zu rufen. Auf diese Weise ließe sich denn auch der steife Dialog ganz leicht geschmeidig machen, den Versen die Härte benehmen, manche Plattitüde würde zum Epigramm werden, und die moralischen Gesänge würden eine Ahndung vom Erhabenen bekommen. Tamino's unbeholfene Sentimentalität würde eben durch ihre Wunderlichkeit interessant werden, und sein Verhältniß zu der ein wenig feisten Naivetät des Papageno fast eine Ahndung von Poesie bekommen. Ueberhaupt ist es nicht zu läugnen, daß in diesem letztern Verhältnisse, auch ohne jene angedeutete Metamorphose, etwas Anziehendes liege, das kein ganz prosaischer Geist würde haben bilden können, indem es wohl gar zuweilen an die so unnachahmlich erfundene Verbindung Don Quixote's und Sancho's erinnern dürfte. Erinnern, sag' ich, denn daß hier auch nicht die entfernteste Vergleichung des beschränkten und verworrenen Sch. mit dem vollendet klar und poetisch ausgebildeten Spanier statt finden könne, braucht

wohl kaum bemerkt zu werden. — Daß die Königin der Nacht mit einigem Anstand und vielem Pathos fait von der Erhabenheit zu machen strebt, ist gar nicht übel gedacht, wenn gleich diese Erhabenheit nicht eben dynamisch, sondern mathematisch sein dürfte. Sie imponirt nämlich durch ihre Ausdehnung und formlose Verworrenheit, deren einzelne Punkte man nicht zählen kann, welches sich aber um so besser macht, je mehr Klarheit und Durchsichtigkeit in der theophilanthropischen Aufklärung des Sarastro, ihres Gegenseitigen, zu finden ist. Diese Aufklärungssucht, einzeln genommen, kann ihn zwar nicht anders als langweilig machen, allein in dem Verhältniß zu den andern Personen, die ihn meistens, ohne es zu wissen und zu wollen, parodiren, nimmt sie sich recht wacker aus, und verfehlt den bezweckten komischen Eindruck keinesweges. Die Priester, deren Oberer er ist, machen ihm gleichfalls nicht wenig Ehre, da sie wohl zu wissen scheinen, welch eine schwierige Sache es ist, sich aus der Nacht des dichterischen Aberglaubens hervorzuarbeiten, und wie sauer man es sich muß werden lassen, ehe man sich ein klein wenig erleuchtet fühlt. Nur begreift man nicht, wie diese unmaassen modernen Naturen sich mit der Anbetung der Isis befaß-

sen können, da sie doch, wie billig, alle Mystik verbannen, und statt dergleichen Pöffen in dem heiligen Hain vorzunehmen, sich lieber zu der Herausgabe irgend einer theophilanthropischen Monatschrift anschicken sollten, die Papageno nachher, zum köstlichsten Divertissement aller noch ergötzbaren Zuhörer, ein wenig persifliren könnte. Da nun aber durch diesen geheimnißvollen Götzendienst jene Charaktere gleichsam wieder aufgehoben und zerstört worden, so läßt diese seltsame Idee des Verfassers wieder manche Muthmaßungen zu, in denen ich meinen Lesern nicht vorgreifen mag.

§. 150.

Hier dürfen auch die Genien nicht vergessen werden, da sie bei ihrer drolligten Gutmüthigkeit eine kleine gutmüthige Erwähnung wohl verdienen möchten. Es sind recht wackere, brave Jungen; nicht eben flüchtige fantastische Wesen, mit denen sich hier auch nichts anfangen ließe. Sie lassen sich den Tamino, die Pamina und den Papageno wohl angelegen sein: dem Ersteren geben sie gute Lehren, was sonst ihre Art nicht ist, obgleich auch sie der Aufklärung sehr gewogen sind, und viele Freude daran haben, daß nun der Aberglaube bald schwinden und der weise Mann siegen werde; die zweite retten sie

vom Selbstmorde, indem sie versichern, daß ihr Jüngling vor Gram vergehen würde, sollte er dies gefährliche Manövre mit ansehen, dem dritten entreißen sie sogar den Strick, zu dem er in der Perturbation seines Gemüths gegriffen hatte; äußern aber dabei den niederschlagenden Satz: „man lebe nur einmal.“ Die Hauptsache aber ist: Sie bringen Essen und Trinken; hier erblicken wir den Gipfel ihres humanen Charakters und des Stücks. Sie sehen es ein, daß die armen Pilger, die noch so manche harte Prüfung bestehen, ja sogar, der Veränderung wegen, einmal durch Feuer und Wasser gehen sollen, Kraft und Stärkung nöthig haben; deshalb versorgen sie sie denn auch, wie routinirte Brownische Aerzte, mit Fleisch und Wein. Freilich genießt Tamino, wie ein unartiger Kranker, nichts von dem allen, allein dafür ergeht es ihm denn auch bei weitem schlimmer als dem Papageno, der doch in der That über das Ganze durch seinen Spas die Oberhand behält. Jenem kommt indeß auch seine prinzliche Vornehmheit (die ihn leider dem Scherze unzugänglich macht) zu Hülfe; ja ihm müssen sogar Freunde und Feinde dienen, indem selbst die Flöte der nächtlichen Königin ihm auch dann noch Nutzen

bringt, wenn er bereits mit dem Tageskönige vertraut worden ist.

§. 151.

Noch verdient bei Sarastro das *Summum* seines prosaischen Sinnes bemerkt zu werden, sein Weiberhaß, der sich an dem unmilden Gemeinplaze labt: „Ein Mann muß euer Führer sein; denn ohne ihn pflegt jedes Weib aus ihrem Wirkungskreis zu schreiten.“ Wie aber oft der erhitzte Schüler den Meister noch übertrifft, so auch Tamino, der, nicht ohne consistente Plattheit, in Beziehung auf die drei nächtlichen Damen, den Spruch fallen läßt: „Ein Weiser prüft und achtet nicht was der gemeine Pöbel spricht,“ worauf vielleicht nicht unbillig die gewichtige Antwort hätte folgen sollen, welche die Königin Elisabeth einst dem Grafen Essex ertheilte. Es ist nicht zu verkennen, daß S. hiebei, wenn auch bewußtlos, einige satirische Streiche gegen seinen eigenen Helden geführt habe.

So wie Papageno eine Art von Truffaldin werden sollte, wovon er wenigstens einigen nicht übeln Beischmack hat, so scheint es mit dem Mohren Monostatos auf einen Pantalou oder Brighella angelegt gewesen zu sein, doch ist diese Absicht nicht eben zur glücklichen Erscheinung gekommen. Man könnte sagen, er sei im ästhetischen

Backofen plötzlich umgeschlagen, oder, in einem andern betrübten Gleichnisse, in der romantischen Jahrbühne ein wenig verfocht worden, so daß auch das einzige Individuelle in ihm, seine africanische Liebe, sich ziemlich unangenehm macht *).

Wie man aber von so manchem mit Mühe und Noth zusammengearbeiteten Schauspiel nur sagen kann, es habe interessante Einzelheiten, so nicht von jener Oper, die eben durch die Umrisse des Ganzen anzieht, und durch ihr Ganzes erfreut, während manches Einzelne gar nicht sonderlich ausgefallen ist. Und so ist denn Mozart des höchsten Lobes würdig, daß er gerade diesen Text gewählt, um ihn durch seine tiefsinnig heitere Zaubermusik zu verklären.

Aufgemuntert durch den glücklichen Erfolg seiner ersten Oper, hat S. hinterher noch einige andere geschrieben, unter denen: „der Spiegel von Arkadien“ wegen des unendlich wunderlichen, fantastisch-tollen Schöpfungsmythus, der

*) Man vergleiche: „Leben und Wissenschaft, Kunst und Religion“ S. 143 ff.; wobei zu gleicher Zeit erwähnt werden muß, daß diese Bemerkungen über S. und die Zauberflöte bereits im Jahre 1802 geschrieben worden sind.

hier auf die Bühne gebracht ward, genannt zu werden verdient; so wie auch wohl: „Der Enroler Wastel,“ der sich trotz einiger oder vieler unmäßiger Plattheiten beliebt genug gemacht hat, da er neben jenen auch einige wahrhaft lustige Scenen aufweisen kann.

So oft aber G. die Poesie auf ihre eigne Hand hat wirken lassen und der Musik entbehren wollen, ist es ihm durchweg mislungen, weshalb hier denn auch seiner recitirenden Schauspiele nur in soweit gedacht wird, um zu bemerken, daß dergleichen von ihm vorhanden sind.

Vor etwa 10, 11, oder 12 Jahren kündigte G. seine Selbstbiographie an, und zwar in einem so treuherzigen Tone, daß es wohl billig schien, sich auf die Erscheinung derselben ein wenig zu freuen. Da ferner zu vermuthen war, daß sein bewegtes Leben, als Schauspieler und Schauspielsdirektor, manche der Mittheilung würdige Resultate bieten werde, so darf man allerdings bedauern, daß, trotz jener Ankündigung, die Biographie bis heute noch nicht erschienen ist.

S. 152.

Klamer Schmidt. Es würde schwer zu begreifen sein, wie dieser Dichter zu einem bedeutenden Grade von Celebrität gekommen ist, wenn wir nicht wenigstens einen Grund in ei-

ner gewissen gutmüthigen Passivität oder einer passiven Gemüthlichkeit des deutschen Publikums finden dürfen. Man möchte behaupten, daß ein Jeglicher, der nur das Talent eines leichten Reimes und die Geduld hat, zwanzig bis dreißig Jahre hinter einander Gedichte in Taschenbücher zu liefern, zuletzt nothwendig ein berühmter und großer Mann werden müsse. Hat er noch dazu mehrere rüstig schreibende Freunde, an die er zuweilen Gedichte richtet, und die ihn mitunter wieder nennen, so ist sein Glück gemacht, und die Unsterblichkeit wird ihm sichtbar in die Hände gegeben. Also hat es sich auch mit dem oben genannten Kl. Schmidt zugetragen, den man noch immer hie und da in Reisebeschreibungen, Lehrbüchern der Rhetorik und vermischten Schriften, als einen recht ausgezeichneten Dichter anführt, ohne daß irgend Jemand erfahren kann, wo denn eigentlich ein wahrhaft gelungenes Gedicht von ihm anzutreffen sei. Der Vf. dieser Schrift hat gewiß recht eifrig danach gesucht, ist aber nicht so glücklich gewesen, ein solches bei ihm aufzutreiben, doch erinnert er sich an eins, das ihn wenigstens für den Moment angesprochen hat. Es führt die Aufschrift: „An mein Euphon.“

Auf einer wenig fruchtbaren Herbststur freuen wir uns auch eines einzelnen Wiesenblums

chens, und es ist die Pflicht des Literaturhistorikers, darauf hinzuweisen.

Was die Herausgabe der Klopstock'schen Briefe betrifft, über welche bekanntlich von Seiten der Familie des edeln Todten Beschwerde geführt worden, so ist sie ohne Zweifel den Neugierigen höchst willkommen gewesen; ob sie aber den Beifall der Ziehersehenden erhalten, möchte zu bezweifeln sein.

§. 153.

Friedrich Wilhelm Großmann. Die Deutschen freuten sich gar sehr, in ihm einen neuen dramatischen Dichter auftreten zu sehen, der so recht natürlich und populär schreibe, und dabei doch Lessings Dramaturgie studiert habe, welches letztere man wenigstens vermuthen müsse, da er jenes Werk so oft im Munde führe. In der That hatte G. eine gewisse Gattung von leicht beweglichem Talent, die Lieblingsthemata des größern Theils des deutschen Publikums zu erspähen und zu seinem Vortheile zu benutzen. In der Oper „Adelheid von Veltheim“ war das sinnliche Vergnügen als die Haupttendenz wenigstens nicht verschleiert, und eine gewisse Ironie mit der ausländischen Sprache, nicht ohne Gelingen geblieben. Goethe hat die Arie „Monseigneur voyez nos larmes, laissez vous

donec attendit“ in seinem „Triumph der Empfindsamkeit“ von neuem, und wie es scheint, nicht ohne Liebe gegeben.

In dem Lustspiele „Henriette, oder: Sie ist schon verheirathet“ wurde der mit Recht ersehnte Nationalstolz als wirklich vorhanden betrachtet, und insonderheit dem militärischen Stolze überaus geschmeichelt. Man vergaß gern den Mangel jeder künstlerischen Beziehung, und nahm selbst mit dem roh gezeichneten Stolze, und der nicht minder rohen Polemik vorlieb.

Zum vollendeten Lieblingsdichter der Deutschen machte ihn endlich das Lustspiel: „Nicht mehr als sechs Schüsseln,“ in welchem sowohl die ökonomisch moralische, als die polemisch politische Absicht gegen den deutschen Adel, des größten Publikums öffentliche und geheime Herzensmeinung klar genug aussprach, so daß man ihm selbst eine gewisse Grausamkeit verzieh, mit der er jene Zwecke durchzusetzen strebte. Es giebt wenige Schauspiele, die so tief auf die Stimmung des Publikums gewirkt haben, als dieses, an welchem in der That zwei Drittheile der Deutschen gleichsam mitgeschrieben zu haben glauben dürften. Es gab manche Unterrichtsanstalten, in denen man es, damit auch die Jugend es nie aus den Augen verliere, Jahr aus Jahr

ein in das Französische übersehen ließ, und nur Rozebuen ist es gelungen, Dramen zu liefern, die nicht minder oder wohl gar noch mehr gefallen haben, als jenes.

S. 154.

Großmanns letzte literarische Handlung war ein Act der Dankbarkeit gegen Lessing, dem er allerdings recht viel verdankte. Zwar kannte er ihn nur als dramatischen Dichter und Kritiker, und verkannte ihn in allen übrigen Hinsichten, doch war auch diese einseitige Kenntniß schon hinreichend, um ihn zu ehren. Er erklärte deshalb dem vaterländischen Publikum, es sei heilige Pflicht, dem geistreichen Abgeschiedenen ein Denkmal zu errichten, und wurde wegen dieser patriotischen Idee mit Recht gar sehr gerühmt. Als es aber endlich an dem war, daß man die Beiträge, welche denn doch zu besagtem Monument vor allen Dingen erfordert wurden, einliefern sollte, siehe da wiederholte es sich wie geschrieben steht: Es hatte einer einen Ochsen zu kaufen, der andere ein Weib zu nehmen u. s. w. Es kamen so wenig namhafte Summen ein, daß man unmöglich davon ein Denkmal für Lessing errichten konnte; eher vielleicht eines für ein gewisses sichtbares Germanien, bei dessen Anblick man nur durch das im tiefsten Herzen an-

geschaute und erkannte edle Deutschland sich trösten und beruhigen kann und soll. In fröhlicher Stimmung darf man auch wohl das ganze Unternehmen für ein Epigramm halten, das ja eben, nach der Erklärung mancher Theoretiker, eine in nichts aufgelöste Erwartung darstellen soll.

Was G. in der letzteren Zeit seines nicht glücklichen Lebens, wo er sich zu unseliger Politik und zu noch unseligerer Irreligiosität herabließ, als Schauspieler und Schriftsteller versuchte, möge hier nicht berührt werden, da der Gedanke daran keinesweges erfreulich ist. Schon manches Talent ist auf diese Weise untergegangen, weil es das Heilige anzutasten wagte, indem es dadurch selbst zu einem schlechten, matt verhallenden Scherze werden mußte.

§. 155.

Heinrich Ischokke. Es gab eine Zeit, wo sich fast sämtliche deutsche Dichter ordentlich verschworen zu haben schienen, bei ihren Schauspielen nicht auf die Bühne Rücksicht zu nehmen, und seltsam genug war es gerade die Zeit, wo die Deutschen eine ganz besondere Liebe für die Freuden des Theaters äußerten. Zwar thaten Kosebue und Isfand alles ihnen Mögliche, um für das geistige Bedürfniß des Tages zu sorgen; indessen konnten die Schultern zweier

Männer doch nicht alles tragen, und man sah sich oft betrübt nach Hülfe um. Wohl mancher deutsche Dichter wurde damals durch die bittenden Blicke des Publikums gerührt, aber es fand sich eben keiner, der den rechten Ton getroffen hätte, und mit dem bloßen guten Willen war wenig geholfen. In dieser Zeit reichte uns Ischokke seinen Abellino, einen großen Banditen, bei dessen Unthaten selbst der Gallerie die Haut schauderte, der aber als Glodoardo von Florenz wieder ein höchst edler und zarter Mann war, so daß auch die feineren Nerven in den Logen und im Parquet eine genügende Ergößlichkeit finden konnten. Es war von ungemeiner Wirkung, daß die meisten Monologen des Banditen mit dem sich selbst gleichsam anstaunenden, oder vor sich selbst erschreckenden Ausruf: „O Abellino, Abellino,“ endeten, während gleich darauf Glodoardos Reden wie in einem Honigmeer von süßer Liebe schwammen. Eine nicht minder glückliche Wirkung machte die Unterredung zwischen dem Dogen und dem Banditen, in welcher der letztere den trefflichen Fürsten sehr rauh anspricht und gar zu erschießen droht, während dieser, dem sanftmüthigsten Kritiker gleich, fast von nichts redet als von den großen Talenten, welche Abellino von dem Himmel empfan-

gen habe, und nur beklagt, daß er dieselben nicht eben zum Nutzen der Menschheit anwende. So war auch der Schluß des Stücks überaus rührend, wenn gleich ein wenig angreifend, und es hat wohl nur wenige harte Herzen gegeben, die es nicht erfreuet hätte, wenn endlich der große Bandit die Nichte des Dogen als Braut nach Hause führt.

§. 156.

Durch einen so glänzenden Erfolg sah sich Z. veranlaßt, noch mehr dergleichen zu schreiben; indessen so günstig auch das Publikum für ihn gesinnt war, so mußte es sich doch gestehen, daß es nur Einen solchen Banditen in der Welt giebt, und daß derselbe dem Verfasser fast zu viele Kraft genommen habe. Die folgenden Dramen desselben mußten sich deshalb ein wenig kümmerlich behelfen, und obwohl man es recht artig, oder wenn man lieber will, höchst tragisch fand, daß sich im „Julius von Sassen“ ein verführtes Mädchen nicht ohne entsetzliche Töden und Geräusch erschießt, und der Verführer hinterher verrückt auftritt, so vermiste man doch hier die Verschwürungen, die Banditen, die Gondeln und den St. Marcusplatz; fast vergessend, daß dergleichen doch nun einmal nicht in allen Schauspielen vorkommen kann. Er:

hebtlicher schon war der Eindruck, welchen die „Zauberin Sidonia“ hervorbrachte, denn hier tritt gleich zu Anfang der Tyrann Hugo, von unsäglicher innerer Langenweile geplagt, auf die Bühne, ein bedenklicher Charakter, von dem man sich wenig Ersprießliches versprechen darf. Man betriegt sich auch keinesweges, denn gar bald darauf sehen wir ihn Gift fordern für seine zarte Gattin, deren er leider überdrüssig geworden ist. Zwar täuscht ihn der Arzt durch ein zweckmäßiges Schlafpulver, doch wird dem Tyrannen, wie billig, die Verrücktheit nicht erlassen, die man bekanntlich so gern auf dem Theater sich aussprechen hört. Nimmt man nun ferner die Zauberin selbst, deren höchster Zauber vielleicht darin besteht, ohne etwas Zauberisches zu zaubern, den zarten und sinnlichen Cynthio, nebst dem überaus boshaften Abt, der gar, auf den Knien liegend, eine etwas unanständige Liebeserklärung stammelt, mit der er aber natürlich sehr übel ankommt, so kann man sich eine Vorstellung von dem Beifalle machen, dessen dieses Stück sich einst zu erfreuen hatte. Dennoch — man verstatte die Wiederholung — war es doch immer kein Abellino, der fast aller Herzen gewonnen hatte: ein Umstand, der dem jüngeren Dichter den Satz einzuschärfen scheint,

ein wenig ökonomisch zu sein im Auspenden der Vortrefflichkeit, damit man nicht hinterher den Kummer habe, sich selbst sinken zu sehn; es müßte denn sein, daß man die Aussicht hätte — gleich darauf mit Tode abzugehen, in welchem Falle man sogleich ohne Schaden das Allerbeste hinreichen kann.

§. 157.

Auch Romane haben wir von Z., deren bloße Titel schon eine schauerliche Stimmung erwecken, denn was ließe sich Fröhliches erwarten von den „schwarzen Brüdern,“ und den „Männern der Finsterniß,“ in deren Gesellschaft er uns führt? Dennoch scheint der Preis der Genialität nicht diesen Büchertiteln, sondern einem andern zugehören, der sich auf die originallste Weise mit einem Gedankenstriche anfängt. Nach diesem Gedankenstriche folgt dann endlich der wahre Titel, der in gedrängter Kürze den Inhalt des Buchs angiebt: „Kuno von Kyburg nahm die Silberlocke des Enthaupteten und ward Zerstörer des heiligen Behmgerichts,“ so daß es fast scheint, als sei es nun eben nicht mehr nöthig, das Buch selbst zu lesen, es müßte sonst der trefflichen Form wegen sein.

Es kann befremden, daß ein so feierlich gestimmter Geist, in späteren Jahren sich auch zur

Scherzhaftigkeit herabgelassen habe; doch verhält es sich in der That also. Indessen muß man ihm nachsagen, daß er die Späße nicht aus eignen Mitteln hervorbrachte, sondern den guten alten Moliere zu Hülfe nahm, dessen Lustspiele und Poesien er frei bearbeitete, und zwar dermaßen frei, daß von dem was man sonst an M. zu schätzen und zu lieben gewohnt ist, wenig mehr übrig blieb. Dadurch aber hat Zschokke Ersatz zu geben gesucht durch allerlei satirische Beziehungen, die aber — es ist denn doch wohl vornöthig, mit einigem Ernst zu schließen — so über alle Gebühr fade und platt gerathen sind, daß selbst die Leute da unten keine sonderliche Freude daran gehabt haben, obwohl sie den guten Willen erkannten, ihnen zu gefallen.

In den letzten Jahren hat sich Z. auf die Geschichte, und, da dieselbe ihm nicht genügend erschien, auf die vermischten Wissenschaften gelegt, so daß es den Anschein hat, er werde wohl schwerlich jemals wieder etwas Poetisches liefern.

§. 158.

Max Koller, jetzt vergessen, doch in den neunziger Jahren nicht unberühmt, denn es gelang ihm, eine beträchtliche Menge von Herzen im Parterre und in den Logen zu rühren. Er erreichte dies durch zwei Schauspiele: „Der

Graf von Santaverchia“ und „die Dichterfamilie.“ In dem erstern war das damalige Gespräch des Tages: Aufklärung im Conflict mit dem natürlichen Gange zum Wunderbaren, nebst dem Grafen Cagliostro und den ihn begleitenden Geistererscheinungen, auf die Bühne gebracht, und da das gespenstische Wesen nicht wenig herabgesetzt wurde, die Aufklärung aber ihr besonderes Lob erhielt, so konnte die Wirkung nicht ausbleiben. Bei dem zweiten Schauspiele mußte man freilich bemerken, daß der Vf. von dem Leben eines Dichters nichts weiter erkannt, oder wenigstens zur Sprache gebracht hatte, als die Armut, die dasselbe meistens begleitet. Es ließen sich deshalb der Thränen viele, Auspfindungen, Gerichtsdienere, Hunger, Kummer u. s. w. anbringen, und da dies noch nicht hinreichend schien, um das Publikum mit Sicherheit zu entzünden, so wurde auch ein entsetzlicher Vaterfluch zu Hülfe genommen, dem Niemand widerstehen konnte. Wohl aber bedenkend, daß der Mensch nicht immer gerührt sein und weinen kann, war der Vf. auch für einen Lustigmacher in seinem Schauspiel besorgt, und verlieh dies Amt einem sehr ruchlosen Nachdrucker, der es allerdings versuchte, zu ergötzen; — vielleicht sogar selbst den:

jenigen Theil des Publikums, welcher, der Sparsamkeit wegen, nur Nachdruck zu kaufen pflegt.

Außer den genannten zwei Dramen hat Max Koller nichts geschrieben; was allerdings zu bewundern ist, da der erste Schritt nicht bloß den zweiten, sondern auch den dritten, vierten, zwanzigsten, achtzigsten u. s. w. zu veranlassen pflegt. So wenig nun aber auch jene Schauspiele für gelungen gelten können, und so verkehrt die Tendenz des Ganzen ist, so möchte dennoch, um mancher einzelnen Scene voll wahrhaften, nicht erlernten oder nachgemachten Gefühls, N's ganzliches Abtreten von der Bühne, zu bedauern sein. Er ist so ganz verschollen, daß ich nicht einmal mit Bestimmtheit habe herausbringen können, ob er noch lebe, und wie sein wahrer Name laute.

§. 159.

Breznier. Der Roman, den wir von ihm erhalten haben: „Geschichte eines Läderlichen,“ nach Hogarth, ist ehemals nicht selten gerühmt worden, doch könnten wir leider in diese Lobpreisungen nicht einstimmen, indem das Unkünstlerische in der Form, so wie in der ganzen Tendenz, zu sehr in die Augen leuchtet. Als Lustspielverfertiger hat er einen nicht geringen Namen erworben; doch freilich nur zu einer Zeit, wo man zum Theil in das Gelag hinein pro-

ducirte und eben durch dieses rasche und blinde Hinarbeiten, Talent oder gar Genialität zu bezeugen glaubte. Es ist schwer zu sagen, ob man ihm zu viel Ehre erweist, wenn man ihn mit dem Mahler von Ubeda vergleicht, der durch den Don Quixote bekannt geworden ist, da dessen Werke wohl schwerlich nach Deutschland gekommen sind. Jener Mahler gab, wie uns Cervantes erzählt, wenn man ihn fragte was er arbeite, stets die vergnüglich sorglose Antwort: „Was daraus wird,“ und hier, in Hinsicht dieser Unsicherheit, dürfte sich allerdings ein Berührungspunkt zwischen ihm und Brekner ergeben. Die Charaktere, welche B. darstellt, sind nicht etwa bloß durch Zufälligkeit roh und platt geworden; ein Umstand, der sich wohl bei manchem jungen Anfänger ereignen kann, der nach Bildung strebt, dennoch oft genug, von der wie eine schwere Cavallerie hervorbrechenden Roheit überrascht und gestört wird. Sondern es scheint bei B. alles mit Besonnenheit angelegt, und jene Plattheit im „Käuschgen,“ „Felix und Hannchen,“ der „argwöhnische Liebhaber,“ „Cheprofurator“ u. s. w. ist vielleicht als ein nothwendiges Requisit des Lustspiels und mithin als eine Schönheit von ihm betrachtet worden. In neuern Zeiten, wo das Publikum be-

kannentlich zu höherer Zartheit gediehen ist, hat man jene Comödien fast ohne Ausnahme zu einer ewigen Verbannung in die litterarische Polsterkammer verwiesen, und höchstens geht jener misstrauische Liebhaber mit beschnittenen Flügeln noch einmal im Jahr über die Bretter der deutschen Schaubühne hinweg.

§. 160.

Brehner zeigte einen nicht geringen Eifer für die deutsche Oper und Operette, ein Streben, das allerdings recht sehr zu loben sein würde, wenn die Kraft nur einigermaßen mit dem guten Willen Hand in Hand gegangen wäre. Da die Deutschen aber in Hinsicht der genannten Dichtungsgattung fast gar keine Wahl haben, sondern vorlieb nehmen müssen mit dem, was eben da ist, so fand man sich aufgelegt, ihm selbst für die mangelhaften Sachen zu danken, die er geben konnte. Sein „Irrwisch oder das wüthende Heer,“ sein „Apfelieb,“ sind ehemals beliebt gewesen, besonders um jener Bravourarien willen, die fast nur aus Rouladen und Trillern bestehen, und bei denen die angestrengte Stimme der Sängerin, an jene hüpfenden Geister in einem arabischen Märchen erinnert, welche auf der Spitze einer Nähnadel tanzen müssen.

Ein anderes ist es mit der „Entführung aus

dem Serail,“ die ohne Musik nur einer schlechten Lehmhütte gleicht; durch Mozarts Kunst aber zu einem herrlichen Feenpalast umgewandelt worden ist. Durch ihn blühet hier die tiefe und zarte Neigung des Abendlandes neben der farbig leuchtenden Pracht des Orients, die glühende Leidenschaft und Eifersucht neben dem gaukelnden Scherz und der gelassenen Lebensfreudigkeit, und in dem letzten Duett ist selbst der Tod zu einem festlich schönen Triumphgesange geworden, der doch in seiner Festlichkeit wieder so milde ist, und so rührend sanft das Heiligste in dem menschlichen Gemüthe löset. Mit einem Wort: Wir haben hier eine Oper erhalten, die wir mit stolzer Freude und inniger Ueberszeugung Shakespears Romeo und Julie gleich sehen dürfen.

Brezner freilich ist allerdings an allem diesem Herrlichen gar sehr unschuldig, und hat nichts weiter gegeben als das herkömmlich Mittelmäßige und Rohe. Dennoch wollen wir ihm selbst die wahrscheinlich bewußtlose Fronie gegen seinen Bassa, den er als ungeliebten Liebhaber stets in Prosa reden und nie singen läßt, als etwas Gelungenes anrechnen; obwohl es nicht zu läugnen ist, daß dieses Gelungene — eine zweckmäßig fortdauernde Apostrophe — ohne sonderliche

liche Schwierigkeit zu erreichen war. Der entgegengesetzte Fehler hätte ungleich größere Anstrengungen gekostet und vielleicht ist er nur um deswillen vermieden worden.

§. 161.

Friedrich Schlenker. Auch dieser Schriftsteller wählte die große deutsche Ritterzeit zum Gegenstande seiner Darstellung, wohl wissend, daß es wenigstens nicht das schlimmste Zeichen der schwächern Zeit sei, wenn sie sich gern im Spiegel der stärkern betrachtet. Das Schlimmste war, daß er selbst von jener Periode keine sonderliche Kenntniß an sich gebracht hatte, so wie gleichfalls sehr betrübt, daß er jenes Wenige nicht reinlich und kräftig darzustellen vermochte. Man muß es ihm nachsagen, daß er sich fast immer sehr interessante Zeiten, und Fürsten von reichhaltigem farbigem Leben, für seine Bücher aussuchte, als da sind: Wiprecht, Graf von Groitzsch, Friedrich mit der gebissenen Wange, der vierte Heinrich, Rudolph von Habsburg u. s. w. Aber auch die interessantesten Männer, und ihr an Handlungen und Begebenheiten überströmendes Leben war ihm noch lange nicht anziehend genug, und, im ewigen Streit mit der Geschichte, setzte er zu und ließ weg, nach Gefallen, wodurch er denn, wie billig, fast alles

verdarb. Am erträglichsten hat ihm noch der gebissene Friedrich ausgeholfen, da es allerdings Szenen in seinem Leben giebt, die nicht wohl ganz verdorben werden können. Wir meinen z. B. die, wo ihm seine unglückliche Mutter in der verletzenden Abschiedsstande, die Wange blutig küßt, oder wie er im männlichen Alter, von Feinden heftig verfolgt, in Verhältnissen wo jede Secunde wichtig war, mit seinen Rittern einen Kreis schließt um die Amme, die seinen kleinen Sohn trägt, und ausruft: „Mein Kind soll trinken und wenn ganz Thüringer Land darüber verloren ginge.“ Doch versteht es sich von selbst, daß es unendlich besser gewesen wäre, solche Szenen bloß aus irgend einer alten treuherzigen Chronik abzuschreiben, die ihm selbst geholfen haben würde bei Aufsitzen, die er gar nicht begriff, z. B. bei der Schwermuth, die ein altes Deutsches Schauspiel von den fünf klugen und fünf thörichten Jungfrauen *) in ihm erregte, eine schmerzliche Gefühlsabspannung, die mit dem Tode endete. Von der durchaus unwürdigen Weise, wie hier rein historische Charaktere z. B. Adolf von Nassau, Albrecht von Oestreich u. s. w.

*) Das älteste deutsche Schauspiel, von dem wir Nachricht haben.

und Weltbegebenheiten wie die Schlacht bei Lützen behandelt worden, ist es wohl besser gänzlich zu schweigen.

§. 162.

Lustiger ist es schon mitanzusehen, wie sich diesem etwas beschränkten Autor der Charakter der Italiener, der Päpste, und der Geistlichkeit des Mittelalters im allgemeinen abgespiegelt hat. Sie sind fast alle durch die Bank unsägliche Bossewichte, und haben eben deshalb bei ihm fast immer schon a priori Unrecht, sie mögen nun auch unternehmen was sie wollen. Mit einer wahren Lust sind deshalb Gregor dem Siebenten sämmtliche nur irgend aufzutreibende Fesseln von Bosheit umgehängt worden, die sich denn auch in dem ganzen feindlichen Verhältniß zu dem Kaiser Heinrich, so wie in dem freundlichen zur Pfalzgräfin Mathilde ohne Scheu ausspricht. Was treue Chroniken und spätere geistreiche Schriftsteller über Gregor und dessen Wesen und Willen vorgebracht haben, wird von dem Verfasser verschwiegen, oder ist ihm wohl gar gänzlich unbekannt geblieben.

Zu diesen Mängeln gesellt sich noch die ungünstliche dialogische Form, in welche S. seine Helden und Heldinnen gegossen hat. Eine Menge Personen kommen zusammen, und sprechen ne:

ben einander (man darf billig nicht sagen zu einander) weitläufig hin, je breiter je besser, ohne Kraft und Saft, und scheinen sämmtlich in irgend einer mittelmäßigen Schule der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die deutsche Sprache gelernt zu haben. Erinnerte nicht zuweilen der besiederte Helmbusch und die Rüstung, von der denn doch zuweilen die Rede sein muß, an das Mittelalter, so würden wir glauben müssen, es seien aus gewöhnlichen Zeiten noch gewöhnlichere Menschen aufgetreten, und unterhielten sich herkömmlicher Weise.

Was Schlenkerts Schriften in einer gewissen Zeit demungeachtet einigen Beifall verschafft hat, ist theils in dem ungesicherten Geschmacke der größeren Hälfte der Lesewelt, theils in dem Umstande zu suchen, daß man doch selbst die bloßen Namen Kaisers Friedrich, des Habsburgers Rudolph u. s. w. lieber hört, als die der nothleidenden halbverhungerten modernen Familien, die eine andere Gattung der damaligen Schriftsteller so häufig aufstellte. Wie sehr übrigens jene verzerrte Weise, die Geschichte zu behandeln, dem wahren und ernstern Studium derselben, besonders bei unreifen Knaben und Halbjünglingen geschadet habe, ist schon oftmals von ernstern Recensenten auseinander gesetzt wor-

ben, und es ist deshalb nicht vonnöthen, dieses betrübte Lied von neuem anzustimmen.

In späteren Jahren hat sich S. fast ganz vom litterarischen Schauplatz zurückgezogen, was in der That zu bedauern ist, indem ein kräftigeres Streben in reiferen Jahren die ästhetischen Fehler seiner Jugend hätte wieder gut machen und in Vergessenheit bringen können.

S. 163.

Friedrich von Dertel. Es ist nicht zu läugnen, daß gar manche schriftstellerische Thätigkeit sich auf nichts weiter gründe, als auf die Begierde, sich gedruckt zu sehen. Das Heilige und Mystische, das den ewigen Lettern bewohnt, hat allerdings auch etwas so entschieden Erfreuliches, daß es selbst bei mittelmäßigen Geistern, und auf der andern Seite auch bei reinstiltlichen Charakteren, die sich sonst nichts Zweckwidriges und Unerlaubtes verstatten würden, eine besondere Neigung, oder, wie man wohl noch treffender sagen möchte, eine krankhafte Lüsterheit erwecken mag. So hatte z. B. der oben genannte Schriftsteller dem Publikum im eigentlichsten Sinne des Wortes wenig oder gar nichts zu sagen, und dennoch schrieb er ununterbrochen fort bis ans Ende seines Lebens. Da er aber wohl einsah, daß das Produciren aus eignen

Mitteln mit ganz besondern Schwierigkeiten verbunden sei, und er ferner mit seltener, höchst löblicher Bescheidenheit, sich selbst das produktive Talent in höherem Sinne absprach, so blieb ihm fast kein anderer Ausweg übrig, als zu übersetzen. Das wäre nun, wenn es mit geläutertem Geschmacke geschehen, mancher Ehre werth gewesen, allein dem war leider nicht also, sondern es scheint, als habe Oertel fast alles übersetzt, was ihm vor die Hand gekommen: Schlechtes, Mittelmäßiges und erträglich Gutes. Was sollen uns die Erzählungen aus Canterbury (von Henriette Lee), oder das Schloß Ankerwick, oder des Geheimnisses Kind Edlina, oder Ethelwine, die durch den Beisatz, sie sei denn doch ein Fräulein aus Westmoreland gewesen, gewiß nicht anziehender wird, oder das Grab, der Mönch, der Nachtbesuch, Ormond, Paul und andere Personen und Sachen dieser Art? Man darf mit der größten Ruhe versichern, daß die Deutschen dergleichen Bücher schon bei Dutzenden aus eigener Macht erzeugt, und deshalb eben nicht vonnöthen haben, nach der Fremde hinüber zu schauen. Oder lernt man etwa das Englische und Französische nur, um hinterher durch Uebersetzungen mittelmäßiger Schriften zu zeigen, daß man das Honorar nicht um-

sonst ausgezahlt habe? Sollte man nicht fast wünschen, daß die besseren Sprachmeister, wenn sie ihre Schüler entließen, dem, welchem sie nicht ein ganz besonderes Talent und gereiftes Urtheil zutrauen dürften, zuvor erst das Wort abnähmen, das Gelernte nicht also zu misbrauchen? — Der Vorschlag hat freilich seine Schwierigkeiten.

Indessen producirte Oertel auch zuweilen aus eigenem Geiste, doch leider ohne Glück. Sein Diethelm ist eine betrübte Nachahmung der Wosfischen Luise und des Goethischen Herrmann, in Hexametern abgefaßt, die man selbst mit mittelmäßiger Prose, wenn sie nur unbefangen wäre, gern vertauschen würde. Seine Novelle: „Der Blumenpfad,“ hat einen der betrübtesten Fehler, vor dem der Novellendichter nicht genug sich wehren kann: Die Süßlichkeit, an Fadhelt streifend.

S. 164.

Mit ihm zu nennen als unermüdlicher Uebersetzer ist: M. P. Stampell, doch dürfte dieser noch schärfern Tadel verdienen, da er fast nur französische Romane übersehte, und zwar mitunter solche, die selbst in Frankreich längst als verfehlt anerkannt worden waren. Fast nur ein einziges Mal traf er eine glückliche Wahl, als er nämlich zu Chamfort überging, und die

sen höchst witzigen Schriftsteller, wenigstens theilweise, den Deutschen zeigte. Indessen kann eine solche Uebersetzung nicht genügen, da, wie es scheint, nur eben so viel Fleiß auf dieselbe gewandt worden ist, als auf jede andere, die es mit irgend einem Alltags-Schriftsteller zu thun hatte. Wozu überhaupt, so mag man wohl fragen, die Uebersetzung eines Schriftstellers, den Jeder, dem es um die Kenntniß eines in seiner Art und Nationalität klassischen Schriftstellers zu thun ist, in der Ursprache lesen muß, wenn er den unverkümmerten Genuß haben will?

Was Stampell Cignes geliefert hat, ist ganz bedeutungslos, worüber besonders das Taschenbuch Aglaja hinlängliche und betrübte Auskunft geben kann.

§. 165.

Valerius Wilhelm Neubeck. Wir besitzen von ihm nur ein einziges größeres Gedicht, und zwar von der beschreibenden Gattung: „Die Gesundbrunnen,“ in welchem der Dichter, der zugleich Arzt ist, eine schöne Fülle von klarer Erkenntniß der Natur und liebender Sorgfalt für die Menschen, an den Tag gelegt hat. Es besteht aus vier Gesängen, deren erster sich mit der Entstehung der Mineralquellen, der zweite mit den vornehmsten, welche Deutschland besitzt,

der dritte und vierte mit rein menschlichen und ärztlichen Vorschriften für die den Brunnen Genießenden beschäftigt. Es kann dem ersten Blicke des oberflächlichen Beschauers scheinen, als eigne sich ein solcher Gegenstand der Poesie nicht an, doch abgerechnet, daß einen solchen schon mehrere griechische und römische Dichter, die sich nicht selten mit wahrer Lust nach einem bei weitem mehr widerstrebenden Stoffe umsahen und ihn meist glücklich beherrschten, widerlegen können, sollte wenigstens der vielbesprochene Martin Opitz hinreichend bekannt sein, um zu wissen, mit welcher Gemüthserhebung der ehrwürdige Altvater seinen Vesuvius und Zlatna behandelt hat.

Es ist höchst erfreulich zu sehen, mit welcher Kraft und Ueberlegenheit Neubeck die besonders im ersten Gesange gar sehr bedeutenden Schwierigkeiten des Stoffs überwunden hat, in solchem Maße, daß wir selbst das glückliche Ringen nicht einmal mehr gewahr werden, sondern gleich der Sieg selbst sich uns vor die Augen stellt.

§. 166.

Der naturhistorische Inhalt des ersten Gesanges (sagt der geistreiche Rec. des Werks in der N. L. Z. 1796) ist durch eine kühne, aber erlaubte Dichtung ganz ins Wunderbare und

Epische hinüber gespielt. Nach der kurzen, in eine lobpreisende Begrüßung der Hygiea, als seiner Muse, verwebten Ankündigung, wendet sich der Dichter an die Nymphe der Gera, welche nahe bei seinem Geburtsort, Arnstadt in Thüringen, vorbeifließt, um von ihr in das Reich der Quellen eingeführt zu werden. Romantische Gemälde des von ihr durchströmten Thales, und hierauf der Grotte, wo sie entspringt. Hier erscheint ihm die Göttin, und drückt in der Antwort auf seine Bitte:

Kühn, o Sterblicher, ist der Wunsch, ein Land
zu betreten,

Wo mit verwegennem Tritt noch kein Erschaf-
fener jemals

Wandelte; doch dir sei er gewährt. Kein frev-
les Verlangen,

Keine vermehrte Begier, das Unbekannte zu
schauen,

Aber den schönen Wunsch, hülfreich und tröst-
lich den Menschen,

Gleich den ewigen Göttern zu sein, erblick ich
im Innern

Deiner unsterblichen Seele
die sittliche Stimmung des Dichters aus.

Dann folgt die Belehrung, woher über-
haupt die Quellen den Reichthum ihrer Gewäs-
ser empfangen — das Reich der eisenhaltigen

Quellen. — Wie das Wasser von Eisentheilchen durchdrungen wird und dadurch eine stärkende Kraft gewinnt, durch ein liebliches Gleichniß erläutert. — Die fixe Luft verursacht das Brausen und Perlen der Mineralwasser. Loblied auf das Eisen, dessen mannigfaltiger Nutzen für den Krieg, Ackerbau, Compas u. s. w. geschildert wird. Heilkräfte des Eisens. Das Reich der Salze. Das Naturgesetz der Anziehung wird in seinem ganzen Umfange erklärt, und auf die Sympathie sittlicher Wesen angewandt. Darstellung der unterirdischen Flammenwelt der Vulkanen, wo die schwefelhaltigen und warmen Quellen entstehen. Dankhymnus des Dichters an die Nymphe, die ihn geleitet. Schluß des ersten Gesangs.“

Es würde zu weit führen, die andern Gesänge des genannten Gedichts, durch gleiches Eingehen in das Einzelne, zu würdigen; doch schien jene genaue Beschreibung des ersten Gesanges auch hier vonnöthen, um die Besonnenheit und Klarheit zu zeigen, mit der der Dichter sein beschriebenes Werk unternommen und ausgeführt hat, und um die Theilnahme der Deutschen für dasselbe von neuem zu erregen.

§. 167.

Overbeck. Er gehört zwar nicht zu jenen

eminenten Dichtern, die, unverändert durch die Zeit, die Zeit selbst verändert haben; aber er ist mit vollen Ehren jener wohl auch nur kleinen Zahl von deutschen Sängern beizugesellen, denen es gelingt, ihre reine Gesinnung und ein Gemüth, gleichmäßig gestimmt für milden Ernst so wie für milde Freude, in sanft tönenden und richtig gemessenen Worten auszusprechen. Mehrere dieser Gedichte sind auf eine entschiedene Weise für den Gesang berechnet, und scheinen sich gleichsam nach demselben zu sehnen, da sie ohne ihn nicht eigentlich vollständig sind. Einige der zarteren tragen den Gesang in der That schon in sich und bringen ihn mit, also daß der Componist nur die Worte in Noten zu übersetzen braucht, wodurch in den meisten andern Fällen die Aufgabe des Musikers wohl keinesweges genügend gelöst sein möchte.

Overbecks Poesien haben sowohl durch ihren freundlichen Inhalt als auch durch ihre Sangesbarkeit mitwirken wollen, den deutschen Gesellschaften Ton und Gesang zu geben, und es ist ihnen auch nicht ganz mislungen, obwohl ein besseres und allgemeines Resultat erst noch von einer fröhlichern Zukunft zu erwarten sein möchte.

Overbecks Gedichte sind heut zu Tage fast vergessen: ein Geschick, das sie mit manchem

noch näher liegenden Trefflichen theilen. So viel mir bewußt, ist nicht einmal eine eigene Sammlung derselben erschienen, oder, wenn dies dennoch der Fall sein sollte, wenigstens in gegenwärtiger Zeit kaum mehr aufzutreiben. Wohl wäre es der Mühe werth, durch eine Auswahl der besseren Overbeck'schen Poesien die Erinnerung an einen Dichter wieder zu erwecken, der, wenn er auch nur das Eine Gedicht gegeben hätte:

„Warum sind der Thränen
Unterm Mond so viel,
So viel hanges Sehnen,
Das nicht laut sein will —“

bei den herzlichen Deutschen stets ein achtendes Andenken verdienen wird.

§. 168.

F. W. Schmidt, wegen der Mehrheit seiner Namensgenossen gewöhnlich nach seinem Wohnorte Werneuchen näher bezeichnet.

Es ist im Leben gewiß eine gar edelliche Sache um die Genügsamkeit, und sie kann zu einer reinen Tugend erhoben werden, wenn sie es bis zum entschiedenen Wohlgefallen und Verhagen an sich selbst bringt. Ein anderes aber ist es, wenn sie, wie bei S., in die Poesie einschreitet, und auf einem Strohlager sich häuslich niederlassen will, dort wo nur Götter woh-

nen in Tempeln. S. hatte die nicht eben dichterische Bemerkung gemacht, daß die meisten Poeten, besonders wenn sie die Natur und das Land leben schildern, gewaltig übertreiben und von Schönheiten viel zu sagen wissen, die, wenn man früh nüchtern aus der Hausthür tritt, nicht eben zu finden sind. Er glaubte deshalb einen andern Weg einschlagen zu müssen, und mahlte die Sachen wie sie sind; aber er that dem Dinge zu wenig, und statt zu übertreiben, untertrieb er nun. Es ist freilich nicht zu leugnen, daß die Mittelmark manches Sandland enthält, aber es giebt denn doch auch in ihr manche angenehme Parthien. Diese letzteren verschmäht er indessen fast immer, und führt die Leser nur auf sandigen Wegen spazieren, wobei er, wenn es ihnen etwas sauer wird, eine gewisse schalkhafte Lust nicht verhehlen mag, meynend, das sei eben das Rechte. Die munteren Kinder, denen wohl ein freier grüner Spielplatz zu gönnen wäre, führt er fast grausam nur auf Ameisen, und andere noch schlimmere Haufen, und mit Vermeidung aller guten Wirthshäuser, deren es doch auch noch manche giebt, bringt er uns nur in solche, wo trocknes Brodt und saures Bier nicht sonderlich zum Genuße ladet. Nur ein einzigesmal (wenn ich nicht irre) wandelt ihn das Mitlei-

den an, und er spricht von dem angenehmen Duft des Eierkuchens, und labt uns in der Schluß-Terzine eines Sonettes mit einer Hand voll Heidelbeeren, die wenigstens etwas Kühles haben, das nach so unbequemen Spaziergängen recht wohlthätig ist.

Es scheint übrigens, als sei das Urtheil über G. bereits erschöpft durch Goethes Gedicht: „Die Musen und Grazien in der Mark,“ welches in der That ein recht vollendetes genannt zu werden verdient, und, außer dem gar unmilden Titel, auch nicht eine übertriebene Zeile enthält. Dennoch wolle man nicht vergessen, daß auch G. eben durch seine Parodie gezeigelt hat, er halte G. für einen in seiner Art ausgezeichneten und merkwürdigen Autor. Und so ist es denn auch wirklich: denn nur ein unvollständiger Irrthum ist uninteressant zu nennen; ein vollständiger, so wie der, welcher die Schmidtschen Gedichte hervorbrachte, ist lehrreich und einer aufmerksamen Betrachtung werth.

§. 169.

Friedrich Bouterwek. Mit Uebergang der philosophischen Werke dieses Schriftstellers, unter denen die Apodiktik wohl das charakteristischste, so wie „Paulus Septimius oder das letzte Geheimniß des Eleusinischen Priesters“

das schwächste sein dürfte, kann hier nur von den poetischen Schriften des Verfassers die Rede sein. Man wird sich vielleicht erinnern, daß der Graf Donamar, ein Roman in drei Theilen, einst recht berühmt war, bis endlich sein Scheinleben an den Tag gekommen, und er in seine Geringsfügigkeit zusammen gesunken ist. Dennoch ist es mit jenem Scheinleben allerdings etwas recht Merkwürdiges, und wenn selbst das vortrefflichste Englische Zinn auch nimmermehr zu edelm Silber werden kann, so bleibt doch immer die Künstlichkeit, mit der es verarbeitet worden, der Betrachtung werth. Wir haben in jenem Roman einen Helden bekommen, der mit Welten schwanger geht, doch immer, wenn man meint, es werde nun endlich einmal das Bedeutende zum Durchbruch kommen, sich mit pretiosen Sentenzen abfindet, höchstens einmal in einigen Schlachten mitficht, und manche nicht eben außerordentliche Liebesabentheuer besteht. Wir finden hier ferner eine Buhlerin, von der man uns einreden will, sie sei außerordentlich fein gewesen; sieht man sie aber recht genau an, so findet man wohl, daß sie nach einem nicht ungewöhnlichen Romanenmodell gezeichnet worden ist, und keine Ansprüche machen darf, für eine wirkliche Person zu gelten. Ein ähnliches Misgeschick

schick bei der Zeichnung verderbter weiblicher Charaktere waltet über gar vielen deutschen Romandichtern, die gewöhnlich nie unbeholfener sind, als wenn sie sich recht fein benehmen wollen. Gehen sie auf Wahrheit aus, so fehlt ihnen, um diese psychologisch zu entwickeln, fast immer die Kenntniß der großen Welt und die Selbstanschauung jener Charaktere, die bekanntlich mit den engen Studierstuben der Gelehrten nur wenig zu thun haben; halten sie es mit dem Ideal, d. h. mit dem, was man so à l'ordinaire das Ideal nennt, so gerathen sie meistens in die reine Leere, oder in den entgegengesetzten Fehler: die bunte Frazenhaftigkeit. —

§. 170.

Ferner erhalten wir in jenem Werke auch noch einen geheimnißvollen Charakter zu schauen, einen Revenant des Schillerschen Armenters, der zuerst, mystisch und mystificirend zu gleicher Zeit, sich neue Bahnen gebrochen hatte, und allerdings mit genügender Kraft ausgerüstet worden war, um solches zu vermögen. Wie aber jedem deutschen Original fast immer eine Menge Nachahmer folgen, mit kleinen Taschenspiegeln bewaffnet, in denen sie die Strahlen jenes selbstständigen Genies auffangen wollen, so auch ganz besonders, als Schillers Geisterseher aufgetreten

war, ein Werk, das allerdings zu den ausgezeichnetsten Arbeiten des edeln, unvergeßlichen Deutschen gehört. Bei allen jenen Nachahmungen (San Giuliano im Donamar nicht ausgenommen) darf dem Leser gar wohl die gute Erzählung von Gellert: „Der Geheimnißvolle“ einfallen, in der es gleich anfangs heißt:

Mit sehr geheimnißvollen Mienen
Tritt Strephon in Krispinens Haus,
Studirt beim Eintritt bald Krispinen,
Und bald die Seinen seitwärts aus.

Da sich hoffen läßt, daß die folgenden Verse bekannt sind, so gebe ich hier nur den angenehmen Schluß des Gedichts:

Nachdem er den Krispin beschworen,
Das zu verschweigen was er sagt,
So flüstert er ihm in die Ohren:
Der König fuhr ißt auf die Jagd.

Mehr als dieser Strephon haben die forcirten Mystiker, mit denen manche Romanschreiber den Armenier überbieten wollten, allerdings nicht zu sagen, und sie unterscheiden sich nur dadurch von dem Gellertschen Geheimnißvollen, daß sie noch bei weitem ernstere Anstalten machen, und die Schauer der Mitternacht und einiger Todtenköpfe zu Hülfe nehmen.

S. 171.

Wenn indessen der genannte Roman durch mancherlei pikante, choquante und abenteuerliche Scenen sein Leben fast ein ganzes Quinquennium fristete, so erlebte der zweite, ihm folgende: „Gustav und seine Brüder“ das Misgeschick, daß fast niemand Notiz von ihm nahm. Es war des Verf. Absicht, in diesem Werk weniger die Phantasie als den Verstand in Anspruch zu nehmen, und durch genaue Entwicklung mancher psychologischen Probleme zu fesseln. Aber das ganze Buch hat durch jene stets durchscheinende halbphilosophische und moralische Tendenz etwas Kengstliches und Kaltes bekommen, das eben so wenig dem gebildeten, als dem nur nach Beschwichtigung des momentanen Lesebedürfnisses ausgehenden Publikum zusagen kann. Auch sind jene Probleme in den aufgestellten Charakteren keinesweges bedeutend genug, um dem tieferen Psychologen zu genügen, so wie der reine Kunstfreund das Unterschieben eines der Poesie fremdartigen Zweckes nicht wohl ertragen mag. —

Wenn die Modernen einräumen müssen, daß sie dem antiken Epos nur ihre gelungenen Romane mit Sicherheit entgegenstellen können, so ist es billig, in dieser Gattung der Poesie ganz besonders streng zu urtheilen, und sich weder

durch geglückte Einzelheiten, noch durch einen erträglich gerundeten Styl täuschen zu lassen. Bouterweck hat selbst das redliche Geständniß ausgesprochen, er sei kein Dichter: ein Wort, das man nicht so schnell vergessen sollte.

§. 172.

Ihm bleibt noch mancher Ruhm, der ihm nicht entrisen werden kann. Er ist ein fleißiger Litteraturhistoriker, ein Verdienst, das nicht angefaßt werden möge, obwohl man gar sehr wünschen darf, daß er sich endlich einmal von einer gewissen engen und unfreien Kritik (die sich besonders bei der Beurtheilung Dante's und Shakspears sehr unangenehm ausspricht,) frei machen möchte. Er zeigt sich in seinen neueren Schriften als einen oft glücklichen Psychologen und Sittenlehrer, er giebt nicht selten gute und Ideen weckende Fragmente, und wir besitzen von ihm einige Epigramme, deren Schärfe und Kraft man selbst dann anerkennen muß, wenn man das Angegriffene in mancher Hinsicht in Schutz nehmen möchte. Als Belege dieses letzteren Urtheils sind seine „Novellen und Reflexionen, aus den Papieren des Herausgebers der Geschichte des Grafen Donamar,“ „neue Besta,“ „kleine Schriften zur Philosophie des

Lebens und zur Beförderung der Humanität,"
u. s. w. anzuführen.

§. 173.

(Nachtrag zu Seite 320.)

A. v. Hellwig (Gedichte). E. A. Böttiger
(Entwicklung des Ifflandischen Spiels. Sehr ge-
lehrte archäologische Schriften. Kritiken). Bon
Steigentesch (Erzählungen. Schauspiele).
Kostorf (Dichtergarten). August Kuhn (der
Freimüthige). F. W. Gubitz (Gedichte. Kritiken).
Karl Stein (Erzählungen. Lustspiele). Beau-
regard Pandin (Novellen. Kritiken). Karo-
line Spazier (Briefe der Lespinasse. Urania,
Taschenbuch. Uebers. der Briefe, Charaktere u. s. w.
des Prinzen von Eigne). W. Vergius (Blät-
ter von Aleph bis Kuph. Kleine Handreise.
Vlepsiädemus). Karl Müchler (Gedichte. Anek-
dotalmanache). Fr. Kambach (Schauspiele.
Archiv der Zeit. Historische Romane. Kronos,
Zeitschrift). Friedrike Brun (Reisebeschreibun-
gen. Gedichte. Herausgabe der Briefe Johannis
von Müller an Bonstetten). E. A. Fischer
(Reisebeschreibungen. Gemälde von Madrid und
Valencia). Althing (Höchst verwerfliche Ro-
mane voll niedriger Wollustscenen). Bürde
(Operetten. Vermischte Gedichte). Theodor
Körner (Knospen. Schauspiele noch ungedruckt,

doch bereits auf der Bühne erschienen). Fanny (Matalie). Wilhelmine Wilmar (Zauberbilder) u. s. w.

Es bedarf wohl des Zusatzes nicht, daß hier nicht immer Rangordnung hat beobachtet werden sollen, sondern daß die Meinung nur war, mehrere von den Schriftstellern zu nennen, die der Darsteller der ästhetischen Bemühungen der Deutschen während der Jahre 1795—1812, nicht vergessen darf.



59608

ROTANOX
oczyszczanie
IX 2008

KD.2081
nr inw. 2800